Tagebuch

während der

Belagerung von Paris

von

Henry Labouchère

Correspondent der „Daily News" in Paris.

Deutsche autorisirte Ausgabe.

2. Lieferung.

Leipzig,
Verlag von F. Loewe.
1871.

10.8.214

Ich kann nicht umhin, zu vermuthen, daß das Resultat der Abstimmung der Armee am Donnerstage nur relativ richtig ist. Linie, Mobilgarde und Marine belaufen sich, wenn ich mich nicht sehr irre, auf noch nicht 250,000 Mann. Die zweite Armee unter General Ducrot zählt etwa 110,000 Mann.

Die Engländer stehen endlich im Begriff, abzureisen. Sie sind sehr entrüstet darüber, daß sie, wie sie sagen, so lange an der Nase herumgeführt worden und beschweren sich laut über ihre Gesandtschaft. Ich glaube jedoch nicht, daß Oberst Claremont oder Mr. Wodehouse an der Verzögerung schuld ist. Diese Herren haben ihr Möglichstes gethan, aber sie waren nicht im Stande, in Bezug auf den Tag des Auszugs ein Einverständniß zwischen den preußischen und den französischen Behörden herbeizuführen. Einerseits dauerte es allemal achtundvierzig Stunden, ehe man Antwort von Versailles bekam und andererseits konnte man, da England die Republik nicht anerkannt hatte, mit Trochu nicht amtlich verkehren. Oberst Claremont ist jedoch zufällig ein Freund von ihm und dank seinen Bemühungen in Verbindung mit denen Mr. Washburne's ist die Sache endlich auf genügende Weise arrangirt worden. Natürlich brauche ich kaum zu bemerken, daß das englische Ministerium des Auswärtigen sein Möglichstes gethan hat, um die Frage recht verwickelt zu machen. Es hat Mr. Wodehouse befohlen, für den Transport britischer Unterthanen zu sorgen, ohne zugleich die nöthigen Fonds mitzuschicken, und nachdem es Lord Lyons aufgetragen, die Archive mitzunehmen, verweist es fortwährend auf Instructionen, die in Depeschen enthalten sind, welche, wie es wohl weiß, sich in Tours befinden.

Mr. Washburne bleibt hier. Er hat Alles, was in seinen Kräften stand, gethan, um die Regierung zur Abschließung eines Waffenstillstandes zu bewegen, und offen erklärt, daß Paris nicht ohne Aussicht auf einen erfolgreichen Ausgang geopfert werden dürfe. Er ist außer sich über die getroffene Entscheidung und erwartet nun das Schlimmste. Im Interesse der Humanität ist es sehr zu beklagen, daß Lord Lyons Befehl erhalten hatte, Paris zu verlassen. Die persönliche Achtung, in der er stand und der große Einfluß, den er in Folge dessen ausübte, würden während der in den

letztvergangenen Tagen gepflogenen Unterhandlungen von unschätzbarem Werthe gewesen sein.

18. November.

Ich habe auch einmal geliebt. Die Persönlichkeit, welche Gegenstand meiner Neigung war, besaß viele liebenswürdige Eigenschaften. Ich hielt sie für einen Engel, wenn ich aber ihren Willen nicht that, so ging sie in ihr Zimmer und erklärte, sie werde, ohne Speise oder Trank zu sich zu nehmen, darin bleiben, bis ich nachgegeben hätte. Da ich stets recht und sie stets unrecht hatte, so konnte ich dies nicht; aus Mitleid aber mit der Schwäche ihres Geschlechtes und weil ich die Hartnäckigkeit desselben kannte, wußte ich die Sache immer so zu arrangiren, daß meine Geliebte ohne ein allzu großes Opfer für ihre Eigenliebe ihren Schmollwinkel wieder verlassen konnte. Die Pariser erinnern mich an diese sentimentale Episode meiner Existenz. Sie sind auf ein hohes Piedestal gestiegen und haben die Welt zum Zeugen angerufen, daß keine Gefahr, der sie ausgesetzt sein können, sie zwingen soll, von ihrem Standpunkt eher herabzusteigen, als bis sie erlangt haben, was sie wollen. Daß sie es erlangen werden, finden sie selbst sehr unwahrscheinlich und sie schauen sich daher sehnlich nach Jemandem um, der ihnen herunterhilft, ohne daß sie unbedingt genöthigt werden, ihre „eigenen Worte zu verschlucken". Sie hatten gehofft, daß der Waffenstillstand, der von den neutralen Mächten vorgeschlagen worden, sie auf irgend eine Weise ihrer Schwierigkeit entreißen werde, und nun sind sie, da die Belagerung immer noch fortdauert, über ihre besorgten Freunde sehr entrüstet.

So lange als sich annehmen ließ, daß Kanonen und Musketen ihr blutiges Werk blos außerhalb der äußern Forts verrichten würden und daß Paris sich seiner „heroischen Haltung" rühmen könnte, ohne wirkliche Drangsale oder Gefahren zu bestehen, sprach man laut und keck von nichts als Widerstand. Jetzt dagegen muß die Regierung alles Mögliche aufbieten, um den Muth der Bevölkerung nur einigermaßen aufrecht zu erhalten. Diese Thoren glaubten wirklich, die Welt betrachte, eben so wie sie, ihre Stadt als eine Art

heiliges Jerusalem und die öffentliche Meinung werde den Preußen nie gestatten, sie zu bombardiren oder die Hohenpriester der Civilisation, welche sie bewohnen, den rauhen Consequenzen des Krieges auszusetzen.

Man muß hier gelebt haben, um dies Alles richtig zu verstehen. In England schenkt man den Aeußerungen französischer Journale nur wenig Beachtung, die Pariser aber, welche von auswärtiger Politik weniger verstehen als die Schulknaben eines englischen Dorfes, lebten in dem für sie so schmeichelhaften Wahne, daß wir ebenso wie alle anderen Nationen weiter nichts zu thun hätten, als uns ihre günstige Meinung zu erwerben. Jetzt aber finden sie zu ihrem großen Erstaunen, daß außer einer auf das gewöhnliche Menschlichkeitsgefühl gegründeten allgemeinen Sympathie Niemand für Paris etwas Anderes empfindet, als für jede andere große Stadt und daß wenn sie ihr sogenanntes Heiligthum in ein verschanztes Lager für ihre Armeen verwandeln, sie auch die Folgen auf sich nehmen müssen. Entweder müssen sie die Friedensbedingungen des Siegers annehmen oder den Kampf fortsetzen.

Nach und nach lernen sie dies auch einsehen. Aus dem allgemeinen Ton der Conversationen, die ich höre, schließe ich, daß sie im Stillen zugeben, daß das Elsaß, wonicht auch Lothringen, unwiederbringlich verloren ist. Worte haben einen großen Einfluß auf sie und sie trösten sich über diesen Gebietsverlust schon mit der Redensart, daß das Elsaß einen Theil von Deutschland, Deutschland aber nicht das Elsaß annectiren werde. Eben so giebt man auch zu, daß früher oder später eine Geldentschädigung an Preußen gezahlt werden müsse.

Die Zeitungen, die in ihrem Lobe der Sprache, welche Jules Favre in Ferrières geführt, am lautesten waren, beklagen sich jetzt, daß durch hochtrabende Redensarten nichts gewonnen werde und daß es lächerlich von ihm sei, von Friedensbedingungen zu sprechen, welche Preußen nicht annehmen könne.

Der Hauptgrund des fortgesetzten Widerstandes ist der persönliche Ehrgeiz der Mitglieder der Regierung, welche wohl wissen, daß wenn sie einen Waffenstillstand unterzeichnen, welcher gleichbedeutend mit Frieden ist, man sie später zu Sünden-

böcken machen und ſagen wird, ſie hätten die Pariſer um die Hoffnung betrogen, bis auf den letzten Mann umzukommen. Weitere Gründe ſind: die maulthierartige Hartnäckigkeit Trochu's und die Furcht der Hauptſtadt, daß ſie die Oberherrſchaft über die Provinzen verlieren könne.

Natürlich giebt es doch Einige, welche wirklich den Kampf bis auf's Aeußerſte fortzuſetzen wünſchen. Die Ultras hoffen auf dieſe Weiſe eine demokratiſche Republik zu gründen und träumen von den Erfolgen der erſten Revolution. Die Politiker wiſſen ſelbſt nicht recht, was ſie wollen. Ihre Hauptidee iſt, in ihrem eigenen Intereſſe die Centraliſation aufrecht zu erhalten, welche ſo lange der Fluch dieſes Landes geweſen iſt. Wenn ſie in Friedensbedingungen willigen, ehe Frankreich dem Lande ein Beiſpiel von Heroismus gegeben hat, ſo fürchten ſie, daß ihr Uebergewicht gefährdet werde; wenn ſie die Iſolirung fortdauern laſſen, ſo fürchten ſie, daß die Provinzen ſich an ſelbſtſtändiges Handeln gewöhnen, und wenn eine conſtituirte Verſammlung gewählt wird, während die freie Communication zwiſchen Paris und dem übrigen Frankreich unterbrochen iſt, ſo fürchten ſie, daß dieſe Verſammlung mehr aus localen Candidaten beſtehen werde, als aus ſolchen, welche, wie zeither ſtets der Fall geweſen, den Departements durch eine centrale Organiſation in der Hauptſtadt aufgedrungen werden.

Die Lage der Regierung iſt eine eigenthümliche. Vergangenen Donnerſtag erhielt ſie bei ihrem Plebiscit eine bedeutende Majorität, weil man allgemein annahm, daß „Oui“ Frieden bedeute; auf vielen Zetteln waren ſogar die Worte „und Frieden“ dem „Oui“ ausdrücklich beigefügt. Die Anführer Derer, welche ſich auf den Ruf „Keinen Waffenſtillſtand!“ empörten, hat man feſtgenommen. Ihre Freunde, die Bourgeois, wollten die Municipalwahlen bis nach dem Kriege verſchoben wiſſen und erhoben daher den Ruf: „Keine Commune!“ In jedem Arrondiſſement ſind ein Maire und zwei Adjuncten gewählt worden und dieſe Maires und Adjunctenhaben ſich blos zu verſammeln; um das Recht der Einmiſchung in öffentliche Angelegenheiten auszuüben, welches eine Municipalität in eine Commune verwandelt. In Belleville iſt der gewählte Maire ein Gefangener und ſeine beiden Adjuncten Flourens und Millière halten ſich verſteckt. Im

19. Arrondissement ist Delescluze, bei weitem der Fähigste der Ultras, zum Maire gewählt. Im Gegensatz zu den Wünschen ihrer Anhänger sollen wir folglich keinen Waffenstillstand haben, werden aber wahrscheinlich eine Commune bekommen. Die Ultras werden verfolgt, ihr Programm aber ist angenommen.

Es scheint jetzt zwischen allen Parteien innerhalb der Stadt stillschweigende Waffenruhe zu herrschen, bis Trochu einen Versuch gemacht hat, seinen famosen Plan auszuführen. Während der letzten vierzehn Tage hat die Regierung keine Nachrichten veröffentlicht, die sie aus der Provinz erhalten haben könnte. Thiers hat entweder über den Zustand derselben keinen Bericht erstattet oder man hat diesen verheimlicht. Jules Favre geht in seiner Depesche an die auswärtigen Gesandten in keine Details ein, sondern beschränkt sich auf die einfache Mittheilung, daß der Waffenstillstand deshalb nicht abgeschlossen worden, weil Graf Bismarck nicht gestatten wollte, daß Paris während der fünfundzwanzig Tage, welche der Waffenstillstand dauern sollte, wieder verproviantirt werde.

Unsere Begier nach Neuigkeiten in Bezug auf das, was draußen vorgeht, muß sich mit den Worten begnügen, welche Thiers gesprochen hat: „Ich habe die Loire-Armee und die preußische Garde gesehen und gebe der erstern entschieden den Vorzug.“ Die Débats und einige andere Journale enthalten Auszüge aus den englischen Zeitungen bis zum 22. vorigen Monats. Ich bemerke, daß Alles, was gegen Frankreich spricht, unterdrückt ist, während man dem, was man veröffentlicht, die Bemerkung vorausschickt, daß, da die Quelle englisch ist, die Wahrheit nicht zu bezweifeln sei. Auf diese Weise erfüllt die Presse ihre Mission, während sie gleichzeitig die Regierung schmäht, daß sie Nachrichten zurückhalte.

Der vorigen Sonntag in einem von Trochu unterzeichneten Decret angekündigte Plan zu einer andern Eintheilung der Truppen ist noch nicht in Ausführung gebracht worden, sondern hat die Verwirrung blos noch größer gemacht. Der eigentliche Zweck war, wie ich höre, General Ducrot, anstatt General Vinoy, das Commando auf dem linken Seineufer zu geben, weil man erwartet, daß der Kampf auf dieser Seite des Flusses stattfinden werde. General Vinoy ist so entrüstet

darüber, unter die Befehle des Generals Ducrot gestellt worden zu sein, daß er seine Entlassung auf den Grund hin einzureichen droht, daß nach dem Kriegsgesetz kein Offizier verpflichtet ist, unter einem General zu dienen, welcher capitulirt hat und sich deshalb noch nicht vor einem Kriegsgericht verantwortet hat. Der Streit wird indessen, glaube ich, beigelegt werden, ohne vor das Publikum zu kommen. General Vinoy's Rücktritt würde eine schlechte Wirkung auf die Armee äußern, denn er ist bei Offizieren sowohl als bei Soldaten weit populärer als Ducrot oder Trochu, denn er gilt für einen General vom Degen, während letztere mehr als Generale von der Feder betrachtet werden. Bei Trochu namentlich ist Sprechen und Schreiben zur förmlichen Manie geworden. „Ich bin mehr als zehnmal in Geschäften bei ihm gewesen", sagte ein höherer Offizier zu mir, „war aber nie im Stande, ihm auseinanderzusetzen, weshalb ich kam, denn er sprach so unaufhörlich, daß ich kein Wort anbringen konnte."

Ich war heute Morgen draußen bei den südlichen Vorposten. Die Forts feuerten mit Unterbrechungen. In Cachan wurden zwischen preußischen Schildwachen und Mobilgardisten lebhaft Schüsse gewechselt. Vollkommen unbegreiflich ist es mir, wie man den Preußen hat gestatten können, sich in Clamart und Chatillon, welche sich innerhalb des Bereichs der Kanonen dieses Forts befinden, festzusetzen. Unsere berühmten Artilleristen scheinen sie nicht abgehalten zu haben, Batterien gerade da zu errichten, wo sie für uns am gefährlichsten sind.

General Trochu hat mir seinen Plan nicht anvertraut, dennoch aber bin ich geneigt, zu glauben, daß er wohlthun werde, wenn er denselben bei Seite legt und vor allen Dingen bemüht ist, den Feind aus Chatillon und den angrenzenden Dörfern zu vertreiben, ehe seine Batterien ihr Feuer eröffnen. Ich äußerte dies gegen einen Offizier und er entgegnete, daß die Truppen infolge des Decrets vom vorigen Sonntage kaum noch wüßten, wer sie commandire oder wo sie stationirt werden sollten. „Auf dem Papiere", setzte er hinzu, „stehen ich und mein Bataillon in Malmaison."

Was den Ausfall betrifft, durch welchen man die preußischen Linien zu durchbrechen und Paris wieder zu ver-

proviantiren gedenkt, so ist es geradezu ungereimt, davon zu sprechen. Wenn Trochu es versucht, so ist der Ausgang höchst wahrscheinlich ein verderblicher und die gegenwärtige politische Situation macht es unbedingt nothwendig, daß unser nächster Zusammenstoß mit dem Feinde von einem wenigstens scheinbaren Erfolg begleitet sei. Das Beste wäre, wenn wir aushielten, so lange unsere Vorräthe reichen und uns im Uebrigen auf den Zufall verließen. Bei der gegenwärtigen Stimmung der Soldaten und der Bürger aber ist dies unmöglich. General Trochu hat so bestimmt erklärt, daß er den Feind nicht blos von Paris fern halten, sondern auch nöthigen werde, die Belagerung aufzuheben, daß er etwas thun muß, um sein Wort zu lösen.

Wir haben beinahe unsere Leiden über die Kunde vergessen, daß König Wilhelm seinen Sohn und seinen Neffen zu Feldmarschällen ernannt hat. Wir möchten nun wissen, ob er, wenn er Paris einnimmt, sich selbst dadurch belohnt, daß er sich für unfehlbar erklärt und „unserem Fritz" einige Millionen Francs schenkt. Mit Furcht und Zittern fragen wir auch, ob die Siege der Baiern von ihrem Monarchen vielleicht dadurch anerkannt werden, daß er uns mit den Opern seines Freundes Wagner heimsucht.

In Paris ist eine neue Industrie entstanden. Man hat eine Fabrik entdeckt, in welcher preußische Pickelhauben und Säbel gefertigt wurden. Anfangs glaubte man, es handle sich hier um ein gefährliches Complott, als man aber den Eigenthümer festnahm, gestand er, daß er blos die Nachfrage nach Trophäen vom Schlachtfelde befriedigen wolle. In einem Zimmer des Hauses dieses sinnreichen Speculanten fand man auch eine große Anzahl gefälschter Briefe von Müttern, Schwestern und Bräuten an ihre Angehörigen bei der Armee vor Paris. Diese sollten, wie er erklärte, als in den Taschen gefallener deutscher Soldaten gefunden, verkauft werden.

Hat Gambetta wirklich mit einer Londoner Firma eine Anleihe von 250 Millionen zu 42 contrahirt? Die Finanzwelt ist hier im Zustande der größten Aufregung wegen einer dahin lautenden Angabe, die man in einer englischen Zeitung entdeckt hat. Die Regierung erklärt amtlich, daß sie nichts von der Sache wisse. Es ist ein merkwürdiges

Digitized by Google

Zeichen des allgemeinen Mißtrauens gegen amtliche Aeußerungen, daß dieſes Leugnen als ein ſehr zweifelhafter Beweis des Nichtabſchluſſes der Anleihe betrachtet wird.

Man hat einen Verſuch gemacht, die Perſonen, welche zur Beaufſichtigung der Häuſer zurückgelaſſen worden, welche früher von Ausländern bewohnt geweſen, zu nöthigen, die Steuern für die Abweſenden zu bezahlen. Ein energiſcher Proteſt von Mr. Waſhburne hat jedoch die Amerikaner vor dieſer Erpreſſung bewahrt.

Elftes Capitel.

Mittwoch, 9. November.

Heute Morgen kaufte ich ein Dutzend Journale. Jedes derſelben, mit Ausnahme des „Gaulois“, beſteht in mehr oder weniger verhüllten Ausdrücken auf Frieden um jeden Preis. Auch die Beſchwerden über die Regierung, daß ſie alle Nachrichten, welche ſie aus den Provinzen erhält, verſchweigt und daß ſie in Bezug auf die Waffenſtillſtandsverhandlungen keine näheren Mittheilungen gemacht, werden immer lauter. Edmond About ſagt in dem geſtrigen „Soir“, wir hätten auch ohne Geſtattung der Verproviantirung in den Waffenſtillſtand willigen ſollen, und dies ſcheint jetzt die Meinung faſt Aller zu ſein.

Der arme Jules Favre, welcher vor einigen Wochen bis in den Himmel gehoben ward, weil er den Ideen ſeiner Landsleute ſo edeln Ausdruck geliehen, wird jetzt heruntergemacht, weil er durch ſeine Manie für oratoriſchen Effect die Unterhandlungen erſchwere. Im „Figaro“ winſelt Villemeſſant drei Spalten hindurch darüber, daß er ſich in ſeiner Erwartung, ſein Weib zu umarmen, abermals getäuſcht geſehen habe. Ein vollſtändigeres und kläglicheres Schwinden alles „Heroismus“ iſt mir nie vorgekommen.

General Trochu hat mit ſeiner gewöhnlichen Intelligenz dieſen Augenblick erfaßt, um ein Decret zu erlaſſen, durch welches von jedem Bataillon Nationalgarde 400 Mann mobil gemacht werden — erſtens Freiwillige, zweitens unverheirathete Männer zwiſchen 25 und 35 Jahren, drittens unverheirathete Männer zwiſchen 35 und 45, viertens verheirathete Männer zwiſchen 25 und 35, fünftens verheirathete Männer zwiſchen

Digitized by Google

35 und 45. Alle dieſe ſollen nach einander einberufen werden, um das Contingent voll zu machen.

Die Angelegenheit mit dem General Vinoy iſt dadurch geſchlichtet worden, daß man ihn zum Commandanten der dritten Armee gemacht hat.

Die nachſtehende Statiſtik des jährlichen Fleiſchverbrauchs in Paris giebt einen Begriff von der Schwierigkeit der Wiederverproviantirung: Ochſen und Kühe 253,803, Kälber 120,275, Schafe 916,388. Fleiſch wird jetzt alle drei Tage ausgetheilt. Wie ich höre, wird nach dem gegenwärtigen Maßſtabe der Vorrath noch zu fünf Austheilungen reichen. Dann kommen die Pferde und die Vorräthe von eingeſalzenem Fleiſch daran. Die erſteren reichen vielleicht eine Woche; was die letzteren betrifft, ſo iſt es unmöglich, ſie mit Genauigkeit zu taxiren. Die Vorräthe an Mehl, Wein und Kaffee ſind jedoch noch ungeheuer, und wenn die Pariſer ſich folglich mit dem begnügen, was zur Friſtung des Lebens unumgänglich nothwendig iſt, ſo wird es noch eine ziemliche Weile dauern, ehe man uns aushungert.

14. November.

„Geſucht werden 10,000 Pariſer, welche bereit ſind, ſich niederſchießen zu laſſen, damit ihre Mitbürger von der Nachwelt als Helden betrachtet werden!“ Da der Verſuch, Freiwillige zu erlangen, kläglich fehlgeſchlagen iſt und die Familienväter ſich weigern, ihr koſtbares Leben aufs Spiel zu ſetzen, ſo lange noch ein einziger Junggeſell außerhalb des Bereichs der preußiſchen Kanonen bleibt, ſo hat die Regierung nun, wie ich ſchon erwähnt, ein Decret erlaſſen, durch welches alle unverheiratheten Männer zwiſchen 25 und 35 Jahren zu den Waffen gerufen werden. Wäre dieſe Maßregel vor zwei Monaten getroffen worden, ſo hätte ſie etwas nützen können; es iſt aber abgeſchmackt, zu glauben, daß Soldaten binnen wenigen Tagen improviſirt werden können.

Ich wünſche meinen Freunden hier Glück zu dem bewundernswürdigen Scharfſinn, womit ſie allerhand Vorwände ausfindig zu machen wiſſen, um ſich dem Militärdienſt zu entziehen. Es iſt eben ſo ſchwer, ſie außerhalb der innern Wälle zu bringen, als einen alten Fuchs aus dem Baue zu

locken. Vergebens blaſen Trochu und Ducrot ihre Fanfaren und knallen mit den Peitſchen. Der ſchlaue Reinecke zieht ſich, nachdem er blos die Naſe herausgeſteckt, in unzugängliche Verſchanzungen zurück, mit welchen lange Gewohnheit ihn vertraut gemacht hat. Daß General Trochu im Stande ſein werde, die Preußen zu ſchlagen, glaubt Niemand; wenn er es aber möglich machen kann, auch nur 5000 der Helden, welche ſich ſeit den letztvergangenen zwei Monaten fortwährend bereit erklärt haben, für die Ehre ihres Vaterlandes zu ſterben, in's Feuer zu bringen, ſo wird er damit ſchon Außerordentliches geleiſtet haben.

Seit den letzten wenigen Tagen bringen ſämmtliche Journale Einzelnheiten über die Unterhandlungen, welche, wie man glaubt, in Verſailles ſtattfinden. Rußland, ſagte man, habe an den König von Preußen ein Ultimatum geſendet, worin es mit einer Kriegserklärung droht, wenn er darauf beſtünde, Paris zu belagern oder einen Theil franzöſiſchen Gebietes zu annectiren. Das „Journal Officiel“ von geſtern enthielt dagegen die Bekanntmachung, daß die Regierung von dieſen Unterhandlungen durchaus nichts wüßte. Die Journale ſind jedoch nicht gemeint, ihre Friedenshoffnungen auf dieſe Weiſe vernichten zu laſſen, und ſie antworten, es ſei notoriſch, daß kein Mitglied der Regierung die Wahrheit ſprechen könne und ihre amtliche Erklärung beweiſe deshalb das Gegentheil von dem, was ſie ſage.

Es iſt in der That ſchwer, zu wiſſen, wem oder was man glauben ſoll. Gewiß weiß ich blos, daß Jules Favre am vergangenen Sonnabend Mr. Waſhburne verſicherte, er habe, ſeitdem Thiers abgereiſt ſei, keinen Verkehr mit der Außenwelt gehabt und wiſſe nicht einmal, ob die Delegation noch in Tours ſei. Man kann eine Zeitlang lügen und immer noch Glauben finden, unſere Regenten aber haben mit dieſer Kriegsliſt ſo viel Mißbrauch getrieben, daß gegenwärtig ihre feierlichſten Verſicherungen nur auf Unglauben ſtoßen. Deshalb aber ſind die Pariſer immer noch nicht von ihrer Manie geheilt, Alles zu glauben, was ihnen aus anderer Quelle zugeht. So hat z. B. jedes Journal genaue Berichte von Augenzeugen über einen Kampf gebracht, der vor zwei Tagen vor der Batterie von Hautes-Bruyères ſtattgefunden hat, wobei unſere „braven Mobilgardiſten“ zwiſchen

2- und 3000 Gefangene machten und Hekatomben Feinde erſchlugen. Ich bin aber geſtern und vorgeſtern ſelbſt in Hautes-Bruyères geweſen und kann verſichern, daß dieſer vorgebliche Kampf eine reine Erdichtung iſt.

Was während der nächſten vierzehn Tage geſchehen wird, iſt unmöglich vorauszuſagen. Felix qui potuit rerum cognoscere causas. General Trochu hat dieſen Morgen eine langathmige Adreſſe an die Bewohner dieſer Stadt erlaſſen, in welcher er ihnen mittheilt, daß ohne ihr tumultariſches Verhalten am 31. October der Waffenſtillſtand abgeſchloſſen worden wäre, und daß ihnen nun weiter nichts übrig bleibt, „als ihre Reihen zu ſchließen und ihre Herzen zu erheben". „Wenn wir triumphiren," fährt er fort, „ſo werden wir unſerm Lande ein großes Beiſpiel gegeben haben; erliegen wir, ſo hinterlaſſen wir Preußen ein Erbtheil, welches ihm einen Platz in den blutigen Annalen der Eroberung und Gewaltthat anweiſt, ein Erbtheil des Haſſes und Fluches, welches es endlich in's Verderben ſtürzen wird."

Die große Frage, welche jetzt alle Gemüther beſchäftigt, iſt der „Ausfall". General Trochu und General Ducrot beſtehen darauf, wenigſtens einen Verſuch zur Durchbrechung der preußiſchen Linien zu machen. Die übrigen Generale ſagen alle, da dieſer Verſuch nicht gelingen könne, ſo ſei es unrecht, zwecklos Menſchenleben zu opfern. Von dieſer Seite wird die Sache von Offizieren und Soldaten betrachtet. Was die Nationalgarde betrifft, ſo erklärt dieſe entſchieden, daß ſie ſich an einem ſo thörichten Unternehmen nicht betheiligen werde. Selbſt bei den Berathungen der Regierung giebt ſich eine große Abneigung dagegen zu erkennen; General Trochu aber weigert ſich, die Frage, welche, wie er ſagt, eine rein militäriſche iſt, von den Advocaten, welche ſeine Collegen ſind, entſcheiden zu laſſen. Dieſe klagen ihrerſeits darüber, daß der General niemals den Louvre verläßt, daß er ſich mit einer Anzahl geiſtlicher Stutzer als Adjutanten umgeben hat, deren religiöſe Grundſätze ſehr geſund ſein mögen, die aber von militäriſchen Dingen nicht die mindeſte Kenntniß haben und daß er, wenn er einen Ausfall zu machen wünſcht, nicht hätte warten ſollen, bis die Preußen durch Vervollſtändigung ihrer Cernirungslinie jeden Erfolg unmöglich gemacht haben.

Man ſagt, der Verſuch werde längſt der Poſtſtraße nach Orleans gemacht werden, denn Verbindungen mittelſt der Havre-Eiſenbahn zu eröffnen, wie man anfänglich beabſichtigt hatte, wird jetzt als unmöglich betrachtet. Man glaubt, daß die betheiligten Truppen entweder in Verwirrung unter die Forts zurückgetrieben werden, oder daß man ſie zu weit vordringen läßt und ihnen dann den Rückzug abſchneidet. Dabei liegt es nicht außerhalb der Grenzen der Möglichkeit, daß die Preußen gar nicht warten, bis unſer großer Organiſator mit ſeinen Zurüſtungen zum Angriff fertig iſt, ſondern daß ſie ihm zuvorkommen und das Feuer ihrer Batterien auf der Südſeite eröffnen, wodurch, wie Viele glauben, die Kanonen der Forts Vanvres und Iſſy und der vorgeſchobenen Redouten zum Schweigen gebracht werden würden.

Dieſe preußiſchen Batterien werden mit unheimlicher Scheu betrachtet. Wir ſchießen auf ſie, wir gehen in kaum halbſtündiger Entfernung davon hin und her und dennoch behaupten ſie ominöſes Schweigen. Auf den Höhen von Chatillon ſtehen, wie die Vorpoſten behaupten, 108 Belagerungsgeſchütze in Poſition; einige davon kann man wirklich mit unbewaffnetem Auge erkennen und dennoch thun ſie keinen Schuß.

Geſtern wurden die Thore des Wäldchens von Boulogne geöffnet und mehrere tauſend Perſonen gingen und fuhren um den See herum. Ueber ihren Köpfen hin warf eine der Baſtionen Bomben nach Montretout, Niemandem aber ſchien einzufallen, daß Montretout das Compliment erwiedern und einige Bomben nicht über ihre Köpfe, ſondern unter ſie hinein werfen könne.

Eine der ſeltſamſten Erſcheinungen bei dieſer merkwürdigen Belagerung iſt, daß die Frauen die ganze Frage als eine politiſche betrachten, mit der ſie nichts zu ſchaffen haben. Sie treiben daher die Männer weder zum Widerſtande an, noch ſchreien ſie nach Frieden. Tros Tyriusque ſcheint ihnen ſo ziemlich einerlei zu ſein. Einige Hundert von ihnen haben ſich als Marketenderinnen coſtümirt, die andern ſcheinen blos das Steigen der Lebensmittelpreiſe ungern zu ſehen, übrigens aber ſich um weiter nichts zu bekümmern. Wenn ſie glaubten, daß durch die Abtretung von Elſaß und Lothringen das Fleiſch wohlfeiler würde, ſo

würden sie sich mit einer gewissen Apathie für die Abtretung erklären. Sie verstehen von Allem, was nicht mit ihrer Toilette oder Paul de Kock's Romanen zusammenhängt, so absolut nichts, daß sie sich darauf beschränken, die Achseln zu zucken und das Beste zu hoffen. Dabei tragen sie alle Entbehrungen, welchen sie in Folge der Belagerung ausgesetzt sind, eben so ohne Klage, wie ohne Enthusiasmus. Da das Wort armistice über das Bereich ihres Wörterbuchs hinausgeht, so sagen sie „amnistie" und glauben, die Frage drehe sich darum, ob König Wilhelm bereit sei oder nicht, Paris eine Amnestie zu bewilligen.

Ebenso wie Aeneas und Dido sich in eine Grotte flüchteten, um einem Regenguß aus dem Wege zu gehen, traf ich heute Vormittag aus demselben Grunde mit einer jungen Dame unter einem Thorweg zusammen. Dido war eine muntere und intelligente junge Person, im Laufe unserer kurzen Conversation aber entdeckte ich, daß sie in der Meinung befangen war, nicht blos die Preußen, sondern auch die Russen lägen vor Paris und sie führten Krieg für den König von Spanien. Ebenso erfuhr ich, daß Sedan in der unmittelbaren Nähe von Berlin liegt.

Der „Temps" macht in Bezug auf unsere Vorräthe folgende Angaben: Das Rindfleisch geht in acht Tagen zu Ende, das Pferdefleisch dauert dann vierzehn Tage, Salzfleisch fernere acht Tage, Gemüse, getrocknetes Obst, Mehl u. s. w. noch drei Wochen. Ich glaube, daß bei dieser Berechnung das Mehl zu niedrig angegeben ist und daß wir, wenn wir uns mit Brod und Wein begnügen, nicht eher als bis Mitte Januar ausgehungert sein werden. Die Ration frisches Fleisch ist jetzt in fast allen Arrondissements bis auf dreißig Gramm per Kopf reducirt. In den Restaurants aber kann man für Geld immer noch so viel bekommen, als man will. Das Katzenfleisch ist theurer geworden. Eine gute fette Katze kostet jetzt 20 Fr. Die, welche noch herumlaufen, sind außerordentlich wild. Heute Morgen hatte ich ein Rattensalmi; es war ganz vortrefflich, ein Mittelding zwischen Frosch und Kaninchen. Ich frühstückte mit den Correspondenten zweier Collegen. Der eine gestattete mir nach einigem Zögern, ihm ein Rattenbein vorzulegen; nachdem er es aber gegessen, konnte er es kaum erwarten,

bis er mehr bekam. Der andere dagegen verſchmähte es, dieſe Mahlzeit mit uns zu theilen und betrachtete ſie vielmehr, während er ſeine Portion eingeſalzenes Pferdefleiſch unter dem Namen Rindfleiſch ſchmauſte, mit Abſcheu und Entſetzen. Ich entſinne mich, daß ich während meines Aufenthalts in Egypten daſſelbe empfand, als ich die dortigen Eingeborenen Ratten verzehren ſah. Mit den Jahren wird man aber immer toleranter, und wenn ich jemals wieder nach Afrika komme, ſo werde ich dies nationale Gericht eſſen, ſo oft ich Gelegenheit dazu habe. Während der Belagerung von Londonderry wurden die Ratten mit 7 Schilling das Stück bezahlt und wenn die Belagerung von Paris noch viele Wochen dauert, ſo kann ſich ein Mann von mäßigen Mitteln blos dann und wann einmal eine Maus braten laſſen. Ich war neugierig, zu ſehen, ob der Speiſewirth auf meiner Rechnung die Ratte muthig Ratte nennen würde. Er hatte aber dieſen Muth nicht gehabt; auf meiner Rechnung ſtand „Haſenſalmi“.

15. November.

Wir ſind aus den tiefſten Tiefen der Verzweiflung plötzlich auf die Höhe der abenteuerlichſten Hoffnung verſetzt. Geſtern Abend kam eine mit Blut bedeckte Brieftaube an, welche auf ihrem Schwanz eine Depeſche von Gambetta brachte, welcher unterm 11. d. M. meldete, daß die Preußen nach zweitägigem Kampf aus Orleans geworfen ſeien, daß man ihnen 1000 Gefangene, zwei Kanonen und viele Munitionswagen abgenommen habe und daß die Verfolgung immer noch fortdauere. Dieſe Depeſche ward in den Mairien zahlreichen Volkshaufen und in den Café's von Enthuſiaſten vorgeleſen, welche auf die Tiſche ſtiegen. Ich war in einem Kaufladen, als Jemand damit hineinkam. Prinzipal, Ladendiener und Kunden führten ſofort um einen kleinen Ofen herum einen Kriegstanz auf. Man hätte meinen ſollen, der Krieg ſei mit einem Schlage beendet und Gambetta's Wahrhaftigkeit unanfechtbar. Als ob aber an dieſem Siege noch nicht genug wäre, erzählen uns alle Journale heute Morgen, Chartres ſei ebenfalls wiedergewonnen, die Armee Kératry's habe ſich mit der Loire-Armee vereinigt und Lim

Norden habe Bourbaki die Preußen gezwungen, die Belagerung von Amiens aufzuheben. Jedermann fragt, wann „sie“ hier sein werden und Edmond About kriecht im „Soir“ demüthig zu Kreuze, weil er vor einigen Tagen noch für den Waffenstillstand gesprochen.

Im Hauptquartier legt man, glaube ich, auf Gambetta's Depesche kein großes Gewicht, sondern betrachtet sie blos als einen Beweis, daß die Provinzen nicht ganz in Apathie versunken sind. Man hält es für leicht möglich, daß die Preußen ihre ganze verfügbare Macht um Paris zusammengezogen haben, um unsern großen Ausfall, wenn derselbe stattfindet, zurückzuschlagen. General Trochu selbst hat eine fast hoffnungslose Ansicht von der Sachlage und beklagt sich bitterlich über den „Geist“ der Armee, der Mobilen und der Pariser. Dieser sonderbare Soldat glaubt, er werde seinen Soldaten neuen Muth einflößen, wenn er umhergeht wie ein Trappist und zu Jedem sagt: „Bruder, wir müssen sterben.“

Mr. Washburne erhielt gestern eine Depesche von seiner Regierung — die erste, welche ihm seit Beginn der Belagerung zugegangen ist — in welcher ihm gesagt wird, daß man sein Bleiben in Paris billige. Mit der Depesche zugleich kamen auch englische Zeitungen bis zum 3. d. M. Morgen werden wahrscheinlich Auszüge daraus mitgetheilt werden. Ich verbrachte den ganzen Nachmittag auf der amerikanischen Gesandtschaft, um diese Neuigkeiten zu verschlingen. Es war ein seltsamer Anblick. Die ganze Kanzlei war voll Leute, die derselben Beschäftigung oblagen. Auch einige französische Journalisten waren da, welche die Augen weit aufrissen, wahrscheinlich in der Meinung, daß dies sie in den Stand setzen werde, Englisch zu verstehen. Ein Legationssecretair saß an einem Tisch und ertheilte einer Menge Damen Audienz, welche alle zu wissen wünschten, wie sie aus Paris hinauskommen, oder, wenn dies unmöglich wäre, wie sie auf ihre Bankiers in Paris ziehen könnten. Mr. Washburne ging freundlich umher, drückte Allen die Hand, und sagte ihnen, sie sollten thun, als ob sie zu Hause wären.

Wie verschieden sind doch amerikanische Diplomaten von den gezierten alten Weibern, die uns Engländer im

Ausland repräsentiren und von einem halben Dutzend Modegecken umgeben sind, die einander müßiggehen helfen und Alle, die nicht zu ihrer Zunft gehören, als ihre natürlichen Feinde betrachten. In der englischen Gesandtschaft zu Paris repräsentiren jetzt Oberst Claremont und ein Portier die britische Nation. Ersterer wartet in Gemäßheit der Befehle, die er vom Ministerium des Auswärtigen erhalten, nur auf die Antwort auf seinen Brief an den Grafen Bismarck, den er um einen Paß ersucht hat, um uns verlassen zu können. Ob die zahlreichen Engländer, die dann noch hier bleiben, bei Mr. Washburne oder bei dem Portier Schutz suchen sollen, habe ich noch nicht ermitteln können.

Felix Pyat ist wieder freigelassen. Er sagt die Freiheit sei ihm nicht so lieb als der Aufenthalt im Gefängniß, denn in diesem könne er vergessen, daß „er sich in einer von Feiglingen bewohnten Stadt befände", und die Werke Louis Blanc's studiren, die er die „Bibeln der Demokratie" nennt.

Obschon Trochu weder ein großer General noch ein großer Staatsmann ist, so ist er doch ein Mann von Bildung. Ich wundere mich daher, daß er den öffentlichen Verkauf obscöner Caricaturen auf die Kaiserin gestattet. Während der Zeit, wo sie in dieser so scandalsüchtigen Stadt auf dem Throne saß, habe ich nie Scandalgeschichten von ihr erzählen hören. Allerdings trieb sie es in Bezug auf Eleganz und Toilette ein wenig weit, dabei aber war sie eine gute Mutter und ein gutes Weib. Jetzt, wo sie mit ihren Freunden in der Verbannung lebt, werden „Lebensbeschreibungen der Madame Bonaparte" colportirt, welche in England die Verfasser schwerer Bestrafung aussetzen würden. Auf einer dieser Caricaturen ist sie splitternackt dargestellt, während Prinz Joinville sie skizzirt. Auf einer andern, mit der Unterschrift „Die spanische Kuh", ist sie zu einer Art weiblichem Centaur gemacht. Auf einer dritten tanzt sie vor König Wilhelm, der Champagner trinkend auf einem Sofa sitzt, den Cancan, wobei sie sich die Röcke über den Kopf wirft und ihr Gemahl in einem Käfig an der Wand hängt. Diese scandalösen Caricaturen haben nicht einmal das Verdienst, witzig zu sein und gereichen dem so oft gerühmten ritterlichen Sinn der Franzosen und namentlich Trochu's zur Schande. Was

würde er ſagen, wenn die auf ihn folgende Regierung ſein eigenes Weib auf dieſe feige Weiſe beſchimpfen laſſen wollte?

Etwas Oederes und Traurigeres als die Boulevards jetzt Abends kann man ſich kaum denken. Von den Straßenlaternen iſt nur der dritte Theil angezündet und die Cafés, welche übrigens halb elf Uhr ſchon ſchließen, bekommen nur die Hälfte des frühern Gasquantums. Dabei iſt Jedem, der es thun will, geſtattet, auf dem Trottoir eine Bude aufzuſchlagen, um darin allerhand Waaren zu verkaufen oder durch Kratzen auf der Violine ein Publikum um ſich zu verſammeln. Die Folge davon iſt, daß die Circulation faſt unmöglich gemacht wird. Ich äußerte zu einer hochgeſtellten Perſönlichkeit, daß die Polizei wenigſtens von dieſen ſchauerlichen Muſikanten die Paſſage nicht verſperren laſſen ſolle, erhielt aber zur Antwort, daß jeder Offiziant, der hier einſchreiten wollte, beſchuldigt werden würde, ein „Corſe“ oder „Reactionär“ zu ſein.

Dieſe Poliziſten ſind ſelbſt ſpaßhafte Subjecte und Jeder, der erſt hierherkäme, würde ſie für Mitglieder einer neuen Secte peripatetiſcher Philoſophen halten. Sie gehen paarweiſe in Matroſenjacken mit großen Kaputzen einher und wenn es regnet, ſo haben ſie Regenſchirme. Ihre Aufgabe ſcheint zu ſein, niemals in das Recht ihrer Mitbürger, zu thun, was dieſen beliebt, einzugreifen, und ſie ſehen ſo hülflos aus, daß ich glaube, wenn ein Kind ſie angriffe, ſo würden ſie die Vorübergehenden um Schutz bitten.

In einem engliſchen Blatt vom 3. d. M. leſe ich, daß man in Verſailles glaubt, wir hätten nur noch auf zwölf Tage friſches Fleiſch. So ſchlimm ſteht es aber noch nicht mit uns. Wieviel Ochſen und Kühe noch da ſind, weiß ich nicht, vor einigen Tagen aber zählte ich ſelbſt deren 1500 in einer großen Hürde. Die Journale berechnen, daß es bei Beginn der Belagerung 100,000 Pferde in Paris gab und daß jetzt noch 70,000 vorhanden ſind. 30,000 braucht die Armee, folglich können 40,000 gegeſſen werden. Ein Pferd giebt im Durchſchnitt 500 Pfund; demgemäß haben wir 20 Mill. Pfund friſches Pferdefleiſch, ein Quantum, welches nach dem gegenwärtigen Maßſtabe der Fleiſchconſumtion über drei Monate reichen wird. Dieſe Zahlen ſind jedoch, glaube ich, ſehr übertrieben. Nach meinem Dafürhalten giebt es

jetzt nicht mehr als höchstens 40,000 Pferde in Paris. Die Gesellschaft der Petites Voitures (Droschken oder Fiaker) besitzt 8000 und erbot sich vor einigen Tagen sie an die Regierung zu verkaufen. Dieses Anerbieten ward jedoch abgelehnt. Was Salzfleisch betrifft, so hält die Regierung den Umfang des Vorraths geheim. Groß kann derselbe jedoch nicht sein, denn er kann nur von Thieren herrühren, welche seit Beginn der Belagerung geschlachtet worden sind. Der Vorrath an Mehl ist, wie man uns sagt, beinahe unerschöpflich und da man es noch zu allerhand feinen Backwaaren verschwenden läßt, so scheinen die Behörden ebenfalls dieser Ansicht zu sein.

Der Gesundheitszustand von Paris ist durchaus kein befriedigender und wenn erst der eigentliche Winter begonnen hat, so wird es viel Krankheiten geben. Absoluten Hunger leidet noch Niemand, dennoch aber haben Viele keine genügende Nahrung. Die Regierung giebt Anweisungen auf Brodportionen von 10 Centimes Werth für Alle aus, die sich keins kaufen können, und diese Anweisungen werden von sämmtlichen Bäckern an Geldesstatt angenommen. In jedem Arrondissement giebt es überdies sogenannte Cantines économiques, wo man eine Portion aus Gemüse und einer kleinen Quantität Fleisch bereiteter Suppe für 5 Centimes kaufen kann.

In Bezug auf die Austheilung warmer Kleider unter die Armen ist jedoch sehr wenig geschehen und wenn man bedenkt, daß über 100,000 Personen aus den benachbarten Dörfern nach Paris gekommen sind, von welchen die meisten von der öffentlichen oder der Privat-Wohlthätigkeit abhängen, so leuchtet ein, daß wenn auch kein absoluter Mangel vorhanden ist, doch viel entbehrt werden muß. Graf Bismarck hat durchaus nicht Unrecht, wenn er sagt, daß wenn die Belagerung sich hinauszieht, bis unser Lebensmittelvorrath erschöpft ist, dann in den nächstfolgenden Wochen viele Tausende Hungers sterben müssen. Ich möchte den wohlthätigen Personen, welche dieses unglückliche Land zu unterstützen wünschen, empfehlen, sich lieber bereit zu halten, so bald als die Communication mit England wieder geöffnet ist, Lebensmittel nach Paris schaffen zu lassen, als ihr Geld den Ambulanzen zuzuwenden.

Die Verpflegung der Verwundeten ist, wie mir scheint, eine sehr gute. In dem Hotel, in welchem ich wohne, hat die Societé internationale ihr Hauptquartier aufgeschlagen. Wir haben jetzt 160 Verwundete hier und die Zahl der Betten beträgt 400. Die Ambulanz nimmt zwei Etagen ein, wofür täglich 500 Francs bezahlt werden. Außerdem ist mit der Administration des Hotels ein Arrangement getroffen worden, welchem zufolge die Reconvalescenten für $2^1/_2$ Francs täglich beköstigt werden. Wie bei allen französischen Institutionen scheinen mir auch hier viel zu viel Beamte angestellt zu sein. In den Corridors treibt sich eine Menge junger gesunder Leute mit dem rothen Kreuz auf dem Arm umher, von welchen man glaubt, daß sie sich auf irgend eine geheimnißvolle Weise nützlich machen, die sich aber nach meiner Ansicht auf diese Weise blos dem Militärdienst entziehen wollen.

Die Ambulanz, welche für die beste gilt, ist die amerikanische. Die Verwundeten liegen hier unter Leinwandzelten, in welchen die Temperatur nicht kalt und die Ventilation bewundernswürdig ist. Die amerikanischen Chirurgen sind in der Behandlung von Schußwunden weit geschickter als ihre französischen Collegen und amputiren namentlich nicht so viel. Alle französischen Soldaten, welche verwundet werden, haben keinen innigeren Wunsch als den, in diese Ambulanz zu kommen. Sie scheinen zu glauben, daß selbst wenn ihnen die Beine abgeschossen sind, dieselben durch die Geschicklichkeit der Aesculape der Vereinigten Staaten wieder wachsen werden.

Die Franzosen meinen, daß man, möge man gehen, wohin man wolle, auf die Spitze einer Pyramide oder auf die Spitze des Montblanc, sicher sein könne, einen Engländer anzutreffen, der eine Zeitung liest. Meiner Erfahrung gemäß aber ist die Amerikanerin noch weit unvermeidlicher als der Engländer. Natürlich findet man sie auch unter dem Sternenbanner, welches über den amerikanischen Krankenzelten weht. Hier pflegt sie die Patienten und wenn es nichts mehr für dieselben zu thun giebt, so liest sie ihnen geduldig vor oder spielt Karte mit ihnen. Ich habe eine große Schwäche für die Amerikanerinnen, denn sie widmen sich ihrer Aufgabe stets mit ganzem Herzen. Wenn sie kokettirt, so thut sie es

ebenfalls gewissenhaft. Ueberdies ist sie in der Regel hübsch und dies ist ein Geschenk der Natur, welches ich weit entfernt bin zu unterschätzen.

16. November.

In amtlichen Kreisen erzählt man sich, es sei eine zweite Brieftaube von dem französischen Consul in Basel mit der Nachricht eingetroffen, die badischen Truppen seien geschlagen und ein Theil derselben habe sich auf schweizerisches Gebiet geflüchtet. Trochu hat jetzt augenscheinlich den Zweck, den Muth unserer Truppen für den großen Ausfall anzufeuern, welcher gleichwohl von einem Tage zum andern verschoben wird.

Die Journale enthalten Auszüge aus den englischen Blättern, welche vorgestern hier eingegangen sind. Mit der uns eigenen Fähigkeit, Alles zu glauben, was zu unsern Gunsten spricht, und Alles, was gegen uns lautet, für eine Erfindung des „treulosen Albion" zu erklären, trösten wir uns jetzt mit dem Gedanken, daß „die Situation weit besser ist, als wir geglaubt haben". Was Bazaine betrifft, so sind wir noch nicht mit uns einig, ob wir ihn einen Verräther oder einen Helden nennen sollen. Deshalb sprechen wir über ihn so wenig als möglich.

Ich bin soeben von den südlichen Vorposten zurückgekehrt. Die Redouten Mühle Saqui und Hautes Bruyères unterhielten ein tüchtiges Feuer und die Preußen antworteten von Chatillon. Aus dem Knall ihres Geschützes schloß man, daß sie nur Feldartillerie verwendeten. Unsere Seeleute in den Forts behaupten, der Feind sei noch nicht im Stande gewesen, sein Belagerungsgeschütz in Position zu bringen, und unser Feuer zerstöre fortwährend seine Erdwerke. Ich glaube jedoch, daß hinter diesen Erdwerken sich maskirte Batterien befinden, denn die preußischen Ingenieuroffiziere führen ihre Erdwerke sicherlich nicht auf, um das Vergnügen zu haben, sie wieder zerstört zu sehen. Jedenfalls spielen sie ein schlaues Spiel, denn so viel ich weiß, haben sie bis jetzt noch kein einziges Belagerungsgeschütz weder gegen unsere Redouten noch gegen unsere Forts abgefeuert.

19. November.

Burke prophezeit in seinem Werke über die französische Revolution einem Lande, dessen Gesetzgeber der Mehrzahl nach Juristen sind, keine glückliche Zukunft. Was würde er erst von einer Regierung gesagt haben, welche fast ausschließlich aus diesen Gegenständen seines politischen Mißtrauens zusammengesetzt ist? Wenn die Geschichte die Thorheiten der französischen Republik von 1870 aufzählt, so wird sie hoffentlich nicht vergessen, zu erwähnen, daß sämmtliche Mitglieder der Regierung, mit Ausnahme eines einzigen — 6 Minister, 13 Unterstaatssecretaire, der Polizeipräfect, 24 in die Provinzen geschickte Präfecte und Commissare und 36 andere hohe Beamte — dem Juristenstande angehörten.

Die natürliche Folge hiervon ist, daß unsere Regenten unfähig sind, einen großen staatsmännischen Ueberblick über die Situation zu haben. Sie leben aus der Hand in den Mund und erheben sich nie über die Auskunftsmittel und die temporisirende Politik von Advocaten. Fortwährend appelliren sie gegen die unerbittliche Logik der Thatsachen an ein imaginaires Tribunal, von welchen sie einen Ausspruch zu Gunsten ihrer Clienten zu erlangen hoffen. Gleich den Juristen in England sind sie in das öffentliche Leben eingetreten, um es „zu etwas zu bringen". Dies ist das Hauptziel eines jeden von ihnen und da sie Deputirte von Paris sind, so fühlen sie, daß sie, nächst ihrem eigenen Nutzen, den ihrer Wähler im Auge haben müssen. Die Oberherrschaft von Paris über die Provinzen und ihres eigenen Einflusses über Paris zu sichern, das ist das Alpha und das Omega ihres politischen Glaubensbekenntnisses. Stets auf die Zukunft bedacht, hat jeder von ihnen sein eigenes Journal und wenn ein Decret erlassen wird, welches nicht populär ist, so wird dem Publikum in diesen halb officiellen Organen zu verstehen gegeben, daß jedes einzelne Mitglied der Regierung dagegen gestimmt habe, obschon das betreffende Decret mit Majorität beschlossen worden ist.

Es ist sonderbar, daß der Militär, der durch die Macht der Umstände Präsident dieser Teufelsregierung geworden, von Natur mehr Jurist ist, als ob er dieses Handwerk gelernt hätte. Seine Collegen gestehen verzweiflungsvoll,

daß er ihnen an Lungenkraft überlegen ist und daß er die von ihnen gespaltenen Strohhalme nochmals zu spalten versteht. Vergebens greifen sie zur Feder und schreiben Briefe und Proclamationen; ihr Präsident überbietet sie auch hierin. Trochu ist so zu sagen eine Art militärischer Ollivier. Er verdiente sich seine Sporen als militärischer Kritiker, Ollivier als civilistischer Kritiker. Beide sind gewandte Köpfe und in ihren Privatbeziehungen im höchsten Grade achtbar; beide sind aber auch redselig und unpraktisch und es fehlt ihnen an gesundem Menschenverstand. Ollivier hatte einen Plan und Trochu hat auch einen. Ollivier behauptete, als sein Plan fehlschlug, es seien alle Anderen daran schuld, nur er selbst nicht, und Trochu thut schon dasselbe. Beide protestiren gegen das von ihren Vorgängern befolgte System und haben dasselbe gleichwohl zu dem ihrigen gemacht; beide waren Vertheidiger der Oeffentlichkeit und beide haben Thatsachen je nach ihrem Gutdünken auf die keckste Weise unterdrückt oder entstellt. Ollivier schreibt wahrscheinlich jetzt ein Buch, um zu beweisen, daß er der weiseste aller Minister war. Trochu wird, sobald als die Belagerung vorüber ist, eins schreiben, um zu beweisen, daß er der beste aller Generale gewesen ist. Ollivier behauptete, er könne eine liberale Regierung auf einer kaiserlichen Basis gründen, aber sein Versuch schlug kläglich fehl. Trochu erklärt, er und nur er könne die Preußen zwingen, die Belagerung von Paris aufzuheben. Wenn, wie dies höchst wahrscheinlich der Fall sein wird, sein Plan fehlgeschlagen ist, so wird er immer noch mit jener ruhigen Dreistigkeit, welche die Eigenschaft der Mittelmäßigkeit ist, behaupten, sein Plan hätte eigentlich gelingen sollen. „Victrix causa Diis placuit, sed victa Catoni.“ Leute, welche Trochu in der Bretagne gekannt haben, sagen mir, daß schon lange zuvor, ehe er Bedeutung erlangte, der Ausdruck „le plan de Trochu“ ein stehendes Witzwort in der ganzen Provinz gewesen sei. Der General ist ein eifriger Piketspieler und so oft er sich zu einer Partie niedersetzte, sagte er: „J'ai mon plan.“ Wenn er, nachdem er, wie gewöhnlich der Fall war, das Spiel verloren, aufstand, ging er fort und murmelte: „Cependant mon plan était bon.“ Dabei konnte Keiner, der je mit ihm spielte, in seiner Art, die Karten zur Hand haben, auch nur die

mindeſte Spur von Plan entdecken. So lange als es ſich hierbei um ein Spiel handelte, in welchem einige Francs zu gewinnen oder zu verlieren waren, konnte dieſe Manie als harmlos betrachtet werden; wenn aber die Geſchicke eines Landes davon abhängen, ſo geſtaltet ſich die Sache etwas ernſter.

Unſere Lebensmittelvorräthe werden mit jedem Tage knapper und es geſchieht weiter nichts, als daß man Vertheidigungswerke aufführt, um zu verhindern, daß die Stadt mit Sturm genommen werde, was wahrſcheinlich von den Belagernden gar nicht beabſichtigt wird. Chatillon und Meudon werden ſchlecht bewacht, längs der Avenu de l'Imperatice aber werden Gräben aufgeworfen.

Die unverheiratheten jungen Männer von Paris ſind erſt am fünfzigſten Tage der Belagerung incorporirt worden, doch hat man ihnen zwei- oder dreimal wöchentlich Vorträge über ihre Bürgerpflichten gehalten.

Alles iſt nun zu einem Ausfall bereit, der General aber zögert noch. Er meint, er ſei nicht hinreichend unterſtützt, die Soldaten würden ſich nicht ſchlagen und er ſcheint beinahe ſeine eigene theoretiſche Vermeſſenheit jetzt zu bereuen. „Anfangs", ſagte einer ſeiner Generale zu mir, „verließ er ſich auf die Neutralen, dann auf die Provinzen und jetzt ſcheint er ſich auf ſich ſelbſt nicht verlaſſen zu können.

Benjamin Conſtant ſagte von ſeinen Landsleuten, ihre Köpfe könnten nie mehr als eine Idee auf einmal faſſen. Vor einigen Tagen dachten wir an weiter nichts, als an unſern Sieg bei Orleans. Dann kam die Frage, ob Bazaine ein Verräther ſei oder nicht. Heute haben wir Bazaine und Orleans vergeſſen. Die Marſchbataillone der Nationalgarde ſollen nämlich neue Röcke bekommen und wir können weder an etwas Anderes denken, noch von etwas Anderem ſprechen. Bis jetzt hat die Wirkung dieſer Marſchbataillone blos darin beſtanden, daß dadurch die beſtehenden desorganiſirt worden ſind. Alle Tage erſcheinen neue Decrete, welche in Bezug auf die Formation etwas Anderes anordnen. Vielleicht thun die neuen Röcke Alles und verwandeln dieſe Leute in vortreffliche Soldaten. Hoffen wir es.

Mit den Nachrichten, welche uns durch die engliſchen Blätter bis zum dritten dieſes Monats zugegangen, ſind wir

keineswegs zufrieden. So begleitet die „Liberté“, nachdem sie Auszüge aus der „Pall Mall Gazette“, den „Daily News“, dem „Daily Telegraph“, dem „Sun“, der „Times“ und dem „Standard“ gegeben, dieselben mit folgenden Bemerkungen: „Wir fühlen uns verpflichtet, zu Gunsten der englischen Presse gegen die Behauptungen Derer zu protestiren, welche die Meinungen einer großen freisinnigen Nation nach den erbärmlichen Proben beurtheilen möchten, welche uns hier vorliegen. Der Himmel sei gepriesen! Die civilisirte Welt ist noch nicht so ausgeartet, daß die unedle Handlungsweise Preußens nicht verfehlen sollte, allgemeine Mißbilligung zu erregen.“

Es sind auch wieder zwei Brieftauben angekommen, Gambetta kann oder will uns aber nichts von Bedeutung wissen lassen. Diese beiden Boten bestätigen die Nachricht von dem Siege bei Orleans und melden uns, daß die öffentliche Meinung sich fortwährend zu Gunsten Frankreichs ausspricht, während zugleich der Stand der Dinge in den Provinzen ein höchst zufriedenstellender ist. Das Mißtrauen gegen Alles, was aus amtlicher Quelle stammt, ist aber so groß, daß, wenn Gambetta morgen einen neuen Sieg meldete, und wenn alle seine Collegen hier die Wahrheit der Nachricht eidlich versicherten, wir uns wohl dadurch auf einige Stunden in stürmischen Enthusiasmus versetzen lassen, dann aber doch die ganze Geschichte für unwahr erklären würden.

Die Blattern nehmen immer mehr überhand. Die Zahl der Todesfälle in Folge dieser Krankheit belief sich in vergangener Woche auf 419, die der sämmtlichen Sterbefälle auf 1885 — weit mehr als im Durchschnitt. Die Aerzte klagen, daß ungeheuer viel Spirituosen getrunken werden, besonders auf den Wällen, und sehen hierin eine der Haupturſachen des schlechten Gesundheitszustandes.

Die Frage in Bezug auf Bazaine's Verrath ist, beiläufig bemerkt, wieder durch das aufgewärmt worden, was Ihr Correspondent in Saarbrücken hinsichtlich der „Vorräthe“ gesagt hat, die nach seiner Angabe in Metz entdeckt worden sind. Bestehen dieselben in Kriegsmunition, so sagen wir, Bazaine war ein Held; bestehen sie in Lebensmitteln, so ist er ein Verräther.

Wenn Belagerungen häufig vorkämen, so müßte das

ganze System der Ambulanzen geändert werden. Es giebt deren in Paris 243 und als die Belagerung begann, war die Begier, einen Verwundeten in's Haus zu bekommen, so groß, daß man den Krankenträgern, die einen brachten, eine förmliche Prämie zahlte. Ein Mann mit einem zerschossenen Arm oder Bein war seinen freundlichen Verpflegern dreißig Francs werth. Die größte Ambulanz ist die internationale. Ihr Hauptquartier ist im Grand Hotel. Sie scheint mir überfüllt zu sein, besonders in einer Beziehung, denn die Zahl der Gesunden, welche Sold und Rationen erhalten, ist weit größer als die der Verwundeten. Die nachfolgende Anekdote entlehne ich einem Organ der öffentlichen Meinung vom heutigen Tage. Eine Dame ging auf ihre Mairie, um sich einen verwundeten Soldaten zur Pflege auszubitten. Man bot ihr einen schwarzbraunen Zuaven an. „Nein," sagte sie, „ich wünsche einen Blondin; brunett bin ich selbst." Es geht nichts über den Contrast.

Zwölftes Capitel.

30. November.

Vom Morgen bis zum Abend rollen jetzt Kanonen und marſchiren Soldaten durch die Straßen. Seit Sonnabend Abend ſind die Thore der Stadt für alle Civiliſten ſtreng geſchloſſen und ſelbſt den mit Päſſen aus dem Hauptquartier Verſehenen wird der Austritt verweigert.

Der große Ausfall, der über unſern Sieg oder über unſere Niederlage entſcheiden wird, ſollte den nächſtfolgenden Tag ſtattfinden und man hoffte, die Preußen zu überrumpeln. Der Plan wurde mir in ſeinen hauptſächlichen Einzelheiten von wenigſtens einem halben Dutzend Perſonen anvertraut und deshalb bezweifle ich ſehr, daß er für den Feind ein Geheimniß iſt.

Die meiſten Zeitungsleſer, welche ſich für den Krieg intereſſiren, beſitzen einen Plan von Paris. Wenn ſie denſelben zur Hand nehmen, ſo werden ſie ſehen, daß die Marne von Oſten und die Seine von Süden, ungefähr eine halbe Stunde von der ſüdöſtlichen Ecke der Umwallung, zuſammenfließen. Eine halbe geographiſche Meile vor der Vereinigung der beiden Flüſſe macht die Marne einen Bogen nach Süden und läuft auf dieſe Weiſe über eine halbe Meile weit mit der Seine parallel. Nördlich von der Marne, nach Paris zu, liegt der Wald von Vincennes und jenſeits des Bogens liegen die Dörfer Joinville, Nogent und Brie. Die Linie wird von den Forts Vincennes und Nogent und der Redoute La Faiſanderie vertheidigt. Südlich, zwiſchen dem Bogen und der Seine liegt das Fort Charenton, ein wenig weiterhin das Dorf Créteil; jenſeits deſſelben dicht

außerhalb des Bogens liegt Montmesly, wo die Preußen schwere Batterieen aufgepflanzt haben. Auf der Nordseite des Bogens liegt das Dorf Champigny auf einer Hochebene, welche sich bis nach Brie erstreckt. Südlich von Paris zwischen der Seine und Meudon kommt erst eine Reihe Forts, dann eine Reihe Redouten, ausgenommen da, wo Chatillon dicht neben dem Fort Vanvres diese Linie schneidet. Jenseits dieser Linie von Redouten liegt eine Ebene, die sich nach den Dörfern L'Hay, Chevilly, Thiais und Choisy-le-Roi hinabzieht, welches letztere ungefähr eine Meile von Paris an der Seine liegt.

Bis zum Montag Abend waren ungefähr 100,000 Mann und 400 Geschütze unter General Ducrot im Walde von Vincennes und den angrenzenden Dörfern zusammengezogen. Gegen 15,000 Mann standen unter General Vinoy hinter der südlichen Linie von Redouten dicht bei dem Dorfe Villejuif. Ebenso standen auch Truppen in der Nähe von St. Denis und auf der Halbinsel Genevilliers, um die Aufmerksamkeit des Feindes irre zu leiten. Es war verabredet, daß zeitig am Morgen General Vinoy einen Vorstoß in der Richtung von L'Hay und Choisy machen und dann, wenn die preußischen Reserven durch diese Demonstrationen südwärts gelockt wären, Ducrot Brücken über die Marne schlagen und sich den Weg durch die Cernirungslinien mittelst der alten Baseler Straße zu bahnen versuchen sollte.

Um ein Uhr des Morgens begann eine furchtbare Kanonade von allen Forts und Redouten um Paris herum. Dieselbe war so laut, daß ich glaubte, die Preußen versuchten einen Sturm, und ich ging nach den südlichen Wällen, um zu sehen, was passire. Der Anblick war ein großartiger. Das dumpfe Dröhnen der schweren Geschütze, das helle Aufblitzen bei jedem Schuß und die Bomben, welche mit ihren brennenden Zündern durch die Luft sausten und über den preußischen Linien explodirten — alles dies bildete zusammengenommen das, was die Franzosen ein „feu d'enfer“ nennen. Gegen drei Uhr ward das Feuer matter und ich ging nach Hause; um vier Uhr aber ging es wieder los. Um sechs Uhr rückten General Vinoy's Truppen in zwei Colonnen vor, die eine gegen L'Hay und die andere gegen

La Gare aux Boeufs, eine befestigte Einhegung ungefähr eine halbe Stunde oberhalb Choisy-le Roy. Letzteres ward rasch von einem Corps Marinesoldaten genommen und die Preußen zogen sich zurück; in L'Hay dagegen stieß die Angriffscolone auf hartnäckigen Widerstand. Sobald sie die Barrikade am Eingange des Dorfes passirt hatte, empfing sie ein heftiges Feuer aus den Häusern zu beiden Seiten der Hauptstraße und es dauerte nicht lange, so rückte die preußische Garde als Verstärkung an. Während das Gefecht noch im Gange war, schickte General Trochu Befehl zum Rückzuge. Derselbe Befehl ward nach der Gare aux Beoufs geschickt und gegen 10 Uhr befanden sich die Truppen südlich von Paris wieder in den Positionen, welche sie am Abend vorher eingenommen hatten.

General Vinoy hielt mit seinem Stabe auf der Brücke, welche bei Charenton über die Seine führt. In seiner Nähe stand ein Bataillon Nationalgarde. Eine schlechtgezielte Bombe riß einem dieser Helden die Beine weg und seine Kameraden ergriffen mit Entsetzen die Flucht. Nur mit Mühe ließen sie sich wieder sammeln und zurückführen. Ein wenig später waren sie mit dem Kochen ihrer Suppe beschäftigt, als einige Blechtöpfe gegeneinander fielen. In der Meinung, es sei wieder eine Bombe, stoben sie abermals auseinander und der General mußte die Linie entlang reiten und rufen: „Muth, Muth, Kinder! Es sind die Suppentöpfe."

Mittlerweile aber ereignete sich auf der Nordseite der Marne wirklich ein furchtbares Unglück. Am Montag übernachteten General Trochu und General Ducrot in Vincennes. Der Letztere hatte eine Ansprache erlassen, in welcher er seinen Truppen mittheilte, er sei entschlossen, entweder zu siegen, oder zu sterben. Während der Nacht waren zwischen französischen und preußischen Scharfschützen einige Schüsse gewechselt worden. Gegen Morgen hatten die Preußen sich zurückgezogen. Bei Tagesanbruch wurden die Truppen aufgestellt, um über den Fluß zu gehen, sobald das Gefecht auf den südlichen Linien die Aufmerksamkeit des Feindes abgelenkt haben würde. Eben wollte man die Brücken schlagen, als man entdeckte, daß die Marne ausgetreten und deshalb nicht zu passiren war. Ob nun, wie man sagte, die Preußen einen Damm durchstochen hatten, oder ob, wie dies litera-

rischen Generalen zuweilen passirt, die Pontons nicht in hinreichender Zahl vorhanden waren, darüber ist man noch nicht klar. Mag dem jedoch sein, wie ihm wolle, so konnte der Plan, welcher General Ducrot und seinen Truppen den Weg nach Orleans bahnen sollte, nicht ausgeführt werden und gegenwärtig sind sie noch in Vincennes und warten, daß das Wasser fallen werde.

Gegen Mittag gelang es mir, durch das Thor von Vanvres zu kommen. Außerhalb der Wälle war Alles ruhig Truppen standen in Massen an allen gedeckten Orten, um jeden Angriff zurückzuweisen, der von dem Plateau von Chatillon aus erfolgen könnte. Keiner der Offiziere schien zu wissen, was eigentlich geschehen war. Manche glaubten, daß Choisy genommen worden, andere, daß Ducrot glücklich durchgekommen sei. Ich ging eben die Vorposten vor Vanvres entlang, als ein von übelangebrachtem Diensteifer beseelter Offizier mich fragte, was ich hier machte. Ich zeigte ihm meinen Paß. Mein diensteifriger Freund behauptete, ich sei von den preußischen Linien hergekommen, wahrscheinlich um zu spioniren. Ich sagte, ich hätte Paris vor erst einer Stunde verlassen. Er entgegnete, dies sei unmöglich, denn es würde keinem Civilisten gestattet, das Thor zu passiren. Die Sache begann ein beunruhigendes Ansehen zu gewinnen. Der Offizier meinte, wenn man mich niederschösse, so würde das die einfachste und schnellste Methode sein, die Frage zu lösen. Ich erlaubte mir natürlich, dagegen einige Einwendungen zu erheben und endlich ward beschlossen, mich nach dem Fort Vanvres zu transportiren. Wir fanden den Commandanten mit einem dicken Stock in der Hand vor seinem Fort sitzend wie ein Bauer vor seinem Gehöft. Vergebens bemühte sich der diensteifrige Offizier den Zorn des Commandanten gegen mich zu entzünden. Letzterer ließ sich mit mir in ein Gespräch ein und wir wurden ganz vortreffliche Freunde. Auch er wußte nicht, was eigentlich geschehen war. Er hatte, wie er sagte, Chatillon bombardirt und glaubte, er würde bald Befehl erhalten, wieder anzufangen. Dabei schien er sich sehr zu wundern, daß die Preußen das Feuer weder von Chatillon, noch von Sèvres oder Meudon aus erwiedert hatten. Von Vanvres ging ich nach Villejuif, wo eine Ambulanz errichtet worden und wo die Chirurgen mit den Verwundeten

beſchäftigt waren. Sobald man dieſe verbunden hatte, wurden ſie mittelſt Ambulanzwagen nach der Stadt gebracht.

Die Offiziere und Soldaten, welche noch nicht wußten, daß es General Ducrot nicht gelungen war, die Marne zu paſſiren, waren ſehr ärgerlich, daß ſie Befehl zum Rückzuge gerade in dem Augenblick erhalten hatten, wo ſie Alles vor ſich niederwarfen. Die Preußen hatten, wie ſie ſelbſt erklärten, gefochten wie Teufel. In der Stadt iſt die Begier, zu erfahren, was geſchehen, außerordentlich groß. Die Regierung hat eine Bekanntmachung anſchlagen laſſen, worin ſie ſagt, es gehe Alles ſo, wie General Trochu es wünſche. Ueber Ducrot's mißlungenes Unternehmen wird kein Wort geſagt. Die Liberté, welche einen vorſichtigen Bericht über Das, was wirklich ſtattgefunden hat, mittheilt, iſt auf den Boulevards in Fetzen geriſſen worden. Ich habe ſoeben mit einem Offizier vom Generalſtabe geſprochen. Er ſagte mir, Trochu ſei noch draußen und ſehr niedergeſchlagen, aber feſt entſchloſſen, die Sache durch eine verzweifelte Anſtrengung morgen wieder gut zu machen.

Heute haben wir einige engliſche Zeitungen erhalten und Sie können ſich denken, wie weit wir in der Tagesſchichte zurückgeblieben ſind, wenn ich Ihnen ſage, daß wir erſt jetzt erfahren, was Fürſt Gortſchakoff auf's Tapet gebracht hat. Gütiger Himmel! Ich habe meine Erſparniſſe in fünfprozentigen Türkenlooſen angelegt und ſchaudere bei dem Gedanken, wie ich dieſe orientaliſchen Effecten auf dem Courszettel notirt finden werde, wenn ich wieder mit der Außenwelt in Verbindung trete.

3. December.

Während der letzten zwei Tage iſt das Publikum innerhalb der Mauern von Paris in gänzlicher Unbekanntſchaft mit dem erhalten worden, was draußen vorgeht. General Trochu hat jeden Tag eine oder zwei Depeſchen veröffentlicht, worin er ſagt, es ginge Alles ſo, wie er es erwartet und die Mehrzahl Derer, welche dieſe orakelhaften Aeußerungen leſen, glauben dieſelben ſo feſt als ob ſie noch niemals belogen worden wären. Auf den Boulevards ſtehen zahlreiche Gruppen, welche jeden Soldaten, den ſie vorüberkommen ſehen, befragen. „Tout va bien“ iſt aber die einzige Ant-

wort, die sie bekommen. Dennoch scheinen sie als gewiß anzunehmen, daß die Belagerung so gut wie aus ist und daß die preußischen Linien durchbrochen worden sind. Längs der Straße innerhalb der Wälle und an den Thoren stehen dichte Volksmassen, welche auf den Kanonendonner horchen und auf jeder Anhöhe, von welcher eine ferne Aussicht auf den Pulverdampf zu haben ist, haben sich Männer, Weiber und Kinder gesammelt.

Gestern sowohl als auch heute gelang es mir, in das hufeisenförmige Terrain zu gelangen, an dessen Mündung das Gefecht stattgefunden, und gestern Nachmittag, wo Waffenruhe zum Begraben der Todten war, ging ich mit den Ambulanzen auf das streitige Land zwischen den beiden Armeen. Das ganze Hufeisen ist voll Artillerie. Die Bomben und Granaten von den Forts und Batterien fliegen darüber hinweg und explodiren innerhalb der preußischen Linien. Ein wenig weiter zurück ist jedes Haus mit Verwundeten angefüllt, welche, sobald ihre Wunden verbunden sind, nach der Stadt befördert werden. Ein oder zwei Batterien eröffnen zuweilen das Feuer, welches dann und wann von dem der Preußen beantwortet wird. Trochu und Ducrot reiten umher und insoweit ich es sehen kann, commandirt Letzterer, während Ersterer Reden hält.

Gestern Nachmittag hatten wir in Champigny Terrain verloren und in Villiers welches genommen. Vor unsern Linien lag eine große Anzahl todter Preußen. Begräbnißdetachements waren von beiden Seiten thätig, kamen aber nur langsam vorwärts. Um vier Uhr Morgens hatten die Preußen einen Angriff auf unsere Linien von Champigny bis Brie gemacht und die überrumpelte Mobilgarde und Linie zog sich eiligst zurück. Einige Mobilregimenter wurden von Gendarmerieschwadronen buchstäblich ins Gefecht zurückgetrieben. Gleichzeitig kamen auch Verstärkungen heran und um neun Uhr waren die Positionen wieder gewonnen, denn es war den Preußen unmöglich, dem Feuer unserer Forts, Redouten und Belagerungsgeschütze zu widerstehen. Der Kampf dauerte bis gegen drei Uhr, dann hörte er auf. Um fünf Uhr war ich wieder in meinem Hotel, welches, wie ich schon erwähnt, das Hauptquartier der Ambulance internationale ist. Bis 11 Uhr wurden fortwährend Verwundete eingebracht.

Jetzt ſind alle Betten belegt. Wir haben 460 Franzoſen und 30 Deutſche — faſt lauter Sachſen. Viele ſtarben während der Nacht. In dem Zimmer neben mir liegt Franchetti, der Commandant der Eclaireurs von der Seine. Ein Granatſplitter hat ihm einen Theil der Hüfte weggeriſſen und der Arzt ſagte mir ſoeben, er fürchte, der Patient werde nicht wieder aufkommen, denn die Wunde ſei für eine Operation zu hoch. In dem nächſtfolgenden Zimmer liegt ein junger Mobillieutenant, dem ein Bein amputirt worden iſt. Der rechte Arm hat ihm aufgeſchnitten werden müſſen, um einen Knochenſplitter herausziehen zu können und außerdem hat er auch noch eine Kugel in der Schulter.

An Aerzten iſt großer Mangel und viele Verwundete, welche geſtern Abend eingebracht wurden, mußten warten bis heute Morgen, ehe die Reihe des Verbindens an ſie kam. Die amerikaniſche Ambulanz und mehrere andere ſind, wie ich höre, ebenfalls voll. Dann und wann ſuche ich die Deutſchen auf, denn ich kann ihre Sprache reden und ſie freuen ſich, dieſelbe zu hören. In den Journalen leſe ich, die verwundeten Baiern und Sachſen riefen fortwährend: „Vive la France!“ Ich kann blos ſagen, daß die hier befindlichen nichts derart thun. Uebrigens ſcheinen ſie nicht ſonderlich niedergeſchlagen darüber zu ſein, ſich in den Händen ihrer Feinde zu ſehen. Sie werden ganz ſo behandelt wie die Franzoſen und ſind ſehr dankbar dafür.

Als ich heute Nachmittag wieder in das Hufeiſen kam, fand ich, daß die Truppen nach Paris zurückkehrten, und ich war daher nicht im Stande, bis an die Front zu gelangen. Manche ſagen, wir hätten in Villiers und Champigny 20,000 Mann zurückgelaſſen; Andere behaupten, Champigny ſei letzte Nacht wieder verloren gegangen. Auch höre ich, daß heute in aller Frühe die Preußen einen Ueberfall verſuchten, aber zurückgeſchlagen wurden. Die allgemeine Vermuthung ſcheint zu ſein, daß wir morgen entweder über Chatillon oder Malmaiſon durchzubrechen verſuchen werden.

Heute Morgen kam eine Brieftaube von Bourbaki und brachte eine Depeſche vom 30. November, welche meldet, daß er vorrückt. Unter den Soldaten gilt dieſe Depeſche ſchon als eine officielle Notiz, daß er in Meaux ſteht. Gewiß weiß ich weiter nichts, als daß die Ambulanzen auf

morgen früh acht Uhr hinausbeordert ſind und daß ich jetzt zu Bett gehe, um bereit zu ſein, mit ihnen aufzubrechen.

Bei Bondy ſoll geſtern und heute auch gekämpft worden ſein, da ich aber nicht an zwei Orten zu gleicher Zeit ſein kann, ſo kann ich auch nicht ſagen, was dort vorgefallen iſt, nur ſcheint es mir, als befänden wir uns heute in keiner beſſern Poſition als am Montag.

Mit ſchweren Verluſten haben wir jedoch wenigſtens die Ueberzeugung erkauft, daß unſere neue Artillerie beſſer iſt, als man erwartet hatte und daß Linie und Mobilgarde im Feuer ziemlich gut ſtehen, bis ihre Offiziere fallen, wo ſie dann in Unordnung gerathen. Die Nationalgarden waren nicht betheiligt. General Trochu und General Piſani verſuchten einige Bataillone über die Marne zu bringen, fanden es aber unmöglich. Nach einer langen Rede von Trochu rief Piſani: „Vive la France!“ Dieſen Ruf erwiederten ſie, als er aber hinzuſetzte: „Vive Trochu!“ ſchwiegen ſie und ihre Commandanten erklärten, es kämen hierbei politiſche Erwägungen ins Spiel, in Bezug auf welche ſie und ihre Leute „gewiſſe Vorbehalte“ beanſpruchten. Dennoch aber ſind ſie ſehr ſtolz darauf, nur noch eine Stunde weit von einem Schlachtfelde entfernt geweſen zu ſein und Trochu lobt ſie in ſeinem Tagesbefehle, daß ſie der Armee auf dieſe Weiſe „moraliſche Unterſtützung“ gewährt haben. Dies zu thun, iſt ſicherlich ein Jeder bereit, nur wird dieſe moraliſche Unterſtützung die Preußen nimmermehr von Paris vertreiben.

Die Lebensmittel werden mit jedem Tage knapper. Geſtern wurden ſämmtliche Vorräthe an Bratwürſten requirirt. Allerdings haben wir noch die Kühe, dieſe aber ſollen um der Milch willen bis zuletzt aufgehoben werden. Sie werden mit Hafer gefüttert, denn das Heu iſt rar. Sie ſehen alſo, daß die Mutter eines Kalbes vor deſſen Onkel viele Vorzüge hat. Im zoologiſchen Garten hat man ſämmtliche Thiere geſchlachtet mit Ausnahme der Affen. Dieſe läßt man am Leben, weil man mit Darwin es nicht für unmöglich hält, daß ſie unſere Verwandten oder wenigſtens die Verwandten von einigen Regierungsmitgliedern ſind, gegen welche die Natur in Bezug auf Schönheit allerdings nicht ſehr freigebig geweſen iſt.

Im Keller der engliſchen Geſandtſchaft befinden ſich drei Schafe. Nie gelüſtete es den reichen Mann mehr nach dem Lamme des armen Mannes, als mich nach dieſen Schafen. Ich gehe oft und ſehe ſie an, gerade wie ein Londoner Bettelbube den Bratenduft am Fenſter einer Garküche ſchnüffelt. Dieſe Thiere tröſten mich über die Abweſenheit meines Geſandten. Jemand hat entdeckt, daß aus alten Knochen ein ganz vortreffliches Gallert gemacht werden kann, und die Maires fordern uns auf, alle unſere Knochen herauszugeben, damit ſie dem deshalb nöthigen Prozeß unterzogen werden können.

Mr. Powell iſt, glaube ich, ein Privatlieferant in London. Ich kenne ihn nicht, geſtern aber ſpeiſte ich bei einem Freunde, der aus einer Blechbüchſe ein Stück auſtraliſches Hammelfleiſch zum Vorſchein brachte, welches er vor Beginn der Belagerung von Mr. Powell gekauft. Nie habe ich beſſeres gegeſſen und aus Dankbarkeit thue ich hiermit dem würdigen Powell den Gefallen, ſeine Waaren koſtenfrei zu empfehlen. Wenn wir einen tüchtigen Vorrath von dieſem Fleiſch beſäßen, ſo könnten wir den Preußen noch lange Trotz bieten; ſo aber fürchte ich, daß Wilhelm ſeine Telegramme an Auguſta binnen wenigen Wochen aus den Tuilerien datiren wird.

4. December.

Ich ſchrieb Ihnen geſtern Abend in großer Eile, um meinen Brief noch mit einem Ballon fortzubringen, der heute Morgen abgehen ſollte, deſſen Abfahrt aber wegen ungünſtigen Windes verſchoben worden iſt. Ich bin jetzt in den Stand geſetzt, einige genauere Angaben in Bezug auf den Kampf vom vorigen Freitag zu machen, denn ich habe Gelegenheit gehabt, mit mehreren der Offiziere zu ſprechen, welche ſich beim Stabe der verſchiedenen betheiligten Generale befanden.

Nachdem die Preußen um 4 Uhr Morgens die ganze franzöſiſche Linie von Brie bis Champigny überrumpelt hatten, ſchoben ſie eine ſtarke Colonne zwiſchen letztern Ort und die Marne, ſo daß ſie ihre Gegner umgingen. Die Colonne drang bis ungefähr zur Mitte des durch die Biegung

des Fluſſes gebildeten Hufeiſens vor und würde die Brücke von Joinville erreicht haben, wenn nicht General Favé das Feuer einer kleinen Redoute, die er vor Joinville erbaut und das von vierzig Feldgeſchützen, welche er raſch in Poſition gebracht, eröffnet hätte. Gleich darauf rückten auch Verſtärkungen unter General Blanchard heran und die Colonne ward endlich unter heftigem Kampfe nach Champigny zurückgedrängt. Geſtern Nachmittag ging der größte Theil der Truppen in dem Hufeiſen über den Fluß und iſt jetzt entweder in dem Wald von Vincennes oder an andern Stellen der Linie zwiſchen den Forts und der Enceinte.

General Trochu iſt in den Louvre zurückgekehrt und General Ducrot ſprach, wie ich höre, geſtern ſein Bedauern darüber aus, daß er jenes thörichte Manifeſt veröffentlicht, worin er erklärt, daß er ſiegen oder ſterben wolle, denn da er keins von beiden gethan, ſo fühlt er das Peinliche des Wiederbetretens der Stadt. Er ſowohl als Trochu haben übrigens in dieſem Kampfe einen hohen Grad von perſönlichem Muth bewieſen. Letzterer ward durch einen Granatſplitter leicht am Hinterkopfe verwundet. Alle Offiziere mußten ſich gut vor der Front halten, um die Soldaten zu ermuthigen. Die Hauptbitze des Gefechts hatte die Linie auszuhalten. Die Mobilgardiſten hielten ſich leidlich gut, mit Ausnahme der Vendéer, trotzdem daß man von dieſen viel erwartet hatte. Das einzige mitbetheiligte Bataillon Nationalgarde war das von Belleville und es wich ſehr bald zurück.

Die Bevölkerung hat von dem wirklichen Stande der Dinge draußen nicht die mindeſte Kenntniß. Sie glaubt immer noch, die preußiſchen Linien ſeien durchbrochen und die Belagerung werde in einigen Tagen vorüber ſein. Wahrſcheinlich wird Trochu einen zweiten großen Ausfall unternehmen, obſchon derſelbe höchſt wahrſcheinlich abermals kein anderes Reſultat haben wird, als daß dadurch eine Menge Menſchenleben nutzlos geopfert werden. Am Freitag betrug unſer Verluſt 600 Todte und 4500 Verwundete. Der der Preußen muß nach der großen Anzahl der auf den Feldern und in den Wäldern umherliegenden Leichen ebenfalls bedeutend geweſen ſein.

Heute Morgen wurden die Ambulanzen herausbeordert

und um 7 Uhr waren wir etwa 300 Mann ſtark mit den Wagen auf dem Quai in der Nähe der Place de la Concorde verſammelt. Nachdem wir hier zwei Stunden lang gefroren, ſchickten wir einen Boten zu General Trochu und ließen fragen, ob wir wirklich gebraucht würden. Die Antwort lautete, daß heute kein Angriff gemacht werden würde und wir begaben uns demzufolge nach Hauſe, um aufzuthauen. Wenn einmal Kriege geführt werden müſſen, ſo wünſchte ich, daß es nach dem alten Syſtem geſchähe, nach welchem militäriſche Operationen nur im Sommer unternommen wurden. Wenn der Thermometer unter Null ſteht, ſo ſickert mir der Heldenmuth zu den Fingerſpitzen heraus. Die Aerzte ſagen mir, daß bei vielen übrigens leichten Wunden in Folge der Kälte der Brand hinzugetreten iſt und ſie tödtlich gemacht hat. Wenn ein Kampf bis zum Abend dauert, ſo können die meiſten Verwundeten erſt am nächſten Morgen aufgehoben werden und ihre Leiden müſſen während der Nacht furchtbar ſein. Ich ſah mehrere dieſer armen Leute aufheben, die buchſtäblich erfroren zu ſein ſchienen.

Das „Journal Officiel" vom heutigen Tage enthält einen Brief von Monſeigneur Bauer, welcher behauptet, daß die Preußen, als er ſich mit einer Parlamentärfahne und einem Trompeter genähert, auf ihn geſchoſſen haben. Es wird dies unter andern auch von einem Journaliſten beſtätigt, welcher während der Nacht nach dem Kampfe vor den Wällen draußen geblieben war. Wenn nur der zehnte Theil der Geſchichten, die ich von den Verräthereien der Preußen höre, wahr iſt, ſo müſſen ſie ausgerottet werden, wie Wölfe.

Dieſer Monſeigneur Bauer iſt übrigens ein Original. Von Haus aus Deutſcher und Jude iſt er jetzt Franzoſe und chriſtlicher Biſchof. Während des Kaiſerreiches war er Hofkaplan und Beichtvater der Kaiſerin. Jetzt iſt er Kaplan der Ambulances de la Presse und hat 800 Frères Chrétiens, die ſich wie Prieſter kleiden, aber nicht wirklich ordinirt ſind, unter ſeinen Befehlen. Er ſowohl als auch dieſe „chriſtlichen Brüder" entwickeln den größten Muth. Sie ſind beim Aufheben der Verwundeten ſtets die Erſten und gehen ſchon vor, während das Feuer noch lange nicht vorüber iſt. Der Biſchof galoppirt in Soutane und hohen Stiefeln ein-

her; auf der Bruſt trägt er das Großkreuz der Ehrenlegion, am Halſe ein goldenes Crucifix und auf dem Zeigefinger über dem Handſchuh einen rieſigen Biſchofsring. Zuweilen erſcheint er auch in einem rothen Mantel, der wahrſcheinlich mit zu ſeinem geiſtlichen Coſtüm gehört. Leute, welche ihn genau kennen, ſagen mir, er ſei ein vollendeter Charlatan, bei den Soldaten aber iſt er ſehr beliebt, denn er ſpricht mit ihnen in ihrer eigenen Ausdrucksweiſe und ſein Muth läßt ſich nicht bezweifeln. Er ſteht im dichteſten Kugelregen ſo ruhig wie auf der Kanzel und befand ſich beiſpielsweiſe an Ducrot's Seite, als dieſem das Pferd unter dem Leibe getödtet ward.

Die Ereigniſſe der vergangenen Woche beweiſen, daß General Trochu dem Feinde keine andere Widerſtandskraft entgegenſetzen kann, als welche er in der Linie und in der Mobilgarde beſitzt. Was die Bevölkerung von Paris betrifft, ſo iſt ſie in dieſer Beziehung ſchlimmer als nutzlos. Sie zehrt die Lebensmittelvorräthe auf und beſitzt ein Gemiſch von Hartnäckigkeit und Dünkel, welches ſie wahrſcheinlich in den Stand ſetzen wird, eher bedeutende Entbehrungen zu ertragen, als ſich zu ergeben. Kämpfen aber wird ſie nicht, obſchon ich überzeugt bin, daß ſie ſich bis an's Ende ihres Lebens ihrer heldenmüthigen Tapferkeit rühmen und ihren Enkeln erzählen wird, daß im Jahre 1870, als die franzöſiſchen Truppen ſämmtlich Kriegsgefangene waren, die Bürger der franzöſiſchen Hauptſtadt ſich mit Ruhm bedeckten und mehrere Monate lang ſich gegen die wüthenden Angriffe der ſiegreichen deutſchen Armeen behaupteten. Die armen Soldaten und Mobilgardiſten, welche allein den wirklichen Kampf aushalten müſſen, werden die ewige Wahrheit von Virgil's „Sic vos non vobis“ erfahren. Indeſſen, es kann nichts nützen, ſich über etwas zu erzürnen, was in ſpäter Zukunft geſchehen wird; Denen, welche jetzt in oder außer Paris leben, kann es ja einerlei ſein.

5. December.

Die Regierung hat eine Proclamation erlaſſen, welche verkündet, daß die Truppen über die Marne zurückgegangen ſind, weil der Feind Zeit gehabt hat, eine ſo bedeutende Streit-

macht vor Villiers und Champigny zusammenzuziehen, daß weitere Anstrengungen in dieser Richtung fruchtlos sein würden. „Der Verlust des Feindes," heißt es dann weiter, „ist während der glorreichen Tage des 29. und 30. November und des 2. December so groß gewesen, daß er sich gezwungen gesehen hat, eine Armee, die er den Tag vorher angegriffen, unter seinen Augen und am hellen Tage einen Fluß passiren zu lassen."

Wenn man aber erwägt, daß dieser Flußübergang bei Joinville stattfand und daß der Fluß an dieser Stelle von dem Feuer dreier Forts und zweier Redouten gedeckt ist, so könnte General Trochu sich ebenso gut rühmen, die Seine der Place de la Concorde gegenüber passirt zu haben. Es läßt sich nicht leugnen, daß es für die gegenwärtige Regierung eine schwere Aufgabe gewesen ist, ihre Vorgängerin an Lügenhaftigkeit zu übertreffen. Sie hat aber in dieser Beziehung keine Mühe gescheut und somit ist ihr auch die Lösung dieser Aufgabe vollständig gelungen.

Die militärischen Attachés, die noch hier sind, meinen, der französische Verlust während des dreitägigen Kampfes könne an Todten und Verwundeten nicht weniger als 10,000 Mann betragen. Es ist jedoch sehr unwahrscheinlich, daß die Regierung einen Verlust von mehr als 2000 bis 3000 zugeben werde. Der der Preußen ist, wie man uns sagt, weit größer als der unsrige. Ohne diese Versicherung als unbedingt war anzunehmen, kann man doch wohl nicht in Abrede stellen, daß der Verlust des Feindes in der That ein schwerer gewesen sein muß. Ein Freund von mir zählte selbst in einem einzigen Gehölz 500 Leichen. Eine Anzahl Gefangene haben wir auch gemacht. Oberst Claremont, der seine Abreise verschoben hat, schaute dem Gefecht von der Redoute aus zu, welche General Favé dem Dorfe Joinville gegenüber erbaut hat und war einige Mal nahe daran, durch vorzeitig explodirende Bomben getödtet zu werden.

Die Pariser sind durch den Sieg, der mit einem Rückzuge geendet hat, ein wenig entmuthigt. Sie scheinen in Bezug auf die Umgebung ihrer Hauptstadt ebenso unwissend zu sein, wie hinsichtlich fremder Länder, und sie nehmen sich nie die Mühe, eine Karte zu Rathe zu ziehen. Einige schütteln bedenklich die Köpfe, die meisten aber glauben,

Villiers und Champigny lägen weit außerhalb des Bereichs der Kanonen unſerer Forts, und da das Terrain in der Nähe derſelben noch von unſeren Truppen beſetzt iſt, ſo ſei etwas geſchehen, was zum baldigen Rückzuge der Preußen führen müſſe. „Wir ſind zwei Millionen," ſagen ſie. „Wir wollen lieber Alle ſterben, als uns ergeben," und ſie meinen, wenn ſie dies oft genug ſagen, ſo könne Paris niemals genommen werden.

Die Ultrademokraten in den Clubs haben eine neue Theorie erſonnen, um ihre Weigerung, ſich zu ſchlagen, zu rechtfertigen. „Wir ſind," bemerkte ein Redner kürzlich, „die Kinder von Paris; die Stadt braucht uns; dürfen wir ſie wohl in einem ſolchen Augenblick verlaſſen?"

Einige dieſer Helden behaupten ſogar, das Klügſte wäre, die Preußen einziehen zu laſſen und ſie dann zu den Lehren des Republikanismus zu bekehren. Ich glaube, es war der heilige Auguſtin, welcher nicht daran verzweifelte, daß ſelbſt der Teufel ſchließlich zu anderen Geſinnungen bekehrt werden könne, und auf dieſelbe Weiſe hörte ich einen eifrigen Patrioten die Hoffnung ausſprechen, daß er im Stande ſein werde, ſelbſt „Wilhelm" zum Glauben an die Univerſalrepublik zu bekehren.

In dem Club, wo dieſe brüderlichen Anſichten ausgeſprochen wurden, ſieht man faſt allemal eine Dame, die mit auf der Rednerbühne ſitzt. So oft nun Einer nach ihrer Meinung eine gute Rede gehalten hat, küßt ſie ihn auf beide Wangen. Sie iſt keineswegs häßlich und ich hatte mehrmals nicht übel Luſt, ſelbſt einige Bemerkungen zu machen, um der Belohnung theilhaftig zu werden. Jene Schüchternheit aber, welche von jeher der Fluch meines Lebens geweſen, hielt mich zurück. Dann und wann ſpricht dieſe Dame auch ſelbſt und giebt gern ihre eigenen Erfahrungen zum Beſten. „Ich war," ſagte ſie, „neulich auf dem Wege hierher, als ich bemerkte, daß ein Mann mir folgte. „Was willſt Du?" fragte ich, indem ich ihn finſter anſchaute. ‚Ich liebe Sie!' antwortete der elende Ariſtokrat. „Ich bin das Weib eines Bürgers," ſagte ich, „und die Mutter der Gracchen." Der erbärmliche Wicht ſchlich ſich beſchämt hinweg, um eine andere Beute zu ſuchen. Wenn er ſich an eine Prinzeſſin oder Herzogin wendet, ſo wird er wahrſcheinlich eher Gehör finden."

Dieſe Mittheilung ward mit lautem Beifall aufgenommen und mehrere ſehr unſauber ausſehende Patrioten ſtürzten herbei, um die Mutter der Gracchen zu umarmen und ihr zu zeigen, wie hoch ſie ihr edles Verhalten zu würdigen wußten.

Die Journale fangen ſchon an, zu fürchten, daß der Heroismus, den die Franzoſen ihrer Meinung nach während der letzten Woche gezeigt, angezweifelt werden könne. Der „Figaro“ enthält in dieſer Beziehung Folgendes: „Auf das, was gewiſſe Correſpondenten, die man beſſer kennt, als ſie glauben, ſagen, kommt nichts an, und obſchon ſie das Ausland durch ihre Correſpondenzen irre leiten möchten, ſo ſteht doch feſt, daß unſere Bretagner am Donnerſtag nicht davongelaufen ſind. Allerdings wurden ſie, als die Sachſen mit lautem Hurrahgeſchrei aus ihren Löchern hervorſtürzten, durch dieſen rohen, barbariſchen Angriff im erſten Augenblick ein wenig zum Wanken gebracht, aber —“ und nun folgt die Erklärung mehrerer der Helden ſelbſt, daß ſie gefochten haben wie Löwen. Die Mobilen ſchlugen ſich aber, wie ich ſchon in meinem geſtrigen Briefe geſagt, nur leidlich gut und von einigen ihrer Bataillone konnte man ſelbſt das nicht ſagen. Die Linie hielt ſich, für junge Truppen, ſehr gut und der Muth der Offiziere, ſowohl von der Linie als von der Mobilgarde, war über alles Lob erhaben. Es iſt jedoch ein militäriſcher Erfahrungsſatz, daß, wenn in einem Kampfe eine übermäßige Zahl von Offizieren fällt, dann die Truppen nicht mehr vorwärts wollen.

Was nun geſchehen wird, iſt ſchwer zu errathen. Unſere Generale müſſen einſehen, daß, wenn nicht eine der Armeen der Provinz den Preußen in den Rücken fällt, ein abermaliger Ausfall blos zu einem abermaligen Blutbad führen wird. Andrerſeits aber werden die Pariſer ſich nicht eher zufrieden geben, als bis ſämmtliche Linientruppen und Mobilgardiſten draußen vor den Wällen gefallen ſind, damit geſagt werden könne, der Widerſtand von Paris ſei heldenmüthig. Wenn ich Trochu wäre, ſo würde ich einen Ausfall ausſchließlich mit Nationalgarden machen, um dieſen Herren zu zeigen, daß wirklicher Kampf etwas ganz Anderes iſt, als eine Parade in den Straßen der Hauptſtadt.

Nachfolgend eine kleine Liste von Delikateſſenpreiſen: — Ein Huhn 26 Francs, ein Kaninchen 18 Francs, ein Truthahn 60 Francs, eine Gans 45 Francs, eine Staude Blumenkohl 3 Francs, ein Kohlkopf 4 Francs, Hundefleiſch 4 Francs das Pfund, eine abgehäutete Katze 5 Fancs, eine Ratte 1 Franc, wenn fett aus der Schleuße 1 Franc 50 Cent. Faſt alle Thiere im Jardin des Plantes ſind gegeſſen worden. Man hat ſie im Durchſchnitt mit ungefähr 7 Francs das Pfund bezahlt. Känguruh iſt jedoch mit 12 Francs das Pfund verkauft worden. Geſtern dinirte ich mit dem Correſpondenten eines Londoner Blattes. Es war ihm gelungen, ein großes Stück Muffion aufzutreiben, ein Thier, welches, glaube ich, nur in Corſika vorkommt. Ich kann es blos beſchreiben, indem ich ſage, daß es nach Muffion und nichts Anderem ſchmeckte. Es war nicht gerade ſchlecht, dennoch aber glaube ich nicht, daß ich blos um dieſes Fleiſch öfter zu genießen, eine Reiſe nach Corſika machen werde.

6. December.

Ob ich am Aequator ein Held wäre, weiß ich nicht gewiß; daß ich aber am Nordpol ein elender Feigling ſein würde, davon bin ich feſt überzeugt. Vor drei Tagen ſtand ich einmal zwei Stunden lang bei den Ambulanzen der „Preſſe“, und ſeitdem habe ich nicht aufgehört, mit den Zähnen zu klappern. Ich bedaure die armen Schelme, welche die ganze Nacht auf dem Plateau von Villiers Wache ſtehen müſſen, mehr als die, welche am Tage vorher allen ferneren Leiden überhoben wurden. Wenn warmes Wetter iſt, ſo betrachtet man die preußiſchen Batterien mit verhältnißmäßiger Reſignation und iſt von einer Art fanatiſchen Glaubens beſeelt, daß die Bomben nicht innerhalb Treffweite platzen werden. Steht der Thermometer dagegen unter Null, ſo bildet man ſich ein, das Ziel jeder Kanone zu ſein. Ich weiß nicht, wie es bei Anderen iſt, auf mich aber äußert die Kälte eine höchſt unheroiſche Wirkung. Meine Beine wollen mir dann nicht mehr gehorchen und nur mit Aufbietung der größten Gewalt, deren der Geiſt über die Materie fähig iſt, kann ich ſie abhalten, mich aus dem

Bereich von Kugeln, Bomben und Granaten hinauszutragen. Ich sehe mich dann schon mit Entsetzen die ganze Nacht mit zerschossenem Bein in einem Graben liegen und allmählich erfrieren. An einem warmen Sommertage schlage ich den Muth Derer, welche gut fechten, nicht sonderlich hoch an; an einem kalten Wintertage aber macht nach meiner Ansicht Jeder, der nicht fortläuft und sich in eine warme Stube flüchtet, sich um sein Vaterland wohlverdient.

Wir sind keineswegs eine sehr glückliche Familie. General Ducrot und General Blanchard haben sich veruneinigt. Letzterer sagte im Laufe des Wortwechsels zu dem Ersteren: „Wenn Ihr Degen so lang wäre wie Ihre Zunge, so wären Sie in der That ein bewunderungswürdiger Krieger!“ Ducrot und Trochu sind die literarischen Generale, Vinoy und Blanchard dagegen die kämpfenden. Man erzählt auch, General Favé solle beseitigt werden, obschon ich mir nicht denken kann warum, denn seine Redoute hat die Armee vor einer noch schwereren Niederlage bewahrt.

Während jedoch die Militärs so untereinander selbst ihre Zwistigkeiten haben, sind sie alle darin einig, daß sie die Nationalgarden schmähen, welche sie unehrerbietiger Weise die „Wurstfabrikanten“ nennen. Als La Gare aux Boeufs von Admiral Polhuan und dessen Matrosen genommen ward, bildeten zwei Bataillone Nationalgarde den Nachtrab. Der Admiral und seine Leute waren daher nicht wenig verwundert, daß in dem Tagesbefehl von denen, welche den ganzen Kampf durchgefochten, kaum ein Wort erwähnt war, während die „Wurstfabrikanten“ bis in den Himmel erhoben wurden. General Trochu schrieb hierauf einen Brief an den Admiral und meldete ihm, es sei aus politischen Gründen nothwendig, die Nationalgarde zu ermuthigen. Während der Kampf bei Villiers und Champigny stattfand, standen die Marschbataillone der Nationalgarde beinahe außerhalb der Schußweite. Plötzlich kam Befehl, sie in Linie zu formiren. Ihr Commandant, General Clement Thomas, entgegnete, dies wäre unmöglich, weil sie glauben würden, daß man sie ins Gefecht führen wolle. Trotzdem lobt General Trochu sie wegen der „moralischen Unterstützung“, die sie ihm gewährt haben. Man kann sich nicht wundern, daß die wirklichen Soldaten sich durch dieses Schwindelsystem

verletzt fühlen. Sie erklären deshalb auch, daß sie beim nächsten Ausfall die Pariser zum Vorangehen zwingen und sie, wenn sie davonzulaufen versuchen, niederschießen werden. Man darf hierbei nicht vergessen, daß diese Marschbataillone aus jungen, unverheiratheten Männern bestehen und wenn Paris vertheidigt werden soll, so ist kein Grund vorhanden, aus welchem diese Leute nicht auch der Gefahr ausgesetzt werden sollten.

Gestern ward ein neuer Befehl erlassen, welcher alle Ausgangspässe bis auf Weiteres für ungiltig erklärt. Ich habe einen von General Vinoy in aller Form ausgestellten Paß, aber selbst mit diesem ward ich das letzte Mal, wo ich die Stadt verließ an zwei Thoren zurückgewiesen, ehe ich am dritten durchkam. Die Correspondenten für auswärtige Blätter sind nicht einig, ob es erlaubt sei, unter der Genfer Fahne mit einer Ambulanz hinauszugehen. Ich für meine Person kann nichts Unrechtes darin finden, dafern nur der Correspondent sich nützlich macht und die Verwundeten aufheben hilft. Im preußischen Lager hat ein Correspondent eine anerkannte Stellung. Hier ist es anders und er muß daher alle erlaubten Mittel benutzen, um sich Kunde von dem zu verschaffen, was vorgeht. Mein Paß bezeichnet mich z. B. nicht als einen Correspondenten, sondern als einen bei der Britischen Gesandtschaft accreditirten Engländer. Zu Anfang der Belagerung bat ich Mr. Wodehouse, mir einen Empfehlungsbrief an Jules Ferry, eins der Mitglieder der Regierung, zu geben. Diesen Brief gab ich nicht ab, sondern zeigte ihn in General Vinoy's Hauptquartier vor, um zu beweisen, daß ich kein preußischer Spion, sondern meinem natürlichen Beschützer bekannt sei. Ein Adjutant gab mir hierauf einen Paß und da er nicht wußte, wie er mich nennen sollte, so bezeichnete er mich als „bei der englischen Gesandtschaft accreditirt." Auf diese Weise wandle ich als geheimnißvolles Wesen einher — vielleicht als Gesandter, vielleicht als Kammerdiener eines Gesandten.

Ein Freund von mir, der bei der Ambulanz der „Presse" eine Autorität ist und einen Wagen besitzt, hat mir versprochen, mich das nächste Mal, wo die Ambulanzen verlangt werden, abzuholen. Ich habe aber schon gesagt, daß wenn der Thermometer unter Null steht, von Energie keine Rede

mehr bei mir ist, und wenn die nächste Schlacht nicht an einem warmen Tage stattfindet, so werde ich ihr nicht beiwohnen. Uebrigens kann man auch, wenn man nicht mit dem Stabe des commandirenden Generals reitet, sich von dem, was vorgeht, keinen richtigen Begriff machen, und durch ein Fernrohr mit anzusehen, wie Menschen und Pferde niedergemetzelt werden, ist etwas Entsetzliches. Als die Ritter mit ihren Lanzen gegen einander losritten, hatte der Krieg noch etwas wirklich Ritterliches; dagegen kann ich weder etwas Nobles noch Erhebendes darin sehen, wenn eine Anzahl unglücklicher bretonischer Bauern, die nicht einmal französisch sprechen können und eine gleiche Anzahl Berliner Handelsleute, die wahrscheinlich nichts sehnlicher wünschen, als wieder daheim in ihrem Laden zu sitzen, einander aus einer Entfernung von einer halben Meile durch eiserne und bleierne Kugeln vernichten. Dabei gestehe ich, daß mich die Pferde fast eben so sehr dauern wie die Menschen. Ich finde es monströs, daß, um die Elsasser zu zwingen, Unterthanen des Königs Wilhelm von Preußen zu werden, ein Omnibuspferd, welches in den Straßen von Paris redlich seine Arbeit verrichtet hat, vor die Mauern der Stadt hinausgeführt werde, um sich von einer Kugel den Kopf wegreißen zu lassen, oder auf drei Beinen umherzuhinken, bis es erfriert oder verhungert. Die Pferde machen, wenn sie verwundet sind, verzweifelte Anstrengungen, sich emporzuarbeiten, und lassen dann, wenn ihnen dies nicht gelingt, den Kopf mit einem dumpfen Schlage, welcher schauerlich anzuhören ist, auf den Boden niederfallen.

In Bezug auf das Ende der Belagerung bestehen die verschiedensten Ansichten. Ich für meine Person kann nicht glauben, daß eine Stadt mit zwei Millionen Einwohnern, wenn sie auf solche Auskunftsmittel reducirt ist, wie Paris jetzt, sich noch lange halten kann. Die Rationen, welche abwechselnd aus Pferdefleisch und Salzfisch bestehen, werden noch ausgetheilt, reichen aber kaum noch, um Leib und Seele zusammenzuhalten. Wenn wir uns nicht entschließen, unsere Artilleriepferde zu schlachten, so werden wir mit unserem Proviant bald zu Ende sein.

Heute geht das Gerücht, die Preußen hätten Versailles geräumt und Prinz Friedrich Karl sei in einer Schlacht an

der Loire geschlagen worden; ich messe aber diesen Geschichten, einer wie der andern, keinen großen Glauben bei. Wahrscheinlich infolge der Kälte ist seit drei Tagen keine Brieftaube angekommen und so lange wir nicht gewiß wissen, was General Aurelles de Paladine macht, können wir uns keine genaue Meinung über die Aussichten auf Aufhebung der Belagerung bilden. Jetzt läßt sich weiter nichts sagen, als daß wir, uns selbst überlassen, nicht im Stande sein werden, die Cernirungslinien zu durchbrechen und daß wir, wenn unsere Lebensmittel aufgezehrt sind, nothwendig capituliren müssen.

7. December.

Als dieser Krieg anfing, glaubten die Pariser an die Bulletins, welche ihre Regierung ausgab, denn sie fanden es nur natürlich, daß ihre Waffen siegreich wären, und waren mißtrauisch gegen jede fremde Zeitung, welche ihre Siege zu bestreiten wagte. Jetzt bezweifeln sie Alles, möge es von Freund oder Feind kommen. So behaupten jetzt neun Zehntheile, Graf Moltke habe sich durch Verkündung der Niederlage der Loire-Armee einer vorsätzlichen Lüge schuldig gemacht und ein Zehntel meint, er habe eine leichte Schlappe zur Ungebühr übertrieben und die Einnahme von Orleans beweise blos, daß diese Stadt nicht von einer bedeutenden Truppenmasse vertheidigt worden sei. Jede Kunde, welche mit den Wünschen dieser seltsamen Bevölkerung nicht übereinstimmt, braucht jetzt drei Tage, ehe sie Glauben findet, gleichviel welche Beweise für die Wahrheit vorliegen. Wenn die Loire-Armee kampfunfähig gemacht worden ist, so wird man früher oder später diese Thatsache zugestehen und sie wird ohne Zweifel einen gewissen Grad von Entmuthigung zur Folge haben, besonders da sie mit Ducrots Rückzug vom südlichen Ufer der Marne zusammentrifft.

Französische Politiker richten ihre Angaben stets so ein, daß sie dem Bedürfniß des Augenblicks entsprechen und scheinen dabei nie zu bedenken, daß, sobald der wirkliche Stand der Dinge an den Tag kommt, unvermeidlich eine Reaction eintreten muß, die weit niederdrückender ist, als wenn man mit der Wahrheit sofort herausgegangen wäre. Als Graf Moltke's Brief eintraf, waren zwei Mitglieder der

Regierung für die Nationalvertheidigung bereit, ſein Anerbieten, verbürgte Auskunft über die Vorgänge an der Loire zu geben, anzunehmen; General Trochu aber erklärte, er beabſichtige, Widerſtand zu leiſten bis aufs Aeußerſte und es ſei folglich für ihn ohne Bedeutung, ob Orleans gefallen ſei oder nicht.

Tag für Tag haben wir uns mit der Hoffnung getragen, daß entweder die neutralen Mächte oder die Armeen der Provinzen uns unſerer Bedrängniß entreißen werden oder daß durch einen Ausfall die Stadt wenigſtens wieder verproviantirt werden könne. Gegenwärtig glaubt Niemand mehr an die Intervention der Neutralen oder an den Erfolg eines Ausfalls, Alles aber klammert ſich, wie ein Ertrinkender an einen Strohhalm, an die Armeen der Provinzen. Um dieſen Glauben zu vernichten, wird es nothwendig ſein, daß die Preußen nicht blos bei Orleans, ſondern auch über die Armeen Kératry's und Bourbaki's einen weſentlichen Vortheil erringen. Wenn wir einmal finden, daß wir gänzlich auf unſere eigenen Hülfsquellen angewieſen ſind und daß es uns unmöglich iſt, die Cernirungslinien zu durchbrechen, ſo werden wir nothgedrungen der Macht der Umſtände nachgeben. Gegenwärtig ſind alle Journale für eine Fortſetzung des Kampfes ſo lange wir noch eine Brodrinde haben; in der Regel aber iſt eine belagerte Stadt ihrem Falle niemals näher, als wenn ſie droht, den Erſten, der von Uebergabe ſpricht, aufzuhängen. Die Meiſten würden ſelbſt jetzt ſchon die Sache von der praktiſchen Seite ins Auge faſſen, wenn ſie es wagten; Trochu ſteht aber einmal an der Spitze und er will von Capitulation nichts hören.

Einige deutſche Offiziere, Kriegsgefangene auf Ehrenwort, ſind in einem Reſtaurant inſultirt worden, und man hat es um ihrer eigenen Sicherheit willen nöthig gefunden, ſie in La Roquette einzuſperren. Ich wundere mich darüber nicht. Es giebt unter der pariſer Bevölkerung einen Abſchaum, der unter dem Kaiſerreich aus der Hand in den Mund lebte und ſich in den Reſtaurants und an anderen öffentlichen Orten läſtig macht. Einige dieſer Bummler tragen die Uniform der Nationalgarde, andere haben ſich den Ambulanzen zugeſellt, alle aber tragen die größte Sorge, ihr koſtbares Leben nicht auf's Spiel zu ſetzen. Geſtern

Abend dinirte ich ganz friedlich in einem Restaurant. Ein Freund, mit welchem ich Englisch gesprochen, hatte mich so eben verlassen und ich sah mich allein mit vier dieser sauberen Subjecte, welche an einem Tisch in meiner Nähe saßen. Sie theilten einander absichtlich so laut, daß ich es hören mußte, mit, alle Ausländer seien aus ihrem Vaterlande verbannt und die Amerikaner und Italiener, welche Ambulanzen errichten, wären aller Wahrscheinlichkeit nach preußische Spione. Da ich von diesen Anzüglichkeiten keine Notiz nahm, so wendete sich einer der Sprechenden zu mir herum und sagte: „Sie mögen mich ansehen, wie Sie wollen, mein Herr, ich sage Ihnen aber in's Gesicht, daß Dr. Evans, der frühere Zahnarzt des Kaisers, ein Spion war.“ Ich entgegnete in aller Ruhe, daß ich nicht die Ehre hätte, Dr. Evans zu kennen und da ich selbst Engländer, der Genannte aber Amerikaner sei, so könne ich unmöglich für diesen verantwortlich gemacht werden. „Sie sind ein Grieche,“ bemerkte ein Anderer; „ich hörte Sie vorhin Griechisch sprechen.“ Ich machte dem Herrn in bescheidenem Tone bemerklich, daß seine Kenntniß fremder Sprachen vielleicht ein wenig beschränkt sei. „Wohlan,“ fuhr er fort, „wenn Sie kein Grieche sind, so habe ich Sie neulich Morgens bei der Ambulanz der Presse gesehen, zu welcher ich gehöre, und folglich sind Sie ein Spion.“ — „Wenn Sie ein Engländer sind, hob der, welcher zuerst gesprochen, wieder an, „warum kehren Sie nicht in Ihr Vaterland zurück und kämpfen gegen Rußland?“ — Ich antwortete, diese Idee sei eine ganz vortreffliche, nur möchte es unter den obwaltenden Umständen schwierig sein, durch die preußischen Linien zu kommen. — „Der englische Gesandte ist ein Freund von mir und wird Ihnen auf meine Verwendung einen Paß ausfertigen,“ antwortete der Herr, welcher Englisch für Griechisch gehalten hatte. Ich dankte und versicherte ihm, daß ich es als eine große Gefälligkeit betrachten würde, wenn er mir bei seinem Freund Lord Lyons diesen Paß auswirkte. Er sagte, er würde es thun, denn es sei nothwendig, daß Paris von solchem Ungeziefer, wie ich und meine Landsleute seien, gesäubert werde. Bis jetzt jedoch hat er sein Versprechen noch nicht gehalten.

Dergleichen Scenen kommen in öffentlichen Localen sehr

häufig vor. Raufbold und Feigling ſind in der Regel in einer Perſon vereinigt. Jeder Lump kann jetzt einen Ausländer mit vollkommener Strafloſigkeit beleidigen, denn wenn der Ausländer ſich vertheidigen will, ſo braucht Jener ihn nur für einen Spion zu erklären und ſofort ſammelt ſich eine Rotte, die ſich entweder auf ihn ſtürzt oder ihn in's Gefängniß ſchleppt. Während nichts artiger ſein kann, als das Benehmen franzöſiſcher Offiziere und das gebildeter Franzoſen überhaupt, ſo wie auch das der ärmeren Klaſſen, wenn ſie nicht gereizt werden, ſo iſt dagegen nichts frecher und unverſchämter, als das ſolcher Bummler, welche ihre Tapferkeit für die innere Stadt aufſparen oder, wenn ſie ſich jemals außerhalb der Feſtungswerke hinauswagen, dies nur unter dem Schutze des rothen Kreuzes thun.

Das „Journal Officiel" enthält ein Decret, durch welches das Bataillon von Belleville aufgelöſt wird. Dieſe Krieger, ſagt ihr eigener Commandant, liefen vor den Augen des Feindes davon, weigerten ſich, den nächſtfolgenden Tag vorzugehen, und kehrten ihre Waffen gegen ihre Nachbarn von La Villette. Guſtav Flourens, welcher, obſchon er keine officielle Charge bei dem Bataillon bekleidete, dennoch ſeine Wahl zum Anführer durchſetzte, ſoll vor ein Kriegsgericht geſtellt werden.

Mein Nachbar Franchetti iſt geſtern geſtorben und ward heute begraben. Er war ein ſchöner junger Mann, in guten Verhältniſſen, glücklich verheirathet und hat als Commandant der Eclaireurs der Seine während der Belagerung gute Dienſte geleiſtet. Da er Jude war, ſo folgten die Rothſchilds und viele andere ſeiner Religionsgenoſſen ſeinem Sarge.

8. December.

Herr von Sarcey ſucht in dem „Temps" vom heutigen Tage ausführlich zu beweiſen, daß die Pariſer heroiſch ſeien. „Der Heroismus iſt poſitiv und negativ," ſagt er. „Wir haben um unſeres Landes willen uns ſeit mehreren Monaten der Möglichkeit beraubt, Geld zu verdienen, und während dieſer Zeit viele unſerer gewohnten Bequemlichkeiten entbehrt." Mir kommt es nicht in den Sinn, die Opfer, welche die Pariſer bringen, zu unterſchätzen; Herois-

mus aber ist nicht der rechte Ausdruck dafür. So lange als noch so viel Nahrungsmittel in der Stadt vorhanden sind, daß Jeder leben kann, ohne die Qualen des Hungers zu fühlen, haben sie gar nicht einmal Gelegenheit, negativen Heroismus zu zeigen. So lange die Stadt nicht selbst angegriffen wird und die Einwohner sich nicht bei Ausfällen betheiligen, kann man von ihnen auch nicht sagen, daß sie activ heroisch seien. Eine Blokade wie die, welche die Preußen über Paris verhängt haben, ist den Einwohnern natürlich sehr unangenehm. Wenn sie sich darein fügen, so zeigen sie ohne Zweifel ihren Patriotismus und ihre Standhaftigkeit. Heroismus aber ist etwas mehr als Patriotismus oder Standhaftigkeit. Er ist eine ausnahmsweise Eigenschaft, die in dieser Welt sehr selten gefunden wird.

Die Zeitungen haben nun zu ihrer eigenen vollständigen Ueberzeugung bewiesen, daß Graf Moltke's Behauptung in Bezug auf die Niederlage der Loire-Armee sich nur auf die Arrièregarde beziehen kann, und obschon von auswärts seit mehreren Tagen keine Nachrichten eingegangen sind, so besteht man doch darauf, daß der größere Theil dieser Armee seine Vereinigung mit der Bourbaki's bewirkt habe. Französische Journalisten erfinden, selbst wenn keine Nothwendigkeit dazu vorliegt, ihre Thatsachen und ziehen dann mit wunderbarem Scharfsinn ihre Schlußfolgerungen.

Ob die pariser Journale durch die preußischen Linien hindurch bis zu Ihnen gelangen, weiß ich nicht; sollte es nicht der Fall sein, so haben Sie keinen Begriff davon, wie vieler vortrefflichen Rathschläge Sie verlustig gehen. Man sollte meinen, daß ein Pariser jetzt für sich selbst genug zu thun hätte und sich blos um sich bekümmerte. Dies fällt ihm aber nicht ein. Er glaubt, er habe die Mission, die Welt zu leiten und zu belehren, und diese Mission erfüllt er mannhaft, trotz der Preußen und der preußischen Kanonen. Allerdings versteht er von fremden Ländern noch viel weniger als ein intelligenter Japanese von Tipperary, in Folge eines seltsamen Naturgesetzes aber fühlt er sich, je weniger er von einer Sache weiß, desto mehr getrieben, darüber zu schreiben. So habe ich z. B. eben erst einen sehr geistreichen Artikel gelesen, in welchem ausgeführt wird, daß, wenn wir nicht auf unserer Hut sind, unserer Herr-

ſchaft in Indien ſehr leicht durch eine ruſſiſche Flotte, die es vom Kaſpiſchen Meere aus angreifen wird, ein Ende gemacht werden kann, und wenn man bedenkt, wie leicht es für den Verfaſſer geweſen wäre, nicht über das Kaſpiſche Meer zu ſchreiben, ſo iſt man gleichzeitig überraſcht und dankbar, daß er unſere Aufmerkſamkeit auf die Gefahr gelenkt hat, die uns in jenem Theile des Erdballes droht.

Guſtav Flourens iſt feſtgenommen worden und befindet ſich jetzt im Gefängniß. Die Clubs der Ultras ſind ſehr entrüſtet darüber, daß die Regierung die Helden von Belleville der Feigheit angeklagt hat. Sie ſind überzeugt, der „Jeſuit" Trochu müſſe in dieſe tapfere Schaar einige mouchards eingeſchmuggelt haben, welche inſtruirt geweſen ſeien, Reißaus zu nehmen, um das ganze Bataillon in Mißcredit zu bringen.

Heute Abend war ich in dem „Club de la Délivrance". Er hält ſeine Sitzungen in dem Saal Valentino. Ich ſtimmte mit für einen Antrag, die Regierung aufzufordern, die Namen der Nationalgardiſten, welche bei der Vertheidigung von Paris gefallen ſind, auf Marmortafeln eingraben zu laſſen. Dieſer Antrag wurde einſtimmig angenommen. Allerdings hat bis jetzt noch kein Nationalgardiſt die Güte gehabt, zu fallen, dieſe Thatſache aber ward natürlich als unerheblich betrachtet. Der nächſte Antrag ging dahin, daß die Concubinen von Patrioten daſſelbe Recht genießen ſollten, wie rechtmäßige Ehefrauen. Da dieſer Club ſich jedoch auf die unerbittliche Strenge ſeiner Moralität viel einbildet, ſo ging dieſer Antrag nicht durch. Dann ſchlug ein Redner vor, daß alle Ausländer aus Paris verbannt werden ſollen. Er begründete dieſen Antrag aber auf ſo weitſchweifige und langweilige Weiſe, daß ich das Ende ſeiner Rede nicht abwartete. Deshalb kann ich auch nicht ſagen, ob der Antrag angenommen ward. Dieſer Club de la Délivrance iſt bei weitem die anſtändigſte öffentliche Verſammlung in Paris. Die hier auftretenden Redner ſind lauter ſolide Leute, leider aber auch eben ſo unintereſſant und langweilig als ſolid.

Das Aufhören der Gasbeleuchtung iſt für die Clubs ein ſchwerer Schlag. Der Pariſer liebt das Gas wie der Lazzaroni den Sonnenſchein. Die erhabenſten Kundgebungen

patriotiſcher Beredſamkeit finden keinen Anklang bei einem Publikum, welches dieſelben beim trüben Schimmer eines halben Dutzend Petroleumlampen anhören muß. Es iſt ſonderbar, aber deswegen nicht weniger wahr, daß die Wirkung einer Rede in hohem Grade von dem Lichtquantum abhängt, welches in dem betreffenden Raume herrſcht. Ich entſinne mich, daß ich einmal einen Freund von mir bei einer Wahlcampagne in einer kleinen Ortſchaft unterſtützte. Sein Gegencandidat war ein ſehr würdiger und achtbarer Gutsbeſitzer, der in der Nachbarſchaft wohnte. Meine Aufgabe war natürlich, zu beweiſen, daß er ein verächtlicher Dummkopf ſei. Ich verſuchte dieſe Beweisführung in einer öffentlichen Verſammlung, die im Rathhauſe ſtattfand. Die Philippika eines Demoſthenes war natürlich Milch und Waſſer im Vergleich zu meinen Anklagen, als gerade im kritiſchen Augenblick, als ich auf der Höhe meiner Beredſamkeit ſtand, das Gas anfing zu flackern und gleich darauf völlig erloſch. Man brachte drei Talglichter herein. Ich begann wieder zu donnern, aber es nützte nichts. Die Talglichter vernichteten den Effekt vollſtändig und 2 Tage ſpäter ward der Gutsbeſitzer Mitglied des Parlaments, deſſen ſtumme Zierde er jetzt noch iſt.

Ich hoffe zuverſichtlich, daß England niemals eine feindliche Invaſion erfahren wird. Wäre es aber der Fall, ſo werden wir wohlthun, wenn wir die Erfahrungen, die man hier macht, uns zur Lehre dienen laſſen. Eine engliſche Streitmacht, deren Mannſchaften halb Bürger, halb Soldaten ſind, darf nicht exiſtiren. Jeder, der ſich bei der nationalen Vertheidigung betheiligt, muß ſich der ſtrengen, militäriſchen Disziplin unterwerfen. Man hat hier auf die Ausrüſtung der Nationalgarde eine ungeheure Summe Geldes verwendet. Ihr Sold allein beläuft ſich auf mehr als 200,000 Francs täglich und inſoweit die Vertheidigung von Paris in Frage kommt, hätten dieſe Leute ganz ruhig zu Hauſe bleiben können. Ohne Zweifel giebt es tapfere Männer unter ihnen, da aber ihre Bataillone darauf beſtehen, ſelbſt unter den Waffen als Bürger betrachtet zu werden, ſo haben ſie keine Disziplin und ſind wenig beſſer als ein bewaffneter Volkshaufen.

Der nachſtehende Auszug aus einem Artikel in der

letzten Nummer der „Revue des Deux Mondes“ giebt einige interessante Einzelheiten in Bezug auf die Gewohnheiten dieser Leute, wenn sie hinter jenem nutzlosesten aller Vertheidigungswerke, den Pariser Fortificationen, in Dienst sind: „Nach Ankunft eines Bataillons bestimmt der Commandant des Postens die Stunden, während welcher Jeder in activem Dienst sein soll. Dann beschäftigen sich die Mannschaften nach Belieben. Einige spielen unendliche Partien „Bouchon“; Andere wenden, trotz entgegenstehender Befehle, ihre Aufmerksamkeit dem „Ecarté“ und „Piquet“ zu; Andere besprechen die Neuigkeiten des Tages mit den Artilleristen, welche neben ihren Kanonen Wache stehen. Manche entfernen sich mit Urlaub oder verschwinden ohne Urlaub, um Ausflüge jenseits der Wälle zu machen, oder sich in das Billardzimmer irgend eines Café einzuschließen. Viele machen im Laufe des Tages häufige Besuche in den unzähligen Cantinen oder Marketenderbuden, welche längs der ganzen Rue des Remparts fast ohne Unterbrechungen auf einander folgen. Hier haben einige alte Weiber Holzspähne unter einem Kessel angezündet und verkaufen für 2 Sous das Glas ein entsetzliches Gebräu unter dem Namen „petit noir“, welches aus Zucker, Branntwein und Kaffee besteht. Dahinter steht eine Reihe Speisebuden, deren Besitzer verkünden, daß sie beauftragt sind, für warmes Essen zu sorgen. Hier kann man Suppe, gekochtes oder gebratenes Pferdefleisch und alle Arten spirituöser Getränke bekommen. Ueberdies hat jede Compagnie ihre besondere Marketenderin, um deren Karren stets eine zahlreiche Gruppe versammelt ist. Es geschieht selten, daß mehr als die Hälfte des Bataillons nüchtern ist. Zum Glück treibt ihnen die Kälte der Nachtluft den Rausch bald aus. Zwischen acht und neun Uhr Abends versammelt man sich im Zelt. Hier bildet sich ein Kreis um ein einziges Talglicht und während die Feldflaschen die Runde machen, plaudert und singt man, bis endlich Alle einschlafen und in ihrem Schlummer bis zum Morgen nur durch den Korporal unterbrochen werden, der einmal jede Stunde eintritt und die Namen Derjenigen aufruft, welche auf Posten ziehen müssen. Der übermäßige Genuß starker Getränke richtet in unseren Reihen schmachvolle Verheerungen an und erzeugt ernste Krankheiten. Wenige Nächte vergehen

ohne blinden Lärm, ohne daß Schüsse thörichterweise auf imaginäre Feinde abgefeuert werden und ohne beklagenswerthe Unfälle. Alle Nächte kommen Zänkereien vor, die oft in Schlägereien ausarten, und des Morgens, wo dann gegenseitige Erklärungen stattfinden, sind eben diese Erklärungen ein Vorwand, mit dem Trinken wieder zu beginnen. Allerdings fehlt es nicht an Vorschriften, die allen diesen Unordnungen vorbeugen sollen, unglücklicherweise aber werden die Vorschriften nicht beachtet. Der Mangel an Disziplin der Nationalgarde bildet einen seltsamen Gegensatz zu dem Patriotismus ihrer Worte. Ein großer Theil der Insubordination kann auf Rechnung der Trunkenheit gebracht werden; die schlechte Haltung nur zu vieler Bataillone hat aber auch andere Ursachen. Gleich die erste Organisation der Nationalgarde war schlecht entworfen und schlecht ausgeführt, und als die Listen aufgestellt und die Bataillone formirt waren, erschien Tag für Tag eine neue Reihe von so verworrenen, unklaren und einander widersprechenden Befehlen, daß die Offiziere, welche selbst nicht klug daraus werden konnten, jeden Versuch, dieselben durchzusetzen, aufgaben."

Das Projekt, aus diesen Bürgersoldaten Marschbataillone zu bilden, indem man jedes sedentaire Bataillon nöthigt, 150 Mann zu stellen, hat keinen sonderlichen Erfolg gehabt. Die Marschbataillone sind allerdings gebildet worden, haben aber noch kein Treffen gehabt, und Militärs sind der Meinung, daß es im Interesse der französischen Waffenehre räthlich sei, diese Bataillone bei den Gefechten, welche künftig stattfinden können, in Reserve zu behalten. General Clement Thomas hat eine Reihe von Generalbefehlen erlassen, aus welchen hervorgeht, daß man in diesen Bataillonen das System der Ersatzmannschaft in großem Maßstabe angewendet hat. Die Schuld liegt jedoch an der Regierung. Als diese Bataillone gebildet wurden, sollten die Classen unverheiratheter und verheiratheter Männer zwischen 25 und 35 und zwischen 35 und 45 Jahren blos für den Fall einberufen werden, daß die Zahl der Freiwilligen nicht genügend wäre. Natürlich lag es nun im Interesse der diesen Kategorien angehörigen Leute, den Eintritt von Freiwilligen zu befördern, was in großartigem

Maßstabe geschah. Wenn die Regierung Leute brauchte, so hätte sie alle Männer zwischen 25 und 35 einberufen und keine Ausnahme gestatten sollen. In Bezug auf alle Operationen jenseits der Umwallung besteht General Trochu's Streitmacht blos aus der Linie und der Mobilgarde. Von den Parisern kann er weiter nichts erwarten, als „moralische Unterstützung".

9. December.

Nichts Neues. Wenn die Regierung Nachrichten von Außen erhält, so hält sie dieselben doch sorgfältig geheim. Ein Bauer, erzählen die Journale, hat sich durch die preußischen Linien geschlichen und die Meldung gebracht, daß die Loire-Armee und die Bourbaki's dicht vor Fontainebleau stehen. Man spricht immer noch vom Widerstand bis auf's Aeußerste und für den Augenblick scheint Jeder vergessen zu haben, daß in wenigen Wochen unsere Vorräthe aufgezehrt sein werden. Wenn wir nicht eher unterhandeln, als bis wir unsere letzte Brodrinde gegessen haben, so kommt die Hungersnoth nach der Capitulation, denn da die Eisenbahnen und Landstraßen ruinirt sind und die Umgegend verwüstet ist, so müssen wenigstens vierzehn Tage vergehen, ehe genügende Vorräthe in die Stadt gebracht werden können.

Die preußischen Offiziere, welche, wie das „Journal Officiel" sagt, in einem Café insultirt wurden, sind ausgewechselt worden. Ein Freund von mir, ein ehemaliger französischer Diplomat, war bei jenem Auftritt zugegen und sagt mir, daß die Offiziere, lauter junge Leute, sich, gelind gesagt, sehr indiscret benahmen. Anstatt ruhig ihr Diner zu sich zu nehmen, führten sie eine laute Conversation, die ganz geeignet war, die Franzosen, welche dieselbe mit anhörten, zu beleidigen und zu reizen.

15. December.

Immer noch keine Nachricht von der Außenwelt. Ich hoffe, daß der Astronom Janssen, der kürzlich in einem Ballon abreiste, um die Sonnenfinsterniß zu sehen, in seinen Be-

mühungen, zu entdecken, was in diesem Gestirn vorgeht, glücklicher sein wird, als wir in den unsrigen sind, zu erfahren, was innerhalb 20 Meilen von uns passirt. Man hat den Bauer ausfindig zu machen gesucht, welcher meldete, er habe eine französische Armee in Corbeil gesehen, aber dieser interessante Landwirth ist wieder verschwunden. Leute, welche draußen, bei den Vorposten gewesen sind, sagen, sie hätten, wenn sie sich mit dem Ohre auf der Erdboden gelegt, Kanonendonner in der Richtung von Fontainebleau gehört, es glaubt ihnen aber Niemand. Vier französische Offiziere, welche am 12. dieses Monats bei Orleans gefangen genommen wurden, sind zum Austausch für die preußischen Offiziere, die man in einem Café insultirt, hereingeschickt worden; sie sind aber so dumm, daß es unmöglich gewesen ist, von ihnen etwas weiter zu erfahren, als daß, während sie gefangen wurden, ihre Division im Gefecht war.

Ein gewisser Grad von Erstarrung und Apathie hat sich der Stadt bemächtigt. Selbst die Clubs sind verödet. Auf den Straßen sieht man keine plaudernden Gruppen. Niemand schreit nach einem Ausfall und Niemand tadelt oder lobt Trochu. Die Journale verkünden immer noch jeden Morgen, daß der Sieg nicht mehr fern sei, aber dies zieht nicht mehr. Der Glaube, daß die schlimmen Tage nun rasch heranrücken, gewinnt immer mehr Boden und wer in der Lage ist, den wirklichen Stand der Dinge genauer zu kennen hat eine noch hoffnungslosere Ansicht davon als die Massen. Das Programm der Regierung scheint zu sein, in einigen Tagen einen neuen Ausfall zu machen und sich hierauf unter die Forts zurückzuziehen, dann auszuhalten, bis die Vorräthe aufgezehrt sind und schließlich nach einem letzten Ausfall zu capituliren.

Trochu befindet sich ganz in den Händen Ducrot's, der mit den unternehmendsten Officieren darauf besteht, die militärische Ehre der französischen Waffen verlange, daß noch weiter gekämpft werde, selbst wenn der Erfolg nicht blos unwahrscheinlich, sondern sogar unmöglich sein sollte. Neulich begann in einem Kriegsrathe Trochu von den Armeen der Provinzen zu sprechen. „Ich frage nichts nach Ihren Provinz-Armeen", entgegnete Ducrot. Der arme Trochu muß, wie so viele schwache Menschen, sich immer auf Jemanden

verlaſſen. Erſt waren es die Neutralen, dann waren es die Armeen der Provinzen und jetzt iſt es Ducrot. Was ſeinen famoſen Plan betrifft, ſo iſt dieſer gänzlich durchgefallen. Er baſirte, wie ich höre, auf gewiſſen unmöglichen Manövres nördlich von der Marne. Die Mitglieder der Regierung für die Nationalvertheidigung befaſſen ſich nur wenig mit der Leitung der Staatsangelegenheiten. Picard erklärt ſich unverhohlen für ſofortige Unterhandlungen. Jules Favre iſt ſehr niedergeſchlagen; er wünſcht ebenfalls zu unterhandeln, kann ſich aber immer noch nicht überwinden, in eine Gebietsabtretung zu willigen. Ein anderes Regierungsmitglied ſprach geſtern mit einem Freunde von mir. Er ſchien zu fürchten, daß wenn die Einwohner erfahren, daß der Lebensmittelvorrath zu Ende geht, Tumulte entſtehen werden. Die Regierung wagt nicht die Wahrheit zu ſagen. Mehrere andere Regierungsmitglieder haben, wie ich höre, die Abſicht, nächſtens in Ballons abzureiſen und Trochu iſt dann als militäriſcher Gouverneur von Paris auf ſich ſelbſt angewieſen. Er ſagt ſelbſt, er werde niemals eine Capitulation unterzeichnen und man glaubt, wenn keine Lebensmittel mehr vorhanden ſind, ſo werde man die Preußen ohne Widerſtand und ohne daß vorher Bedingungen feſtgeſtellt worden wären, einrücken laſſen. Die Pariſer kämpfen jetzt um ihr Uebergewicht über die Provinzen und ſcheinen zu glauben, wenn ſie nur aushalten, bis der Hunger ſie zwingt, ſich zu ergeben, ſo werde dann dieſe Oberherrſchaft ſpäter nicht mehr ſtreitig gemacht werden.

In Bezug auf den eigentlichen Umfang der jetzt in Paris noch vorhandenen Proviantvorräthe iſt es mir unmöglich, genaue Angaben zu machen und wenn ich es auch könnte, ſo wäre es nicht recht von mir, wenn ich es thäte. Soviel kann ich indeſſen ſagen, daß es nach meiner Anſicht nicht möglich ſein wird, den Widerſtand bis über die erſte Woche des Januar hinaus zu verlängern.

Vorigen Sonntag hatten wir ſchon einen Anfang von Brodunruhen. Gegen ein Uhr ſchloſſen ſämmtliche Bäcker in den äußeren Vorſtädten ihre Läden. Sie waren vom Publikum beſtürmt worden, weil am Morgen ein Decret erlaſſen worden war, welches den Verkauf von Mehl verbot und ſämmtliche Vorräthe von Zwieback requirirte. Die Regie-

rung ließ sogleich eine Erklärung anschlagen, das Brod werde nicht requirirt werden und es sei auch noch kein Mangel an Mehl und Getreide vorhanden, nur müsse man sich einige Tage einschränken; bis eine Anzahl neuer Dampfmühlen in Betrieb gesetzt sei. Die „Verité", ein in der Regel gut unterrichtetes Blatt, sagt, seit einigen Tagen seien die von Clement Duvernois eingebrachten Mehlvorräthe erschöpft und wir lebten jetzt von dem Getreide und Mehl, welches im letzten Augenblick aus den benachbarten Departements herbeigeholt worden. Ueber unsere Hülfsquellen wird dabei folgende Berechnung aufgestellt: Mehl reicht noch drei Wochen, Getreide 3 Monate, Salzfleisch 14 Tage, Pferdefleisch 2 Monate. Alle diese Berechnungen leiden jedoch an dem Fehler, daß sie nicht die Thatsache in Anschlag bringen, daß sobald Brod und Getreide die einzigen Ernährungsmittel werden, dann davon weit mehr gegessen wird. Die Franzosen, besonders die ärmeren Classen, können mit weit weniger Nahrung existiren als die Engländer, dennoch aber ist die Aussicht für einen Jeden, der mit gutem Appetit gesegnet ist, keineswegs beruhigend.

In der Rue Blanche giebt es einen Fleischer, welcher Hunde, Katzen und Ratten verkauft. Er hat viel Kunden, es ist aber amüsant, zu sehen, wie sie sich verstohlen in seinen Laden schleichen, nachdem sie sich sorgfältig umgeschaut, um sich zu überzeugen, daß Niemand von ihren Bekannten in der Nähe ist. Gegen die Ratten hegt man jetzt ein Vorurtheil, weil die Aerzte sagen, ihr Fleisch sei voll Trichinen. Wenn ich Hund, den Freund des Menschen, esse, so kann ich mich eines gewissen Schuldbewußtseins nicht erwehren. Kürzlich aß ich ein Stück Wachtelhundbraten. Er war keineswegs schlecht und schmeckte beinahe wie Lamm, ich gestehe aber, daß ich mir vorkam wie ein Cannibale. Gutschmecker sagen mir, Pudel sei am besten und empfehlen mir, Bulldogge zu vermeiden, weil dieser grob und unschmackhaft sei. Ich glaube wirklich, die Hunde haben eine Methode, sich miteinander zu verständigen und haben entdeckt, daß ihre alten Freunde ihnen nach dem Leben trachten, um sie zu verzehren. Der elendeste Gassenköter knurrt, wenn man ihn nur ansieht. Der „Figaro" erzählt, ein Mann sei eine halbe Stunde weit von einer Meute Hunde verfolgt worden, welche wüthend

hinter ihm hergebellt hätten. Anfangs konnte er sich nicht erklären, welchem Umstande er diese Aufmerksamkeit verdankte, bis ihm einfiel, daß er eine Ratte zum Frühstück verzehrt hatte. Der Freund eines anderen Journalisten hatte einen Hund verzehrt, welcher „Fuchs“ hieß und sagt, so oft Jemand „Fuchs“ riefe, fühle er einen unwiderstehlichen Impuls, der ihn nöthige aufzuspringen. Da jede Weihnachten eine Anzahl Bücher erscheinen, welche ebenso wunderbare als abgedroschene Hundegeschichten enthalten, so mache ich die Verfasser solcher Bücher auf diese beiden wahren Geschichten aufmerksam. Sie werden von Pariser Journalisten verbürgt und eine bessere Garantie kann man nicht verlangen.

Wir erörtern schon, wer nach Deutschland geschickt werden wird. Wir glauben, daß die Armeen und die Mobilen und vielleicht die Offiziere der Nationalgarde die Reise zu machen haben werden. Vor allen Dingen hoffe ich, daß die Preußen sämmtliche Pariser Journalisten mit über den Rhein nehmen und so lange drüben behalten, bis dieselben im Stande sind, ein leichtes Examen in der Literatur, der Politik, der Geographie und der Gesetzgebung Deutschlands zu bestehen. Einige Reisen im Auslande würden diesen blinden Führern der Blinden ungemein nützlich sein und nach ihrer Rückkehr würden sie vielleicht der Täuschung entsagt haben, daß die Civilisation nicht weiter reiche als die Grenzen Frankreichs.

Wie Picard den finanziellen Ansprüchen seiner Collegen genügt, ist mir ein Räthsel. Die Kosten der Belagerung belaufen sich an baarem Geld auf 500 Millionen Francs. Um den täglichen Anforderungen an die Staatskasse zu entsprechen, ist übrigens keine öffentliche Anleihe abgeschlossen und ebenso wenig eine außerordentliche Steuer ausgeschrieben worden. Die monatlichen Termine, welche auf die September-Anleihe bezahlt worden, können sich zusammengenommen nicht sehr hoch belaufen und folglich kann der größere Theil dieser ungeheuren Summe nur durch eine Anleihe bei der Bank und durch Schatzkammerscheine erlangt worden sein. Wie das Verhältniß zwischen der Bankanleihe und den circulirenden Schatzkammerscheinen ist, habe ich nicht ermitteln können. Picard seufzt wie alle Finanzminister täglich über die Kosten der verlängerten Belagerung und es scheint allerdings eine

sehr zweifelhafte Frage, ob Frankreich von Paris wirklich einen Nutzen hat, wenn es diese Kosten auch nur noch einen Monat tragen soll.

Die militärischen Angelegenheiten stehen immer noch auf demselben Punkte. Die Armee campirt im Walde von Vincennes. Die Forts feuern dann und wann. Die Preußen scheinen der Meinung zu sein, daß unser nächster Ausfall in der Ebene von Genevilliers erfolgen werde, denn sie arbeiten angestrengt an ihren Befestigungen längs ihrer Linie zwischen St. Denis und St. Cloud. Unsere Ingenieuroffiziere sagen, die Preußen hätten drei Cernirungslinien. Die erste sei verhältnißmäßig schwach, die zweite bestehe aus strategischen Linien, mittelst deren eine Streitmacht von 40,000 Mann innerhalb zweier Stunden auf jeden beliebigen Punkt gebracht werden könne, und die dritte werde durch Redouten gebildet, um die feindliche Artillerie im Schach zu halten. Eine große Stadt zu cerniren, sagen unsere Offiziere, ist keine so schwierige Aufgabe, wie es auf den ersten Anblick scheint. Die Artillerie kann sich nur auf gebahnten Straßen bewegen und es ist folglich weiter nichts nothwendig, als die Landstraßen gut zu besetzen.

General Blanchard ist seines Commandos enthoben worden und soll bei der dritten Armee unter Vinoy verwendet werden. Sein Streit mit Ducrot hatte seinen Grund in einer Bemerkung, welche Letzterer hinsichtlich der Offiziere machte, die nach einer Schlacht nicht bei ihren Leuten blieben, und da Blanchard am Tage vorher in Paris gewesen war, so bezog er diesen allgemeinen Tadel auf sich selbst. Es kam zwischen den beiden Kriegern zu einigen sehr starken Persönlichkeiten und man fand es deshalb räthlich, sie für die Zukunft möglichst auseinander zu halten.

Auch General Favé, der die Redoute bei Joinville commandirte, welche in dem zweiten Kampfe bei Villiers das Vorrücken der Preußen aufhielt, hat einen Wortwechsel gehabt. Er weigerte sich nämlich, einem ihm zugesandten Befehle, den er für geradezu abgeschmackt und widersinnig erklärte, zu gehorchen und sagte, er sei seinem Gewissen verantwortlich.

Der Mangel an Disziplin ist von Anfang des Krieges an der Fluch der französischen Armee gewesen und wird dies auch bleiben bis an's Ende. Es sind während der Belagerung

wohl einzelne Züge von Heroismus vorgekommen, die bewaffnete Macht ist aber wenig besser gewesen als ein Pöbelhaufen und Trochu hat nicht den moralischen Muth gehabt, seinen Willen seinen Generalen aufzuzwingen. Ducrot sagt, er sei entschlossen, die Marschbataillone der Nationalgarde beim nächsten Ausfall ins Feuer zu führen, ob ihm dies aber auch gelingen wird, muß sich erst zeigen.

Ich glaube nicht, daß Graf Bismarck's Meinung, welcher zufolge die Pariser auf viele Jahre hinaus an nichts anders denken werden als Rache zu nehmen, richtig ist. Der Pariser Bourgeois will vor allen Dingen Geld verdienen. So lange als der Krieg weiter nichts bedeutete als eine militärische Promenade der Armee den Rhein entlang und einen siegreichen Wiedereinzug in Paris, war er durchaus nicht dagegen, denn er meinte, ein französischer Sieg gereiche auch ihm zum Ruhme und stempele ihn in den Augen der Welt zum Helden. Jetzt jedoch, wo er entdeckt, daß das Bild auch eine Kehrseite hat und daß er selbst dadurch zu Grunde gehen kann, wird er sich wohl bedenken, ehe er sich auf diese Weise zum zweiten Male riskirt.

Sollten die Unfälle Frankreichs die Emancipation der Provinzen von der Herrschaft von Paris zur Folge haben, so werden sie der Nation zur wirklichen Wohlthat gereichen. Wenn die acht und dreißig Millionen Franzosen außerhalb Paris solche Narren sind, daß sie sich von zwei Millionen liebenswürdigen, aber unwissenden Prahlhänsen beherrschen lassen, so verdient Frankreich nichts Besseres, als daß es aufhört, eine Macht in Europa zu sein. Paris muß, wenn Frankreich sich wieder aufraffen soll, aufhören, die politische Hauptstadt zu sein und die Pariser dürfen an der Gestaltung der künftigen Politik keinen größern Antheil haben, als zu welchem sie numerisch berechtigt sind.

Dreizehntes Capitel.

18. December

Man lieſt von Gefangenen, welche ſich die langen Stunden der Gefangenſchaft dadurch zu verkürzen ſuchten, daß ſie Spinnen bei Fertigung ihres Gewebes beobachteten. Ich kann mir dies recht gut denken. In der langweiligen Monotonie dieſer langweiligſten aller Belagerungen wäre eine Spinne ein Ereigniß. Leider aber iſt eine Spinne draußen und wir ſind die Fliege, die ſich in dem Gewebe gefangen hat. Der Tag ſcheint jetzt noch einmal ſoviel Stunden zu haben als ſonſt. Schon ſeit vielen Wochen ziehe ich meine Uhr nicht mehr auf, denn ob es zehn Uhr Vormittags oder zwei Uhr Nachmittags iſt, das iſt mir ganz gleich. Faſt Niemand raſirt ſich mehr, denn man ſagt, ein Raſirmeſſer ſo nahe an der Kehle ſei eine große Verlockung.

Manche haben geheirathet, um ſich dem activen Waffendienſt zu entziehen, oder um einen Zeitvertreib zu haben. Ein häßliches altes Weib, welches große Aehnlichkeit mit einer von Macbeth's Hexen hat, macht mir das Bett und ſchon ſtieg zuweilen in mir der furchtbare Gedanke auf, daß ich früher oder ſpäter dieſe alte Frau noch würde heirathen. Es fiel mir daher kein kleiner Stein vom Herzen, als ich neulich hörte, daß ſie ſchon einen Mann und mehrere Kinder hat.

Meine Tagesordnung iſt folgende: Früh kommt der Hausknecht, um mich zu wecken. Er meldet mir die Zahl der Todesfälle, die während der Nacht im Hotel ſtattgefunden haben. Wenn es viele ſind, ſo freut er ſich darüber, denn er glaubt, das Renommé des Etabliſſements könne dadurch nur gewinnen. Dann macht er ſeinem Herzen dadurch Luft, daß

er mit der Faust eine drohende Bewegung in der Richtung von Versailles macht und „Canaille de Bismarck!“ murmelt. Ich stehe auf. Ich bekomme mein Frühstück — Pferdefleisch und Kaffee mit Milch, welche letztere aus Kreide und Wasser besteht. Dann kaufe ich ein Dutzend Zeitungen und nachdem ich sie gelesen, entdecke ich, daß sie nichts Neues enthalten. Auf diese Weise kommt elf Uhr heran. Freunde besuchen mich oder ich gehe aus und besuche Freunde. Wir discutiren, wie lange es wohl noch dauern werde; sind die Freunde Franzosen, so kommen wir dahin überein, daß wir erhaben sind. Um ein Uhr gehe ich nach der Gürteleisenbahn und fahre nach einem oder dem andern der Stadtthore. Nach einem kleinen freundschaftlichen Wortwechsel mit den diensthabenden Nationalgardisten läßt man mich passiren. Ich schlendere ein paar Stunden an den Vorposten hin und her, versuche mit einem Glase, Preußen zu erspähen, sehe Bomben platzen, krieche an den Laufgräben hin und wate im Schmutz bis an die Knie durch die Felder. Die französischen Soldaten kochen ihre Mahlzeit und wollen gern etwas Neues wissen. Selbst zu erzählen wissen sie ihrerseits in der Regel weiter nichts als eine Episode, die bei irgend einem combat d'avant poste vorgekommen und immer dieselbe ist. Um fünf Uhr komme ich wieder nach Hause, spreche mit den Aerzten über interessante chirurgische Operationen und gehe dann zu irgend einem mir bekannten Officianten, um zu hören, was vorgeht. Anfänglich ist er gewöhnlich sehr zurückhaltend, dann wird er mittheilsam, zuletzt geschwätzig und schimpft auf Alle, außer auf sich selbst. Um sieben Uhr dinire ich in einem Restaurant. Die Conversation ist allgemein, fast Jeder in Uniform. Immer noch das alte Thema — Wie lange wird es noch dauern? Warum schreibt Gambetta nicht deutlicher? Wie erhaben sind wir und was für Narren alle Nichtpariser. Die Nahrungsmittel sind knapp, aber eigenthümlich. Bei Voisin war der Speisezettel heute: Esel, Pferd und englischer Wolf aus dem zoologischen Garten. Ein Schotte versicherte, dieser angebliche englische Wolf sei eigentlich schottischer Fuchs und sprach demselben aus Patriotismus tüchtig zu. Ich versuchte es auch, fand dieses Gericht aber ganz abscheulich und kehrte deshalb zu dem geduldigen Esel zurück. Nach dem Diner schlendere ich auf

den mit Petroleum trüb beleuchteten Boulevards herum, gehe nach Hause und lese ein Buch. Um zwölf Uhr zu Bett. In dem Zimmer über mir werden Särge zugenagelt und diese angenehme Musik lullt mich in Schlaf. So geht es Tag für Tag seit drei Monaten. O, wie seufze ich nach einer Revolution, einem Bombardement oder sonst etwas, was uns in Aufregung setzen würde.

Ich lege hier Gambetta's letzte Brieftaubendepesche bei. Sein Styl ist so hochtrabend und unklar, daß wir gar nicht daraus klug werden. Eben so wenig wissen wir, was aus Aurelles de Paladine oder der Armee Kératry's geworden ist. Die Optimisten sagen, Bourbaki und Chanzy hätten Friedrich Carl umzingelt, die Pessimisten dagegen meinen, Friedrich Carl habe sich zwischen die beiden geschoben. Einige der Journale verlangen, daß Trochu einen neuen Ausfall mache, damit dem Prinzen Friedrich Carl keine Verstärkungen zugesandt werden können, andere sehen darin blos ein nutzloses Opfer von Menschenleben.

General Clement Thomas, der neue Commandant der Nationalgarde, scheint der rechte Mann am rechten Orte zu sein. Er giebt sich viel Mühe, diese Bürger in Soldaten zu verwandeln und läßt nicht mit sich spaßen. Es vergeht fast kein Tag, ohne daß irgend ein patriotischer Capitän wegen Trunkenheit oder Ungehorsam vor dem Kriegsgericht stünde. Wenn ein Bataillon sich schlecht beträgt, so wird es in dem Tagesbefehl sofort an den Pranger gestellt. Die Journale wollen das aber nicht dulden. Sie sagen, Clement Thomas vergesse, daß die Nationalgardisten seine Kinder seien und daß schmutzige Wäsche nicht vor den Augen des Publikums gewaschen werden dürfe. „Wenn dies so fortgeht", sagen sie, „so wird die Nachwelt sagen, wir seien wenig besser als ein betrunkener Pöbelhaufen ohne Manneszucht gewesen." Ich fürchte nur, daß Clement Thomas nicht Zeit haben wird, seine Reformen in Ausführung zu bringen. Hätten dieselben früher beginnen können, so würde Paris allerdings jetzt höchstwahrscheinlich 100,000 Mann gute Truppen auf den Füßen haben.

Mr. Herbert sagt mir, es seien jetzt über 1000 Personen auf den englischen Fond angewiesen und alle Wochen meldeten sich gegen 30 neue Unterstützungsbedürftige. Jeden

Tag kommen unbekannte myſteriöſe Engländer aus Winkeln und Löchern hervor. Mr. Herbert glaubt, es müſſe deren wenigſtens 3000 in Paris geben, die alle mittellos ſind. Die franzöſiſche Regierung verkaufte ihm kürzlich 30,000 Pfund Reis und damit ſo wie mit ſeinem Vorrath an Chocolade und Fleiſchextract reicht er noch ungefähr drei Wochen. Selbſt wenn noch Geld da wäre, würde es doch zweifelhaft ſein, ob man dafür etwas anderes als Brod oder auch nur dieſes kaufen könnte.

Es iſt mir unbegreiflich, daß wir ſeit Jahren außer einer Geſandtſchaft auch einen Conſul hier gehabt haben und daß man ihm gerade in dem Augenblick, wo ſeine Dienſte am nothwendigſten ſind, Urlaub zu einer Badereiſe gegeben hat. Heinrich Heine ſagt von ſeinen Landsleuten: „Sie ſind dumm geboren und die bureaukratiſche Erziehung macht ſie ſchlecht.“ Wäre er, anſtatt ein Preuße, ein Engländer geweſen, ſo würde er mit einem noch höheren Grade von Wahrheit daſſelbe von gewiſſen Perſonen geſagt haben, welche ich um keinen Preis nennen mag, die aber nicht 100 Meilen weit von London entfernt wohnen.

21. December.

Wenn die Fenier in den Vereinigten Staaten einen Einfall in Canada beabſichtigen, ſo ſorgen ſie gewöhnlich dafür, daß ihre Abſichten vorher bekannt werden. Wir machen es mit unſeren Ausfällen faſt eben ſo. Wenn die Preußen nicht wiſſen, wann wir angreifen wollen, ſo können ſie wenigſtens nicht ſagen, daß dies unſere Schuld ſei. Das „Après vous, Messieurs les Anglais,“ bildet immer noch die ritterliche, aber etwas naive Taktik der Gallier. Am Sonntag ward der Anfang der militäriſchen Operationen damit gemacht, daß Niemand die Stadtthore paſſiren durfte, der nicht mit einem Paß verſehen war. Am Montag fand ein großer Kriegsrath von Generalen und Admiralen ſtatt. Geſtern und die ganze vergangene Nacht wirbelten die Trommeln, ſchmetterten die Trompeten und marſchirten Truppen durch die Straßen. Die Marſchbataillone der Nationalgarde in ihren nagelneuen Uniformen wurden mit lautem Jubel begrüßt, den ſie durch das Singen eines Liedes

beantworteten, deſſen Refrain: „Vive la guerre, piff — paff!“ lautet und welches die Marſeillaiſe verdrängt hat. Da die Ambulanzen Befehl erhalten hatten, ſich um ſechs Uhr Morgens zum Aufbruch bereit zu halten, ſo ſetzte ich voraus, daß die Affaire ſehr früh losgehen werde, und beſtellte, daß man mich halb ſechs Uhr wecke. Man weckte mich und ich ſtand auch auf, aber — ſo iſt es mit edeln Entſchlüſſen! — ich legte mich wieder nieder und überließ mich nochmals dem Schlafe, welchen der Beſitz eines guten Gewiſſens und einer noch beſſern Verdauung giebt, bis es Neun ſchlug.

Erſt nach elf Uhr ſah ich mich daher außerhalb des Thores La Villette und ging, wie Grouchy bei Waterloo hätte thun ſollen, in der Richtung des Kanonendonners weiter. Von dem Thore geht eine gerade Straße nach Le Bourget; rechts liegt das Fort Aubervilliers, links St. Denis. Zwiſchen dem Fort und dem Thor hielten mehrere hundert Ambulanzwagen und über tauſend brancardiers oder Bahrträger, die mit den Füßen ſtampften und ſich in die Finger bliesen, um ſich warm zu erhalten. Auf den Feldern zu beiden Seiten der Straße ſtanden zahlreiche Regimenter Mobilgarde bereit, da nöthig, vorzurücken. Le Bourget war, wie es allgemein hieß, am Morgen genommen worden, unſere Artillerie war voran und wir warfen Alles vor uns nieder; demgemäß ging ich weiter auf Bourget zu. Ungefähr eine Viertelmeile von Bourget kommt man an einen Kreuzweg, der über Courneuve nach St. Denis führt. Hier fand ich die Barrikade, welche unſeren am weiteſten vorgeſchobenen Poſten gebildet, beſeitigt. Le Bourget ſchien in Flammen zu ſtehen. Die preußiſchen Batterien bombardirten es und, ſo viel ich ermitteln konnte, thaten unſere Forts daſſelbe. Unſere Artillerie ſtand auf einer kleinen Anhöhe rechts von Bourget vor Drancy und auf den Feldern zwiſchen Drancy und dieſer Anhöhe waren bedeutende Truppenmaſſen als Reſerve aufgeſtellt. Mehrere Offiziere verſicherten mir, Le Bourget ſei noch in unſerem Beſitz und wenn ich Luſt hätte, hinzugehen, ſo ſtünde mir nichts im Wege. Ich geſtehe, daß ich nicht zu Denen gehöre, welche einen unwiderſtehlichen Drang fühlen, ſich mitten in eine Schlacht hineinzuſtürzen. Sich, blos um ſeine Neugier zu befriedigen, der Gefahr

auszuſetzen, von einer Bombe getroffen zu werden, iſt nach meiner Anſicht die größte Thorheit und ich beſchloß daher, meinen Beſuch dieſes intereſſanten Dorfes zu verſchieben, bis die Frage, ob es den Galliern oder den Teutonen gehören ſolle, definitiv entſchieden wäre. Deshalb bog ich links ab und ging nach St. Denis.

Hier wimmelten alle Straßen von Menſchen und jeder wollte etwas Neues wiſſen. Die Forts ringsumher unterhielten ein furchtbares Feuer. Auf dem Platz vor der Kathedrale war ein großer Haufen Männer, Frauen und Kinder verſammelt. Die Seeleute, welche hier in großer Anzahl einquartirt ſind, ſagten, ſie hätten Le Bourget am frühen Morgen genommen, ſich aber dann mit Verluſt von ungefähr einem Drittel ihrer Zahl wieder zurückziehen müſſen. Viele trugen Beile an der Seite und ſie greifen eine Poſition ziemlich auf dieſelbe Weiſe an, als ob ſie ein Schiff enterten.

Von dem, was wirklich vorging, ſchien man wenig zu wiſſen. „In einer Stunde ſind die Preußen hier," ſchrie Einer. „Das iſt nicht wahr!" rief ein Anderer; „ſie werden vertilgt bis auf den letzten Mann." — „Was iſt das?" rief die Menge, als Monſeigneur Bauer, der Biſchof in partibus infidelium, mit ſeinem Stabe geritten kam. Er hielt zwei Finger empor und drehte die Hand rechts und links. Sein prieſterlicher Segen war jedoch nur ein halber Erfolg. Die Frauen bekreuzten ſich und die Männer murmelten: „Komödiant!"

Der jetzt wüthende Krieg hat manche ſeltſame Dinge erzeugt, keins aber kommt meiner Anſicht nach dieſem Biſchof gleich. Sein Hauptzweck iſt, zu ſehen und geſehen zu werden, und in der Regel erreicht er denſelben auch. Er iſt ein kurzer, dicker Mann und trägt einen Prieſterrock, ein Paar Reiterſtiefel mit großen Sporen und einen Hut, wie man dergleichen nur auf dem Theater ſieht. Auf ſeiner Bruſt trägt er einen großen Stern, um den Hals eine goldene Kette mit einem großen goldenen Stern und an den Fingern, über den Handſchuhen, prachtvolle Ringe. Das Geſchirr ſeines Pferdes iſt dicht mit Genfer Kreuzen beſäet. Neben ihm reitet ein Fahnenträger, der eine hohe Fahne mit einem rothen Kreuz trägt. Acht Adjutanten in einer

Art Phantasieuniform mit Purpur und Gold folgen ihm und zwei Reitknechte in Stulpenstiefeln schließen den Zug, der große Aehnlichkeit mit einer Gesellschaft Kunstreiter hat. Der Bischof spielt den Gönner von Generalen und Admiralen, Aerzten und Commissariatsbeamten und sie suchen seine Gunst. Halb Priester, halb Charlatan, etwas von einem Bruder Tuck und etwas von einem Abbé unter Ludwig XV. ist er eine Art privilegirte Persönlichkeit, welche nur durch ihre Unverschämtheit sich in der Welt vorwärts gebracht hat. Die meisten englischen Mädchen im Backfischalter verlieben sich in einen jungen Prediger und einen Cavallerieoffizier. Monseigneur Bauer, welcher den salbungsvollen Prediger und den flotten Dragoner in sich vereinigt, wird in Paris vom schönen Geschlecht geradezu angebetet. Er versteht seine Conversation Jedem, wer er auch sein möge, anzupassen und ich würde mich nicht wundern, wenn er es noch zum Cardinal brächte.

Die Ankunft des Dr. Ricord war das nächste Ereigniß. Er saß in einem Korbwagen, mit zwei Ponies bespannt, die nicht viel größer waren als Ratten. Eine gegen zwölf Fuß hohe Stange mit der Flagge des Genfer Kreuzes war neben ihm befestigt und schlug fortwährend an die längs der Straße hinlaufenden Telegraphendrähte an. Der berühmte Chirurg trug einen langen bis an's Kinn herauf zugeknöpften und bis auf die Füße herunter reichenden Rock und auf dem Kopf ein Käppi, welches viel zu groß für ihn war.

Nachdem ich den Bischof und den Doctor mit ehrerbietiger Bewunderung beaugenscheinigt und etwas Brod und Wein aufzutreiben gesucht, glaubte ich, es sei nun Zeit, zu sehen, was draußen vorginge. Als ich aus St. Denis herauskam, schien Alles ruhig zu sein bis auf die Kanonen der Forts. Ich war jedoch in der Richtung von Le Bourget, welches noch brannte, nicht weit gekommen, als ein nach St. Denis marschirendes Regiment mir den Weg versperrte. Einige der Offiziere sagten mir, das Dorf sei von den Preußen wieder genommen worden. Die Artillerie, welche ich vorher auf der Höhe vor Drancy gesehen, war verschwunden.

In einem Gehöfte nahe bei Drancy sah ich Ducrot und seinen Stab. Der General hatte seine Kapuze über

den Kopf gezogen und sowohl er als sein Adjutant sahen so finster aus, daß ich es gerathen fand, ihm zu den Operationen dieses Tages nicht Glück zu wünschen. In und hinter Drancy standen eine große Anzahl Truppen, die, wie ich hörte, während der Nacht hier campiren sollten. Niemand schien genau zu wissen, was geschehen war. Die Offiziere und Soldaten waren nicht bei guter Laune. Bei meiner Rückkehr nach Paris fand ich folgende Proclamation der Regierung an den Ecken angeschlagen: „Zwei Uhr Nachmittags. Der Angriff begann diesen Morgen durch einen großen Ausfall vom Mont Valerien nach Nogent. Der Kampf hat mit günstigen Aussichten für uns begonnen und dauert in derselben Weise überall fort. — Schmitz."

Die Leute auf den Boulevards scheinen zu glauben, es sei ein großer Sieg gewonnen worden. Wenn man sie fragt: „wo?" so antworten sie: „überall". Ich kann blos das verbürgen, was in Le Bourget geschehen ist. Vinoy hat, wie ich höre, Nogent nördlich von der Marne besetzt; der Widerstand, den er hier gefunden, kann jedoch nicht sehr groß gewesen sein, denn es sind nur sieben Verwundete in mein Hotel und nur einer in die amerikanische Ambulanz eingebracht worden. General Trochu machte heute Morgen bekannt, daß 100 Bataillone Nationalgarde außerhalb der Mauern stehen, und ich bin neugierig, zu hören, wie sie sich im Feuer halten. Ihr General Clement Thomas thut sein Möglichstes, ich fürchte aber, es ist zu spät.

Offiziere, die in Folge ihrer Stellung gut unterrichtet sind, versichern mir, daß kein wirklich ernsthafter Ausfall gemacht worden, sondern daß nach einem Scheingefecht, wie das am gestrigen Tage, die Truppen ganz ruhig nach Paris zurückkehren werden. General Trochu's Zweck, sagen sie, ist, die Pariser hinzuhalten und die Nationalgarde einmal in ein ganz gelindes Feuer zu bringen, damit dann der Heroismus, mit dem sie so oft geprahlt, außer Zweifel stehe. Ich glaube jedoch nicht, daß wirklich kein Versuch gemacht werden sollte, eine Schlacht zu liefern. Die Truppen stehen jetzt in großen Massen von St. Denis bis zur Marne. Innerhalb zwei Stunden können sie alle nach irgend einem Punkt längst dieser Linie gebracht werden und ich glaube deshalb,

daß morgen oder übermorgen in der Richtung des Waldes von Bondy etwas geschehen wird.

Trochu ist blos darauf bedacht, sich bei der Nationalgarde beliebt zu machen, und schreibt ihr daher einen Muth zu, von welchem sie bis jetzt noch keinen Beweis gegeben hat. Dies schadet ihm bei der Linie und den Mobilen, welche natürlich sehr unzufrieden damit sind, daß sie die ganze Arbeit verrichten müssen, während die Andern das Lob davon tragen. In der verzweifelten Lage, in welcher Paris sich befindet, ist etwas mehr nöthig als ein Mann, der wegen seiner persönlichen Tugenden und seiner literarischen Leistungen geschätzt wird. Trochu hat, wie man häufig erwähnen hört, seine Equipage abgeschafft, um seine Neffen zu adoptiren. Richard III. ließ dagegen die seinigen ermorden; dies sind aber häusliche Fragen und es folgt daraus nicht, daß Richard III. kein besserer Vertheidiger von Paris gewesen wäre, als Trochu.

Um mir eine Meinung in Bezug auf die Lage der ärmeren Klassen zu bilden, besuchte ich gestern einige der Hintergassen in der Nachbarschaft des Boulevard de Clichy. Das Elend ist hier fürchterlich. Halbverhungerte Weiber und Kinder saßen vor ihren Thüren in Kleidern, die kaum die Blöße bedeckten. Sie sagten, da sie weder Holz noch Kohlen hätten, so säßen sie im Freien wärmer als in ihren Wohnungen. Viele der Nationalgardisten vertrinken ihre Löhnung, anstatt sie ihren Familien zu bringen, und es giebt viele blos aus Frauen und Kindern bestehende Familien, die man in diesem Lande der Bureaukratie darben läßt, weil man in Zweifel ist, welcher Kategorie sie angehören. Der Bürger Mottu, der ultrademokratische Maire, macht bekannt, daß in seinem Arrondissement alle wilde Ehen als gültig betrachtet und die betreffenden Frauen dieselbe Unterstützung erhalten sollen wie rechtmäßige Gattinnen. Dabei hat sich aber eine neue Schwierigkeit herausgestellt. Unter Bürger Mottu's Bewunderern ist nicht blos die wilde Ehe, sondern auch die Polygamie im Schwunge und es fragt sich nun, ob eine Frau, die fünf Männer hat, zu fünf Rationen berechtigt ist, und ob eine andere, die blos ein Fünftel von einem Nationalgardisten besitzt, auch nur eine Fünftelration bekommen soll. Was die Zukunft betrifft, so hat Bürger

Mottu die Ehefrage dadurch gelöst, daß er sich weigert, neue Trauungen zu vollziehen, denn er sagt, dieser Bund sei eine Beleidigung für Die, welche nichts davon wissen wollen. In dieser — aber auch nur in dieser — Beziehung gleicht sein Arrondissement dem Himmelreich.

Gestern ging ich in die Avenue de l'Imperatrice, um zu sehen, wie es in dem Hause eines Freundes stünde, welcher Paris verlassen hat. Der Diener, den er zurückgelassen, sagte mir, er sei seit drei Tagen nicht im Stande gewesen, sich ein Stück Brod zu verschaffen. Das letzte Mal, als er sein Rationsbillet vorgezeigt, habe man ihm ungefähr einen halben Zoll Käse gegeben. „Aber", fragte ich, „wovon lebt Ihr dann?" Nachdem der Diener sich ängstlich umgesehen, ob uns etwa Jemand belausche, führte er mich in den Keller hinunter und zeigte mir einige große Stücke Fleisch in einem Fasse. „Es ist ein halbes Pferd," sagte er in dem Ton eines Mörders, der Jemandem den Leichnam seines gemordeten Schlachtopfers zeigt. „Ein benachbarter Kutscher hat es geschlachtet und wir haben es dann eingesalzen und getheilt." Dann öffnete er einen Schrank, in welchem eine riesige Katze saß. „Diese mäste ich für das Weihnachtsfest; wir gedenken sie mit Mäusen wie mit Bratwürsten garnirt, zu serviren," bemerkte er.

Viele Engländer halten es für eine religiöse Pflicht, zu Weihnachten Truthahn zu essen, was aber würden sie sagen, wenn sie, statt Truthahn, Katze essen sollten! Es wäre dies beinahe wie mit dem Araber in der Wüste, der sich, wenn er sein Abendgebet verrichtet, die Hände waschen soll und sich aus Mangel an Wasser mit Sand behilft. Dabei fällt mir ein, daß wir, der Entdeckung eines Alterthumsforschers zufolge, durch den Genuß von Pferdefleisch blos zu den Gewohnheiten der alten Gallier zurückgekehrt sind. Vor Einführung des Christenthums pflegten die Druiden Pferde zu opfern, die dann gegessen wurden. Das Christenthum machte diesen Opfern ein Ende und das Pferdefleisch kam aus der Mode.

Ueber Gambetta's letzte Depesche sagt die France: Endlich haben wir officielle Nachricht von Tours. Wir lesen die Depesche fieberhaft, dann lesen wir sie zum zweiten Mal mit Ehrerbietung, mit Bewunderung, mit Enthusiasmus.

Man befragt uns um unsere Meinung darüber. Ehe wir antworten, fühlen wir einen unwiderstehlichen Drang, den Hut abzunehmen und zu rufen: „Vive la France!“ Der „Electeur Libre“ ist über die Situation noch mehr entzückt. Ganz besonders bewundert er die Petroleumlaterne, die, wie er sagt, so verschieden ist von jenen „Orgien von Licht“, welche unter dem Tyrannen in Form von Gas der Stadt Paris ein künstliches Leben verliehen. Der „Combat“ macht auf die Thatsache aufmerksam, daß seit dem 4. September keine Feuersbrünste vorgekommen sind — ein Zusammentreffen, welches man dem Umstand zuschreibt, daß seit jenem Tage die republikanische Regierungsform eingeführt ist. Ich empfehle diese merkwürdige Erscheinung der Beachtung der Versicherungsgesellschaften.

Die Journale sind sammt und sonders wüthend, weil sie hören, daß die Preußen unsere beiden Siege bei Villiers streitig machen. „Wie eigenthümlich“, bemerkt der „Figaro“ mit weinerlicher Salbung, „ist diese Manie, diese Nothwendigkeit des Lügens.“ Es steht ja außer allem Zweifel, daß wir, nachdem wir zwei glänzende Siege erfochten, nach Paris zurückkehrten, um auf unseren Lorbeeren auszuruhen, und ich muß die Preußen bitten, nicht so gemein zu sein, diese Thatsache zu bestreiten.

23. December.

Seit Mittwoch sind die Truppen — Linie, Mobilgardisten und Marschbataillone der Nationalgarde — außerhalb der Enceinte geblieben. Die Kälte ist sehr streng. Heute Nachmittag war ich draußen in der Richtung von Le Bourget. Die Soldaten hatten große Feuer angezündet, um sich zu wärmen. Einige hatten sich in leere Häuser einquartirt, die meisten aber hatten weiter kein Schutzdach, als ihre kleinen Zelte. Die Schildwachen stampften mit den Füßen und versuchten dadurch, wie wohl fast vergeblich, ihr Blut in Umlauf zu erhalten. Wenn man bedenkt, daß fast alle diese Truppen ohne Gefahr für die Vertheidigung und ohne die Offensivoperationen zu gefährden, nach Paris hätten zurückgeführt und in die Baracken einquartirt werden können, welche längst der äußern Linie der Boulevards errichtet

worden sind, so muß man es geradezu für Grausamkeit erklären, sie draußen stehen und frieren zu lassen. General Trochu wagt aber bei dem jetzigen Stande der öffentlichen Meinung nicht, die Truppen nach Paris zurückzubringen und auf diese Weise zu gestehen, daß sein letztes Unternehmen fehlgeschlagen ist. Die Ambulanzen sind auf morgen früh bestellt, ich glaube aber, daß die Reihe von Operationen, welche schon vergangenen Mittwoch beginnen sollte, gar nicht zur Ausführung kommt.

Die Nationalgarde campirt jetzt in der Nachbarschaft von Bondy und Rosny. Sie ist zum großen Aerger der Mobilen und der Linie in einem Tagesbefehl wegen ihrer angeblich tapfern Haltung abermals gewaltig herausgestrichen worden, während doch allgemein bekannt ist, daß mehrere Bataillone, als es nur erst hieß, daß die Preußen angreifen würden, die Flucht ergriffen und eins davon nicht eher Halt machte, als bis es innerhalb der Mauern der Stadt Schutz gefunden. Die Erfahrung lehrt, daß im Kriege bewaffnete Bürger, welche sich nicht der militärischen Disciplin unterwerfen wollen, schlimmer als nutzlos sind. An den Parisern jedoch scheint diese Lehre verloren zu sein.

Der „Combat" bringt folgenden Brief, welcher von dem „Adjunct" des dreizehnten Arrondissements unterzeichnet ist. Diese von einem Municipalbeamten versuchte Vertheidigung eines Marschbataillons, welches bei den Vorposten in eine Kirche eindrang und hier das Hochamt parodirte, ist einzig in ihrer Art.

„Die Marschcompagnien dieses Bataillons verließen am 16. früh Paris, um bei Issy auf Vorposten zu ziehen. Der Abmarsch war von der Art, wie er bei allen Marschbataillonen zu sein pflegt. Es ward beim Scheiden von Freunden viel getrunken, man drückte sich in Wirthshäusern noch einmal die Hand, man sang patriotische, mitunter auch wohl lockere und unanständige Lieder — kurz, man entwickelte jene ganze Fülle von Heiterkeit und Muth, welche die alten Gallier auf uns vererbt haben. Die alten Soldaten, welche uns mit dem Säbel regieren möchten, sind mit dieser heitern Art und Weise, dem Tod ins Antlitz zu schauen, nicht einverstanden und alle Schriftsteller, die ihre Feder in die Dinte der Reaction und des Jesuitismus

tauchen, sind eifrig bedacht, jede Ausschreitung an's Licht zu ziehen, deren Soldaten, die zum ersten Mal in's Feuer gehen, sich schuldig machen. Die Intendanz hatte mit jener Klugheit, welche unsere militärischen Anordnungen charakterisirt, den Abmarsch des Bataillons um mehrere Stunden verschoben. Was sollten die Leute, während man sie so warten ließ, wohl weiter thun, als trinken? Wenn der Gott des Weines den Gott des Krieges etwas zu kräftig unterstützte, so können sich nur Wassertrinker darüber beklagen; uns als Republikaner der Vergangenheit und der Zukunft kommt es nicht zu, Steine auf gute Bürger zu werfen, um die Mißgriffe der alten bonapartistischen Administration zu verdecken, welcher die Führung unserer Armeen immer noch anvertraut ist."

General Blaise ist bei Villa Evrard gefallen. Die unter diesem Namen bekannten Gebäude wurden am Mittwoch von General Vinoy's Truppen besetzt. In der Nacht brach eine Anzahl Preußen, die sich in den Kellern versteckt, hervor und es fand ein blutiges Handgemenge statt. Einige der Preußen entkamen in der Verwirrung, einige aber wurden getödtet. Mehrere französische Offiziere, welche davon liefen und dem General Vinoy, der im Fort Rosny war, meldeten, es sei Alles verloren, sollen vor das Kriegsgericht gestellt werden. Als die Truppen dies hörten, waren sie sehr entrüstet darüber, der alte Vinoy aber ritt die Linie entlang und sagte ihnen, sie möchten denken, was sie wollten, er aber werde niemals dulden, daß Feiglinge unter ihm dienten. Schade, daß er nicht Obergeneral ist.

In Paris ist eine seltsame neue Industrie entstanden. Briefe, die angeblich in den Taschen gefallener Deutschen gefunden worden, sind sehr gesucht. Es sind dies Briefe von Müttern, von Schwestern und von den „Gretchens", die, wie man allgemein voraussetzt, für Krieger schwärmen.

Wenn aber nicht jeder Gefallene wenigstens ein halbes Dutzend Mütter und eben so viele Liebchen hat, so müssen viele dieser Briefe gefälscht sein. Dem Style nach unterscheiden sie sich von einander sehr wenig. Die deutschen Mütter machen allerhand kleine Mittheilungen über das Leben zu Hause und schweben in der größten Angst, daß ihre Söhne der Tapferkeit der Pariser, welche das deutsche

Vaterland mit Schrecken und Bewunderung erfüllen, zum Opfer fallen. Die „Gretchens“ sind alle sentimental. Sie sprechen von ihren Gefühlen wie die Heldinnen in Romanen dritten Ranges, schicken dem Gegenstand ihrer Neigung Cigarren und von ihren eigenen schönen Händen gestrickte Strümpfe, indem sie ihn zugleich inständig bitten, treu zu bleiben und nicht in den Netzen einer französischen Sirene das arme Gretchen zu vergessen. Noch seltsamer aber ist, daß in der Tasche eines jeden Gefallenen auch eine Antwort gefunden wird, die er vergessen hat, zur Post zu geben. In dieser Antwort erzählt der Krieger eine furchtbare Geschichte von seinen Leiden und Entbehrungen und sagt, der Sieg sei unmöglich, weil die Nationalgardisten geradezu unüberwindlich wären.

Die Zahl der Verwundeten in meinem Hotel hat sich infolge der eingetretenen Todesfälle bedeutend vermindert. Die Societé internationale hat einen großen Mißgriff begangen, indem sie ihre Centralambulanz hierher verlegt hat. Infolge des Mangels an Ventilation nehmen die einfachsten Operationen meistens einen tödtlichen Ausgang und von fünf Amputirten sterben gewöhnlich vier an Eitervergiftung. In den amerikanischen Krankenzelten werden dagegen von fünf Patienten vier wiederhergestellt und da die französischen Aerzte eben so geschickt sind als die amerikanischen, so ist die durchschnittliche Sterblichkeit in den beiden Ambulanzen ein schlagender Beweis des Vorzuges des amerikanischen Zeltsystems. Wenn dieses System in allen Hospitälern angewendet würde, so würde eine weit größere Anzahl von Patienten wiederhergestellt werden, als jetzt der Fall ist. „Unser Krieg,“ sagte neulich ein amerikanischer Chirurg zu mir, „hat uns gelehrt, daß eine große Anzahl Kubikzoll Luft für einen Kranken noch nicht genug ist, sondern, daß auch diese Luft durch Ventilation immerwährend erneut werden muß.“

24. December.

Die Journale veröffentlichen Auszüge aus deutschen Zeitungen, die man in den Taschen der Gefangenen gefunden, welche am Mittwoch gemacht wurden. Die Nach-

richten aus den Provinzen werden nicht als ermuthigend betrachtet. Großes Gewicht legt man auf eine Proclamation, welche König Wilhelm unterm 6. December an seine Truppen gerichtet und aus welcher man schließen will, daß die Preußen des Krieges allmälig müde werden. Eben so hören wir zum ersten Mal, daß Preußen in Bezug auf Luxemburg mit gewissen Absichten umgeht, welche England durchaus als einen casus belli betrachten muß. „Sobald das Parlament zusammentritt," sagt die „Verité", „wird Disraeli, dieser große Staatsmann, Mr. Gladstone zum Rücktritt nöthigen und dann haben wir unsern alten Bundesgenossen wieder." Der „Gaulois" bemerkt, daß „die in Paris sich aufhaltenden englischen Journalisten in der Täuschung befangen sind, Paris müsse fallen, wenn sie ihren Journalen falsche Berichte einsenden, die dann in den Organen Preußens wieder abgedruckt werden." Diese Journalisten," setzt der „Gaulois" hinzu, „sind unsere Gäste. Sie erfüllen aber nicht die Pflichten, welche ihnen durch die Umstände geboten sind." Jeder im Ausland sich aufhaltende Correspondent ist nothwendig in gewissem Sinne der Gast des Landes, über welches er schreibt; daß aber diese Stellung ihm die Pflicht auflege, so zu schreiben, wie seine Wirthe es wünschen, dies scheint mir eine sonderbare Theorie zu sein. Ich gestehe, wäre ich Jules Favre gewesen, so hätte ich gleich bei Beginn der Belagerung sämmtliche fremde Journalisten ausgewiesen. Er gab aber im Gegentheil den Wunsch zu erkennen, daß sie in Paris bleiben möchten, und seine Mitbürger dürfen sich nun nicht darüber beschweren, daß diese Ausländer nicht mit in das Mährchen einstimmen, welches den künftigen Generationen der Franzosen wahrscheinlich als die Geschichte der Belagerung von Paris überliefert werden wird. Die Preußen werden wegen dessen, was französische oder englische Journalisten sagen, die Belagerung sicherlich nicht aufheben, und die Pariser müssen nun selbst einsehen, daß ihre Versuche, den Feind durch Trommelwirbel und Trompetengeschmetter zu verscheuchen, vollständig fehlgeschlagen sind. Wir leben eben nicht mehr in den Zeiten Jericho's.

Was mich betrifft, so würde mir nichts größeres Vergnügen machen, als wenn ich eines Morgens hörte, daß die

deutſchen Armeen um Paris herum daſſelbe Schickſal erfahren hätten, welches Sanherib und ſeine Heerſchaaren ereilte. Es würde mich freuen, hoffen zu können, daß die Stadt nicht gezwungen ſein würde, zu capituliren. Dennoch aber kann ich mir nicht verhehlen, daß ſie, wenn keine Hülfe von außen kommt, zuletzt doch noch fallen muß.

Ich gebe gern zu, daß die Pariſer einen hohen Grad von Hartnäckigkeit und Zähigkeit an den Tag gelegt und die Hoffnung ihrer Feinde, daß ſie ſich unter einander ſelbſt die Kehlen abſchneiden würden, gründlich getäuſcht haben, aber dies iſt noch kein Grund, ſie für erhaben zu erklären. Was iſt im Grunde genommen Patriotismus? Die jeder Nation innewohnende Idee, daß ſie braver, beſſer und klüger ſei als alle anderen. Glaubt nicht jeder Engländer dies von ſeinen eigenen Landsleuten? Und iſt es folglich nicht abgeſchmackt, daß die Franzoſen von ſich daſſelbe denken? Die Franzoſen ſind durch und durch patriotiſch; das Vaterland iſt für ſie kein abſtracter Begriff. Sie beklagen ſeinen Ruin, als ob es ein menſchliches Weſen wäre, und fern ſei es von mir, ſie deswegen zu verlachen. Wenn ich dagegen Leute finde, die ſich kriegeriſch coſtümiren, Grabmäler und Statuen beſuchen und dieſelben zu Zeugen ihres Gelübdes anrufen, daß ſie lieber ſterben, als ſich ergeben wollen, und wenn nach all dieſem Gaukelſpiel dieſe ſelben Leute ſich weigern, die gemeinſame Gefahr zu theilen, weil ſie eine Mutter, oder eine Schweſter, oder ein Weib, oder ein Kind haben, wenn ſie einen Monat nach dem andern unter Trommelſchlag die Boulevards auf- und abmarſchiren, dann finde ich dieſe Leute lächerlich und ſage es auch. Wenn Jemand etwas Albernes thut, ſo iſt es ſeine eigene Schuld, nicht die Deſſen, der darüber ſchreibt.

Kürzlich beſchloſſen die Mitglieder eines Ultra-Clubs bei einer Discuſſion über das Daſein einer Gottheit, die Frage durch eine allgemeine Abſtimmung zu entſcheiden. Nach meiner Anſicht hätten dieſe Patrioten die Zeit beſſer anwenden können. Die Belagerung von Paris liegt in den Händen des Generals Moltke und der „Gaulois“ kann ſich darauf verlaſſen, daß dieſer ſchlaue Stratege ſeiner Aufgabe nicht entſagen wird, ſollten auch noch ſo viele Journaliſten behaupten, er werde dieſelbe nicht löſen.

Ich habe mich erkältet und bin deshalb heute Morgen nicht ausgegangen. Wie ich höre, sind einige der Truppen von Aubervilliers wieder eingerückt; mehrere Regimenter sind an meinen Fenstern vorübermarschirt. In Neuilly-sur-Marne und Bondy werden, wie man sagt, Erdwerke aufgeworfen und man glaubt, daß Chelles der Zielpunkt der Bewegung sein werde, welche vielleicht in dieser Richtung stattfindet. Die „Patrie" ist auf drei Tage suspendirt worden, weil sie militärische Operationen besprochen, hauptsächlich aber wohl deshalb, weil sie zugleich die Weisheit unserer Generale zu bezweifeln gewagt hat. Da viele andere Journale dasselbe gethan, so begreife ich nicht, warum man gerade die „Patrie" herausgegriffen und an ihr Rache genommen hat.

25. December.

Aechtes Weihnachtswetter — das heißt, die Erde ist so hart wie Stein und der Wind geht einem durch Mark und Bein. Für den reichen Mann mit einem guten Kohlenfeuer in seinem Kamin, Truthahn, Plumpudding und Fleischpastete auf dem Tische, an welchem er es sich mit seiner Familie wohlschmecken läßt, sind kalte Weihnachten sehr angenehm. Arme Leute dagegen, die nothdürftig mit Lumpen bedeckt, frierend, hungrig und verlassen in einer ungeheizten Höhle ihr trockenes Brod kauen oder selbst dies nicht haben, finden die Weihnachtskälte vielleicht nicht so angenehm; es ist aber eine bekannte Sache, daß arme Leute niemals zufrieden sind. Hier in Paris beklagen die draußen im freien Felde liegenden halberstarrten Soldaten und die Weiber und Kinder, die kein Feuer und kaum etwas zu essen haben, sich bitterlich über den strengen Winter. Was mich betrifft, so gestehe ich, daß ich niemals einen behäbigen Familienvater, der sich behaglich an seinem Kaminfeuer wärmt und von den Freuden des Winters schwatzt, gesehen habe, ohne den unwiderstehlichen Wunsch zu empfinden, ihn splitterfasernackt auf die höchste Spitze des Montblanc zu versetzen, um ihn durch Erfahrung zu lehren, was der Winter für Tausende seiner Mitmenschen zu bedeuten hat. Wir haben hier kein fröhliches Weihnachtsfest und wir werden wahrscheinlich auch kein fröhliches Neujahr haben. Weih-

nachten ist hier nicht das Hauptfest des Jahres wie in England. Dennoch aber sucht in gewöhnlichen Zeiten ein Jeder an diesem Tage ein besseres Mittagsmahl zu beschaffen, als sonst bei ihm üblich ist, und wo Kinder da sind, pflegt man denselben einen kleinen Spaß zu machen. Gewöhnlich werden sie aufgefordert, am Weihnachtsabend ihre Schuhe auf den Rost des Kamins zu stellen, und den nächstfolgenden Morgen finden sie ein Geschenk darin, von welchem man annimmt, daß es während der Nacht von dem Christkind gebracht worden.

Seitdem das Kaiserreich hier englische Gebräuche eingeführt hat, sind zu Weihnachten Plumpudding und Fleischpasteten gegessen worden und auch Christbäume haben geleuchtet. Letztere hat man dieses Jahr als eine Erfindung des verabscheuten Feindes streng verbannt. Auch Plumpuddings und Pasteten werden auf nur wenigen Tischen zu sehen sein. Um die Kinder zu amüsiren, bekommen die Mädchen Suppenbillets zum Vertheilen an arme Leute und die Knaben haben die Wahl zwischen französischen und deutschen hölzernen Soldaten. Die ersteren werden sorgfältig aufgehoben, die letzteren fürchterlichen Martern unterworfen. Selbst die Mitternachtsmesse, welche gewöhnlich am Weihnachtsabend abgehalten wird, hat vergangene Nacht in nur wenigen Kirchen stattgefunden. Wir haben viel zu viel zu thun, um auf Fasten oder Feste achten zu können, obschon nach der Meinung des „Univers" der letzte Ausfall weit erfolgreicher gewesen wäre, wenn er am 7. des Monats, dem Jahrestage der Verkündung der unbefleckten Empfängniß, stattgefunden hätte.

Unter feinen Leuten wird der Neujahrstag hier mehr gefeiert als Weihnachten. Man erwartet dann, daß Jeder den Damen seiner Bekanntschaft einen Besuch mache und ihnen wenigstens eine Schachtel Bonbons schenke. Es ist dies eine schwere Besteuerung Derer, die mehr Freundinnen als Geld haben, denn 300 Francs werden als die gewöhnliche Summe betrachtet, die man für solche Bonbonnièren ausgiebt. Ein Freund von mir versicherte sogar, er verausgabe jährlich 1000 Francs zu diesem Zwecke, ich glaube ihm aber nicht, denn er nimmt es in der Regel mit der Wahrheit nicht sehr genau. „Dem Himmel sei Dank," sagen die

Männer, „heuer ſind wir wenigſtens der Bonbontaxe überhoben.“ Die Damen wollen ſich aber nicht auf dieſe Weiſe um ihre Rechte bringen laſſen und geben zu verſtehen, daß, wenn auch Bonbons nicht an der Zeit ſeien, doch irgend ein ſolides Nahrungsmittel ſehr angenehm ſein werde. Ein Stutzer, von welchem man weiß, daß er ſich einen tüchtigen Vorrath von Bratwürſten zugelegt hat, wird von ſeinen ſchönen Freundinnen mit Complimenten überhäuft. Eine gute Hammelkeule würde, wie ich feſt überzeugt bin, das Herz der ſtolzeſten Schönheit erobern und durch das Geſchenk eines halben Dutzends Kartoffeln könnte man eine Freundin auf Lebenszeit gewinnen.

Die hier noch anweſenden Engländer machen einige ſchwache Verſuche, Weihnachten in correcter Weiſe zu feiern. In einem engliſchen Reſtaurant hatte man zwei Truthähne für dieſe wichtige Gelegenheit aufgehoben, unglücklicherweiſe aber kamen ſie vor einigen Tagen ihrem Schickſal zuvor und krepirten. Ein gewiſſer glücklicher Brite hat ſich zehn Pfund Kameelfleiſch zu verſchaffen gewußt und etwa zwanzig ſeiner Landsleute eingeladen, ihm dieſes eigenthümliche Erſatzmittel für Truthahn verſpeiſen zu helfen. Ich ſelbſt werde heute bei einem meiner Collegen diniren. Mit ihm in derſelben Etage wohnte eine Familie, welche Paris vor Beginn der Belagerung verlaſſen hat. Noth kennt kein Gebot; deshalb öffnete er kürzlich die fremde Thür mit einem gewiſſen Grade von ſanfter Gewalt und entdeckte nach fleißigem Suchen in der Speiſekammer zwei Zwiebeln, einige Kartoffeln und einen Schinken. Dieſe ſollen nebſt einem Huhn, welches er ſich, wie ich glaube, auf ehrliche Weiſe verſchafft hat, unſer Weihnachtsmahl ausmachen.

Es iſt ſonderbar, was für entgegengeſetzte Meinungen man über die Lage der Armen hört. Manche ſagen, ſie litten keine Noth, Andere, die Noth könne nicht größer ſein. Das Wahre an der Sache iſt, daß die Männer niemals beſſer, die Frauen und Kinder dagegen niemals ſo ſchlimm daran waren. Jeder Mann braucht, wenn er genug zu eſſen und mehr als genug zu trinken haben will, blos mit einer Flinte auf der Schulter herumzubummeln. Da es bei ihm zu Hauſe kalt und ſchauerlich iſt, ſo lebt er, wenn er keinen Dienſt hat, im Wirthshauſe. Geld bringt er den

Seinigen nicht und dieſe können ſich blos dadurch vor dem Verhungern ſchützen, daß ſie in die National-Speiſeanſtalten, wo ſie Suppe bekommen, und auf die Mairien gehen, wo man ihnen dann und wann eine Anweiſung auf Brod giebt. Faſt alle Kleider haben ſie verſetzt und daß ſie nicht geradezu vor Kälte umkommen, iſt mir unbegreiflich. Was Heizungsmaterial betrifft, ſo finden ſelbſt reiche Leute es ſchwer, ſich dieſes zu verſchaffen. Die Regierung ſpricht davon, alle Bäume umhauen und ſämmtliche verpfändete Kleidungsſtücke zurückgeben zu laſſen, mit ihrer gewöhnlichen Nachläſſigkeit aber verſchiebt ſie dieſe beiden Maßregeln von einem Tage zum andern. Heute Morgen wurde ſämmtliches Feuerholz requirirt. Bei einer Verſammlung ſämmtlicher Maires von Paris, die vor zwei Tagen ſtattfand, ſtellte ſich heraus, daß jetzt über 400,000 Perſonen öffentliche Unterſtützung erhalten.

Die vor Paris liegenden Truppen werden allmälig zurückgezogen. Von Drancy nach Aubervilliers hat man eine Tranchée aufgeworfen und ebenſo iſt ein Verſuch gemacht worden, ſich Le Bourget auf dieſelbe Weiſe zu nähern. Der Erdboden iſt jedoch ſo hart, als ob man es mit einem Felſen zu thun hätte. Nach meiner Anſicht wird die ganze Sache blos unternommen, um den Pariſern weiß zu machen, daß etwas geſchehe. Für den Augenblick ſind ſie auch befriedigt und ſagen: „Die Preußen haben uns belagert, jetzt belagern wir die Preußen.“ Was ſie aber ſagen werden, wenn ſie finden, daß ſelbſt dieſe Operationen eingeſtellt werden, weiß ich nicht. Die Truppen haben während der letztvergangenen Tage von der Kälte furchtbar gelitten. Ich ſprach mit einigen Zuavenoffizieren, welche zwanzig Stunden auf Vorpoſten geweſen waren. Sie ſagten, ſie hätten während dieſer ganzen Zeit nicht gewagt, ein Feuer anzuzünden und dieſen Morgen ſei ihr Wein und Brod gefroren geweſen. In den Zelten hat man kleine Oefen, dieſelben geben aber wenig Wärme. Auch innerhalb der verlaſſenen Häuſer iſt es faſt eben ſo kalt als außerhalb derſelben. Die Fenſterrahmen und die Thüren ſind als Feuerholz verwendet worden und der Wind pfeift durch die Oeffnungen.

Die Batterien in Bondy und Avron feuern ſehr lebhaft, um die Preußen zu nöthigen, ſich innerhalb des

Waldes zu halten. Die Hochebene des Mont Avron ist eine sehr wichtige Position, denn sie beherrscht die ganze Umgegend. Das nach Paris zu gelegene Ende von Le Bourget scheint gänzlich verlassen zu sein. Ein Ambulanzwagen näherte sich heute Morgen einer die Hauptstraße sperrenden Barrikade, als plötzlich eine preußische Schildwache zum Vorschein kam und dem Wagenführer befahl, sofort umzukehren. Hinter Le Bourget, ein wenig rechts bei Le Blanc Mesnel, steht eine schwere preußische Batterie, welche es gänzlich beherrscht.

Die Linien und die Mobilen beklagen sich bitter, daß sie und nicht auch die Marschbataillone der Gefahr ausgesetzt werden. Diese Marschbataillone taugen freilich als Soldaten geradezu gar nichts. Die Idee, daß sie eine mit Artillerie besetzte Position mit einiger Aussicht auf Erfolg angreifen sollten, ist geradezu lächerlich. Das System, eine Armee in verschiedene Kategorien zu theilen, die nicht alle einer und derselben Disciplin unterworfen sind, macht jede Offensivoperation fast unausführbar. Es steht zu hoffen, daß Trochu dies endlich einsehen und seine Anstrengungen darauf beschränken wird, die Preußen von Paris abzuhalten und sie durch häufige kleinere Ausfälle zu beunruhigen. Wie ich höre, wollte General Ducrot einen zweiten Angriff auf Le Bourget versuchen, ward aber in dem am Donnerstage deshalb abgehaltenen Kriegsrathe überstimmt.

26. December.

Das „Journal Officiel" meldet, die militärischen Operationen seien infolge der Kälte vor der Hand eingestellt, die Truppen würden nach Paris zurückgeführt und blos so viel draußen gelassen, als zur Vertheidigung nothwendig seien. Es ist dies eine weise Maßregel, die man freilich schon früher hätte ergreifen sollen. Die Pariser werden ohne Zweifel darüber sehr entrüstet sein, denn wenn sie auch nicht selbst in den Kampf ziehen wollen, so bestehen sie doch darauf, daß Linie und Mobilgarde keine Ruhe habe.

Von der Feier des Weihnachtsfestes in England entwirft Felix Pyat folgende Schilderung: — „Weihnachten ist

das große engliſche Feſt — der proteſtantiſche Carneval — eine angelſächſiſche Gala — eine rohe, heidniſche, monſtröſe Orgie — ein römiſches Gelag, bei welchem ſelbſt das Vomitorium nicht fehlt. Und dieſe Beafvertilger lachen über uns, weil wir Fröſche eſſen! Eigenthümliche Nation! die bibliſchſte und materiellſte in Europa — die beſten Chriſten und die größten Vielfräße. Ohne zu ſchmauſen können ſie kein religiöſes Feſt feiern. Am Charfreitag eſſen ſie Pfannkuchen und nennen dieſen Tag aus dieſem Grunde den „guten" Freitag. Für ſie allerdings iſt er gut, wenn auch nicht für Gott. Ihr Pudding beſteht aus Talg, Zucker, Johannisbeeren und Thee. Dieſe Miſchung wird vierzehn Tage, zuweilen auch ſechs Monate lang gekocht; dann betrachtet man ſie als delicat. Kein Pudding, kein Weihnachten. Dieſe Mahlzeit iſt geheiligt und die Engländer denken ſchon ſechs Monate vorher darüber nach — ſie ſind das einzige Volk, welches um eines Schmauſes willen Geld auf die Sparkaſſe giebt. Arme Familien ſparen monatelang und tragen an jedem Sonnabend des Jahres einen Schilling zu einem Speiſewirth, bei dem ſie ſich dann am Weihnachtstage vollſtopfen und auf eine ganze Woche krank machen. Dies iſt ihre Religion — ſo beten ſie zu Gott." Phat fährt dann fort, die Fleiſcherläden vor Weihnachten zu beſchreiben. Einer davon, ſagt er, befindet ſich im Beſitz eines Geiſtlichen und über der Thür ſteht ein Bibelſpruch.

Der „Gaulois" giebt einen einem deutſchen Blatt entlehnten Auszug aus einem Briefe von mir, worin ich zu behaupten wage, daß die Pariſer nicht wiſſen, daß Champigny ſich innerhalb des Bereichs der Kanonen ihrer Forts befindet, und knüpft darin folgende Bemerkung: „Das Blatt, welches in unſere Hände fiel, war zerriſſen und wir ſind folglich nicht im Stande, den Reſt dieſes Briefes mitzutheilen. Was wir mitgetheilt haben, iſt ein ausreichender Beweis, daß die Regierung innerhalb unſerer Mauern Correſpondenten duldet, welche dem Feinde tägliche Nachrichten zugehen laſſen. Was ſie ſagen, iſt vielleicht abgeſchmackt, aber es ſollte nicht geduldet werden." Bildet ſich der „Gaulois" wirklich ein, daß die deutſchen Generale ſchon längſt die Belagerung aufgegeben haben würden, wenn ſie nicht erfahren hätten, daß die meiſten Pariſer

der Karte ihrer Umgegend kein eingehendes Studium zuwenden?

Der alte Vinoy hat einen Tagesbefehl erlaſſen, worin er das Verhalten der Soldaten und Offiziere brandmarkt, welche davonliefen, als die Preußen in Villa Evrard aus den Kellern herauskamen. Es gehört jetzt viel Muth dazu, die Linie zu loben und die Nationalgarde zu tadeln. General Vinoy iſt aber Soldat durch und durch und läßt nicht mit ſich ſpaßen. Wenn vielleicht Trochu etwas zuſtößt und Vinoy den Oberbefehl übernimmt, ſo glaube ich, die Schwankenden unter der Nationalgarde werden dann die Wahl haben, ob ſie kämpfen oder die Uniform ausziehen wollen. Der General iſt über ſiebzig Jahre alt, aber noch ungemein rüſtig. Er hat ein ſehr ſtrenges Geſicht und ich glaube nicht, daß er den Pariſern eitle Hoffnungen machen oder ihrer Eitelkeit ſchmeicheln würde. Er würde ihnen die Wahrheit ſagen und zwar ohne Rückſicht auf die Folgen. Er iſt bei den Soldaten ſowohl als auch bei den Offizieren ſehr beliebt und macht aus ſeiner Verachtung gegen die militäriſche Fähigkeit Trochu's oder die militäriſchen Eigenſchaften ſeiner Bürgerheroen kein Hehl.

28. December.

Die ſprüchwörtliche Hartnäckigkeit des Eſels hat ſich in Folge der großen Anzahl dieſer langohrigen Vierfüßler, die wir gegeſſen, uns ſelbſt mitgetheilt. Wir fragen nach nichts mehr; uns iſt Alles gleich. Wir fragen nicht darnach, ob die Armeen der Provinz geſchlagen werden; wir fragen nicht, ob wir gezwungen werden, die Offenſivoperationen einzuſtellen; wir fragen nicht darnach, ob die Preußen uns bombardiren; wir fragen nicht darnach, ob wir endlich capituliren müſſen. Wir haben aufgehört, zu folgern oder zu berechnen. Wie lange dies dauern wird, läßt ſich bei einem ſo leicht erregbaren Volke nicht wohl ſagen!

Unſer Magen gleicht jetzt dem des Straußes, denn er verdaut Alles. Die Kälte iſt furchtbar und der Mangel an Brennmaterial erzeugt entſetzliche Leiden. Die Regierung fängt jetzt an, Bäume fällen zu laſſen und wenn es anfängt zu thauen, werden wir wahrſcheinlich Ueberfluß an Feuerholz

haben. Mittlerweile beſchwert ſie ſich in dem „Journal Officiel“, daß ganze Schaaren von Einwohnern ausrücken und Bäume, Parkbänke und Gartenzäune abbrechen und nach Hauſe ſchleppen. Ich geſtehe, daß ich dieſe Leute nicht tadeln kann. Wenn der Thermometer ſo tief ſteht wie jetzt und wenn kein Feuer im Kamin iſt, dann wird die Heiligkeit des Eigenthums in Bezug auf Brennmaterial ein bloßer Begriff.

Geſtern demaskirten die Preußen mehrere Batterien und eröffneten das Feuer auf das Plateau Avron und die öſtlichen Forts. Sie thaten über 3000 Schüſſe, richteten aber wenig Schaden an. Wir hatten blos achtunddreißig Todte und Verwundete. Eine Bombe ſchlug in ein Haus, wo acht Perſonen zu Tiſche ſaßen, und tödtete ſechs davon. Auch heute hat das Feuer ſeinen Fortgang, obſchon nicht ſo heftig. Die Journale ſcheinen der Anſicht zu ſein, daß wir uns über dieſe Kanonade eigentlich freuen ſollten. Manche ſagen, ſie beweiſe, daß die Preußen die Hoffnung, uns durch Hunger zu bezwingen, aufgegeben haben; andere ſehen darin einen unwiderleglichen Beweis, daß Prinz Friedrich Carl von General Chanzy geſchlagen worden iſt. Vergangenen Montag erhielt Admiral La Roncière von einem General, deſſen Name nicht entziffert werden konnte, einen Brief wegen Auswechſelung von Gefangenen; in dieſem Briefe fand ſich eine Hindeutung auf eine Niederlage, welche unſere Truppen im Norden erlitten haben. Die betrachten wir aber blos als eine Liſt unſeres ſchlauen Feindes.

Der „Gaulois“ ſetzt ſeinen Kreuzzug gegen die engliſchen Correſpondenten in Paris fort. Sie ſind alle, ſagt er, von feindſeliger Geſinnung gegen Frankreich beſeelt. „Wir warnen ſie hiermit und hoffen, daß ſie dies beachten werden.“ Wir wiſſen recht wohl, was franzöſiſche Journaliſten eine feindſelige Geſinnung gegen ihr Land nennen. Beim Beginn des Krieges ſagte man uns, die engliſche Preſſe ſei an Preußen verkauft, weil ſie nicht an die kaiſerlichen Siegesbulletins glauben wollte. Daß ein Correſpondent ohne Furcht oder Gunſt einfach die Wahrheit ſage, dies kann ein Gallier ſich gar nicht denken. Trotz der Denunciationen des „Gaulois“ ſoll es mir aber nicht einfallen, die Nationalgarde für eine Streitmacht zu erklären, welche für Offenſiv-

Operationen vom geringſten Werthe ſei. Wenn ſie, wie der „Gaulois“ behauptet, zahlreicher und beſſer bewaffnet iſt, als die Preußen, wenn die franzöſiſche Artillerie mehr leiſtet, als die der Preußen, nun dann werden Letztere ſich genöthigt ſehen, die Belagerung aufzuheben, und dann werde auch ich gern geſtehen, daß ich die franzöſiſche Streitmacht nicht richtig beurtheilt habe. Der „Gaulois“ wünſcht den hiſtoriſchen Roman zu anticipiren, welcher künftigen Generationen überliefert werden wird. Die Nachwelt mag, wenn ſie Luſt hat, glauben, daß die Pariſer Spartaner waren und mit verzweifelter Tapferkeit außerhalb ihrer Mauern fochten. Ich, der ich zufällig ſelbſt ſehe, was vorgeht, weiß, daß nur die Linie und Mobilgarde wirklich kämpfen und daß die Pariſer keine Spartaner ſind. Daß General Trochu ihrer Eitelkeit ſchmeichelt und ihnen ſagt, ſie ſeien den Preußen in offenem Feldkampf ebenbürtig, das iſt ſeine Sache und Niemand kann von mir verlangen, daß ich ſeinem Beiſpiele folge.

Die Verkaufsbuden, welche zu dieſer Zeit des Jahres auf den Boulevards aufgeſchlagen zu werden pflegen, ſind auch diesmal da. Man kann darin Spielſachen und allerhand andere Neujahrsgeſchenke kaufen. Ein wolliges Schaaf iſt aber eine bittere Ironie und ein „vollſtändiger Bauernhof mit Vieh und Geflügel“ erinnert nur allzu peinlich an das, was man nicht in Holz, ſondern im Fleiſche ſehen möchte. Käufer ſind nur wenige zu ſehen. Ich ſah heute eine hübſche Kirche von Gyps mit wirklichen Glasfenſtern. Sie ſollte blos 6 Fr. koſten, aber man müßte geradezu den Verſtand verloren haben, wenn man unter den gegenwärtigen Umſtänden ſo etwas kaufen und nach Hauſe tragen wollte. Viele der Budeninhaber haben daher auch aus Verzweiflung das Spielwaarengeſchäft aufgegeben und bieten dagegen Shawls, Käppis und Haarſohlen feil.

So lange das Wetter nicht ſo furchtbar kalt war, ſah man ältere Herren, die nicht wußten, was ſie vor Langeweile beginnen ſollten, vom Morgen bis zum Abend am Ufer der Seine ſitzen und der edlen Beſchäftigung des Angelns obliegen. Ein Jeder von ihnen war ſtets von einer Zuſchauermenge umringt, die ſich für dieſen Sport lebhaft intereſſirte. Wenn ein Fiſch anbiß, ſo rief dies

eben ſo viel Aufregung hervor, als wenn in nördlicheren Breitengraden ein Wallfiſch harpunirt wird. Der Angler ſpielte etwa fünf Minuten lang damit und ſchleuderte dann, unter dem feierlichen Schweigen der Zuſchauer den koſtbaren Fang an's Land. Nun klopfte Alles den glücklichen Beſitzer auf den Rücken und rief: „Bravo!“ Da es jetzt mit dem Fiſchfang in der Seine nichts mehr iſt, ſo haben die Angler ſich in die Schleußen zurückgezogen, um hier ein neues Wild zu verfolgen, in Bezug auf welches das „Paris Journal“ ihnen folgende Anleitung giebt: „Man nehme eine lange Schnur und einen großen Haken, ſtecke ein Stück Talg daran und bewege die Ruthe langſam hin und her. Binnen wenigen Minuten wird eine Ratte herbeikommen und den Köder beſchnuppern. Es wird einige Zeit dauern, ehe ſie ſich entſchließt, anzubeißen, denn ſie iſt von Natur ſchlau und vorſichtig. Hat ſie den Biſſen verſchluckt, ſo laſſe man ihr fünf Minuten Zeit, darüber nachzudenken. Dann ziehe man feſt und ſtetig an. Sie wird krampfhafte Sprünge machen, aber man bleibe ruhig und laſſe ſich nicht zu gleicher Aufregung hinreißen. Wenn das Thier ſich auf dieſe Weiſe abgemattet hat, ziehe man es mit einem raſchen Ruck in die Höhe et voilà votre diner.“

29. December.

Alſo, von dem Plateau Avron haben wir uns zurückgezogen. „Unſere Artillerie,“ ſagt das „Journal Officiel“, „konnte es den Krupp'ſchen Kanonen nicht gleichthun und deshalb fand man es gerathen, ſie zurückzuziehen.“ Das Feuer, welches die Preußen während der letzten zwei Tage auf dieſe Poſition unterhielten, hat jedoch nicht viel Menſchenleben vernichtet. Man berechnet, daß jeder dadurch Getödtete den Preußen 24,000 Pfund Eiſen gekoſtet hat. Wir ſtellen noch immer Vermuthungen über die Gründe an, welche die Preußen bewogen haben, endlich zum Angriff überzugehen. Daß ſie uns von dieſem Plateau, welches viele ihrer Poſitionen beherrſcht, zu vertreiben wünſchten, iſt eine viel zu einfache Erklärung, als daß ſie günſtig aufgenommen werden könnte.

Die „Verité“ von heute Morgen meldet, eine Weih-

nachtsſitzung des Unterhauſes habe durch ein kriegeriſches Votum Mr. Gladſtone zum Rücktritt genöthigt und ſein Nachfolger werde „ein Miniſter des Krieges“ ſein. Wir ſind deshalb geneigt, zu glauben, daß die Preußen, hiervon unterrichtet, uns zu ſchrecken verſucht haben, damit wir uns ergeben, ehe Sir Benjamin Disraeli und Mylord J. Pabington uns zu Hülfe kommen. So intelligent und gewandt die Pariſer auch ſind, ſo fehlt es ihnen doch an geſundem Menſchenverſtand und ich bin überzeugt, wenn man fünfhundert von ihnen in einem Keſſel kochte, ſo würde man aus dem Dampfe von dieſer gewöhnlichen aber ſehr nützlichen Eigenſchaft nicht ſo viel extrahiren können, als in dem Schädel des dümmſten Londoner Ladenſchwengels vorhanden iſt.

Die Lebensfrage hinſichtlich der Nahrungsmittelvorräthe wird in den Journalen jetzt ſelten berührt. Dennoch wird die Regierung getadelt, daß ſie nicht größere Energie entwickelt, und die Abneigung gegen den unglücklichen Trochu wird immer ſtärker. Man macht ihn für Alles verantwortlich — die Kälte, den Mangel an Proviant, das Mißlingen der Ausfälle und die Niederlagen der Hülfsarmeen. Er thut mir leid, denn er will nur das Beſte, iſt aber hier und in ſolchen Zeiten nicht an ſeinem Platze und hat viele der Vorwürfe, die man ihm macht, auch wirklich verdient.

Mittlerweile zieht Niemand in Erwägung, was geſchehen ſoll, wenn unſere Lebensmittelvorräthe zu Ende ſind. Die Mitglieder der Regierung halten noch feſt an der Theorie, daß eine Capitulation ein Ding der Unmöglichkeit ſei. Je näher der verhängnißvolle Augenblick heranrückt, deſto weniger ſpricht man davon, gerade ſo wie der Menſch, wenn er alt wird, ſich ſcheut, vom Tode zu ſprechen. Die Franzoſen beſitzen weit mehr phyſiſchen als bürgerlichen Muth. Sie ſchließen vor dem, was ihnen unangenehm iſt, lieber die Augen, als daß ſie es zu beſeitigen ſuchten. Wenn unſere Regenten mit dem Unterhandeln warten, bis alle Vorräthe erſchöpft ſind, ſo werden ſie dann auf jede Bedingung eingehen müſſen und dabei noch obendrein die Urſache ſein, daß Viele hungern müſſen, ehe die Stadt wieder

verproviantirt werden kann. Man nennt dies hier erhaben. Ich nenne es Narrheit.

Wie bei einem Kranken, den die Aerzte aufgegeben haben, finden sich auch bei uns die Quacksalber mit ihren Wundermitteln ein. Die Ultra-Journale z. B. empfehlen, daß die Regierung in die Hände einer „Commune" gelegt werde. Die Ultra-Clubs verlangen, daß alle Generale und Obersten cassirt und andere an deren Stelle gewählt werden. Ein Club hat 1600 Fr. zu griechischem Feuer gesammelt; ein anderer Club schlägt vor, das Stadthaus in die Luft zu sprengen; ein dritter, eine weißgekleidete Deputation an den König von Preußen abzusenden und ihm die Präsidentschaft der Universalrepublik anzubieten; ein vierter — und dies betrifft auch mich — faßte gestern einen Beschluß, welcher die sofortige Verhaftung sämmtlicher englischen Correspondenten verlangt.

Mit bangen Ahnungen sehe ich dem Augenblick entgegen, wo ich kein Geld mehr haben werde, so daß ich vielleicht ganz dankbar dafür bin, wenn man mich auf öffentliche Kosten beherbergt und beköstigt. Mein Banquier hat Paris verlassen und sein Stellvertreter will mir nichts vorstrecken, obschon ich ihm übertriebene Zinsen biete. Was Freunde betrifft, so befinden sie sich alle in derselben Lage, da Niemand erwartete, daß die Belagerung so lange dauern werde. In meinem Hotel bezahle ich, wie ich wohl kaum zu sagen brauche, meine Rechnung nicht, aber in Hotels klingeln die Gäste, wenn sie etwas zu essen haben wollen, jetzt vergebens. Ich, ein armer Mann, schlafe auf Credit in einem üppigen Bett. Das Zimmer ist groß. Ich wollte, es wäre kleiner, denn das Feuerholz ist von frischgefällten Bäumen; man braucht eine Stunde Zeit, um die Scheite in Brand zu setzen und selbst dann glimmen sie blos und geben keine Hitze. Der Thermometer steht in meinem prachtvollen Zimmer mit seinen seidenen Vorhängen gewöhnlich auf dem Gefrierpunkt.

Was meine Kleidung betrifft, so bin ich in dieser Beziehung ganz herunter. Wenn ich einen Freund besuche, so betrachtet der Portier mich mit mißtrauischem Blick. Auf den Straßen verlangen die Bettler kein Almosen von mir, sondern schielen mich, wenn ich mich ihnen nähere, arg-

wöhnisch an, weil sie einen möglichen Concurrenten in mir vermuthen. Kürzlich hatte ich einige Zeitungen in der Hand; ein alter Herr nahm mir eine ab und bezahlte mich dafür. Ich hatte sie gelesen und steckte deshalb den Sou ein. Meine Garderobe ist so zusammengeschmolzen, daß ich wie jener Weise sagen kann: Omnia mea mecum porto. Ich war vor der Belagerung abwesend von Paris gewesen und mit nur wenig zurückgekommen. Es ist schwer, einen Schneider zu finden, der arbeiten will, und wenn er es auch wollte, so könnte ich ihm doch nicht meinen einzigen Anzug zum Ausbessern schicken, denn was sollte ich mittlerweile tragen? Mein Jaquet ist zerrissen und fadenscheinig, meine Beinkleider sind unten befranzt und bunt — wie Joseph's Rock. Was meine Wäsche betrifft, so will ich blos sagen, daß die Wäscherinnen die Arbeit eingestellt haben, denn sie haben kein Brennmaterial. Mein Hemd war, glaube ich, einmal weiß, gewiß aber weiß ich's nicht. Vor einigen Wochen kaufte ich mir ein Paar wohlfeile Stiefel. Diese sind jetzt meine Qual. Sie sind an verschiedenen Stellen geplatzt und ich trage ein Paar Gamaschen — purpurne, wie die eines hochgestellten Geistlichen, — um die Risse zu verdecken. Ich kaufte sie auf dem Boulevard und in derselben Bude auch noch ein hellblaues Taschentuch, welches ich spottbillig bekam; dieses trage ich jetzt um den Hals. Mein oberer Mensch gleicht dem eines Hundediebes, mein unterer dem eines Bischofs. Ueber meine Knöpfe ärgere ich mich noch zu Schanden. Als ich mehr als einen Anzug hatte, hielten diese Anhängsel unverbrüchlich fest, jetzt fallen sie ab wie die Federn eines sich mausernden Vogels. Ich muß mich mühsam mit Stecknadeln zusammenbauen und so oft ich etwas aus der Tasche holen will, dieselbe eben so mühsam zugänglich machen, auf die Gefahr hin, vor meinen eigenen Augen in Stücke zu fallen.

Was meine Kost betrifft, so habe ich mich selbst auf knappe Rationen gesetzt, um mit meinen Hülfsmitteln so weit als möglich zu reichen. Ich frühstücke und dinire in einem Restaurant zweiter Klasse. Katze, Hund, Ratte und Pferd sind als Neuigkeiten ganz gut, dennoch aber finde ich, nachdem ich sie längere Zeit genossen, daß sie sich mit meinem inneren Menschen nicht recht assimiliren. Pferdefleisch, sagen

die Aerzte, erhitzt das Blut, ich wünſchte nur, daß es das meinige erhitzte.

Wenn ich auf dieſe Weiſe meine Exiſtenz ſchildere, ſo ſchildere ich zugleich die vieler Anderer. Wer Mittel hat, befindet ſich, wenn dieſe Mittel nicht in Paris ſind, ganz in derſelben Lage wie Der, welcher keine hat.

Die Geſellſchaft in meinem Reſtaurant zweiter Klaſſe iſt gemiſcht. Viele ſind Stammgäſte und wir kennen alle einander. Theils ſind es Offiziere, welche ſich einfinden, ſo oft ſie Urlaub von draußen erhalten — muntere hübſche Männer, welche die Dinge philoſophiſch und handwerksmäßig nehmen. Sie benutzen ihre freie Zeit nach Kräften und amüſiren ſich, ohne viel an den morgenden Tag zu denken. Theils ſind es Geſchäftsleute, welche Käppis tragen, weil ſie zur Nationalgarde gehören. Dieſe ſind nicht bei ſo guter Laune. Ihr Vermögen ſchmilzt zuſammen und in ihren Herzen wären ſie, glaube ich, obſchon ſie immer noch rufen: „Wir ergeben uns nicht!“ froh, wenn Alles vorüber wäre. Sie ſprechen leiſe mit einander und ſtecken ein Stück von dem Zucker ein, den ſie zu ihrem Kaffee bekommen. Dann und wann tritt ein ehemaliger Dandy oder Stutzer ein. Ich ſehe, wie er ſich ängſtlich umſchaut, um ſich zu überzeugen, daß ihn kein anderer Dandy an einem ſo unfeinen Orte ſieht. Er ſetzt ſich für ſich allein und betrachtet uns mit hochmüthigem Blick, denn wir ſind für ihn und ſeines Gleichen viel zu ordinair.

Auch an Traviatas fehlt es in dem Reſtaurant zweiter Klaſſe nicht. Nur erſt geſtern ſaß neben mir eine, welche ich in früheren Zeiten oft in einer glänzenden Equipage fahren ſah. Ihre Seiden- und Atlaskleider, ihre Juwelen und ihre Equipagen ſind jetzt verſchwunden. Es giebt jetzt keine ruſſiſchen Fürſten mehr, keine Bojaren, keine Mylords, welche ihr die Mittel gewährten, ihrer Verſchwendungsſucht zu fröhnen. Sie verzehrte jetzt ihr Pferdefleiſch, als ob ſie ihr ganzes Leben lang „arm aber rechtſchaffen“ geweſen wäre, und während ich ihr zuſah, wie ſie das edle Roß mit einem Maß ordinairen Weins hinunterſpielte, vergegenwärtigte ich mir die Veränderung, welche dieſe Belagerung in den Umſtänden aller Klaſſen herbeiführt.

Die ſeltſamſten Stammgäſte dieſes Reſtaurants aber

ſind gewiſſe rüſtige, in mittlern Lebensjahren ſtehende Männer, welche der Meinung zu ſein ſcheinen, ihre Lebensaufgabe ſei, ihr Vaterland zu betrauern, aber ſonſt nichts weiter dafür zu thun. Sie treten ein, als ob ſie die Soldaten des Leonidas auf dem Wege nach Thermopylä wären; ſie ſetzen ſich, als wären ihre Stühle curuliſche Seſſel, ſie ſchielen Jeden an, der zu lächeln wagt, als ob er ſich eines Verbrechens ſchuldig machte, und ſie ſprechen mit einander im Tone düſterer Entſchloſſenheit. Wenn Jemand auf eine Capitulation hinzudeuten wagt, ſo hüpfen ſie auf ihren Stühlen empor und rufen: „On verra.“ Auf ihren Appetit ſcheint übrigens der Kummer bis jetzt noch keine ſtörende Einwirkung geäußert zu haben und ſo viel ich ermitteln kann, iſt es ihnen gelungen, ſich bis jetzt allen militäriſchen Dienſtleiſtungen zu entziehen. Dennoch kann kein Menſch unglücklicher ausſehen als ſie. Sie erinnern mich an den Erben beim Leichenbegängniß eines reichen Verwandten. Da ich gerade von Leichenbegängniſſen ſpreche, ſo fällt mir ein, daß die Journale verlangen, man ſolle den Leichenbeſtattern, eben ſo wie den Fleiſchern, einen feſten Tarif ſetzen. Sie verdienen bei der Belagerung zu viel und haben ihre Preiſe ſo über alle Maßen geſteigert, daß die Armen klagen, es werde ihnen ſelbſt das Sterben unmöglich gemacht.

Heute leſe ich in einem Journal einen Brief, der angeblich in der Taſche eines todten Deutſchen gefunden worden und von ſeinem Gretchen herrührt. „Wenn du vielleicht einen Juwelierladen plünderſt, ſchreibt dieſe praktiſche junge Dame, „ſo vergiß mich nicht, ſondern bringe mir ein Paar hübſche Ohrringe mit.“ Die Familie dieſes Kriegers ſcheint überhaupt geneigt zu ſein, das Gewiſſe für's Ungewiſſe zu nehmen, denn in den Briefe heißt es weiter, die Mutter des Adreſſaten habe ihm eine Jacke geſtrickt, dieſelbe aber, anſtatt ſie ihm zu ſchicken, ſelbſt angezogen. Gretchen wird nie ihre Ohrringe bekommen und die Mutter kann ihre Jacke nun tragen, ohne fürchten zu müſſen, ihren Sohn derſelben zu berauben, denn der arme Kerl liegt bei Le Bourget drei Fuß tief unter der Erde.“

30. December.

Die Geſchichte in Bezug auf eine Berathung, welche vor einigen Tagen ſtattfand, und bei welcher Trochu auf-

gefordert ward, zu reſigniren, iſt vollkommen wahr. Picard und Jules Favre ſagten, wenn er reſignirte, ſo würden ſie daſſelbe thun und die Discuſſion ſchloß damit, daß der General ſelbſt ſagte: „Ich fühle mich der Situation gewachſen und ich werde bleiben.“ Geſtern Abend bildeten ſich Gruppen, welche die Zurückziehung der Truppen von Mont Avron beſprachen. Es war jedoch ſo bitterlich kalt, daß dieſe Gruppen ſich bald wieder zerſtreuten. Heute Morgen ſchimpfen alle Journale auf Trochu. Alles, was er unternimmt, ſchlägt fehl. Von Militärs höre ich, daß er bei der Armee immer unbeliebter wird. Während der Mont Avron bombardirt ward, ſetzte er ſich muthig dem Feuer aus; anſtatt aber die Operationen zu überwachen, hielt er Reden. General Ducrot, der auch da war, und zwiſchen welchem und Trochu eine gewiſſe Kälte entſtanden iſt, erklärte, er ſei ſtets jedem Verſuche dieſe Poſition zu behaupten, entgegen geweſen. Vinoy's Benehmen war das eines Soldaten. Er war überall und feuerte ſeine Leute an.

Unbegreiflich iſt es mir, warum man, wenn man den Mont Avron halten wollte, denſelben nicht befeſtigte. Man mußte doch wiſſen, daß die Preußen ein concentriſches Feuer aus ſchwerem Belagerungsgeſchütz darauf richten konnten. Man hätte Caſematten und ſtarke Erdwerke anlegen können, aber es war nichts derart geſchehen. Ich war kürzlich oben und fragte einen Ingenieurofficier, warum man nicht angemeſſene Vorſichtsmaßregeln getroffen habe. Er zuckte aber blos die Achſeln. General Vinoy, der mit in der Krim war, ſagt, Alles, was die Franzoſen, Engländer und Ruſſen dort ausgeführt, ſei Kinderſpiel im Vergleich mit der preußiſchen Artillerie. Nach der Größe nicht geplatzter Bomben, die man aufgehoben, zu urtheilen, muß ihr Geſchütz von ungeheurem Kaliber ſein. Die Frage iſt jetzt, ob die Forts dagegen werden Stand halten können. Der folgende Bericht über die fragliche Affaire iſt der „Vérité“ entlehnt und bei weitem der beſte von allen, die mir zu Geſicht gekommen:

„Trotzdem, daß das Feuer des Preußen am 26. matter ward, waren ſie doch nicht unthätig. Durch die Härte des Bodens und den Nebel begünſtigt, hatten ſie in allen ihren Batterien von Villenomble bis Montfermeil ihre Geſchütze in Poſition gebracht. Der durch unſer wohlgezieltes Feuer von

Fort Nogent dem Park von Drancy zugefügte Schaden ward wieder gut gemacht. In die Tranchéen bei Villa Evrard, die wir den Tag zuvor occupirt, wurden Geſchütze gebracht und zwölf neue Batterien weittragender Kanonen demaskirt. Den ganzen 28. hindurch dauerte das Feuer fort und die Bomben ſchlugen dicht in unſere Batterien und in das Dorf Rosny ein. Das Dach des Bahnhofs ward zertrümmert und mehrere Mobilgarden wurden in der Hauptſtraße getödtet. Die Räumung der in eine Ambulanz verwandelten Kirche ward räthlich gefunden. Alles dies war jedoch nichts im Vergleich mit dem Feuer, welches während der Nacht losgelaſſen wurde. Das Plateau Avron ward buchſtäblich mit Bomben überſchwemmt, darunter welche von ungeheurer Größe. Dabei zielten die Preußen viel beſſer als früher, denn ihre Geſchoſſe explodirten faſt alle dicht in der Nähe der Tranchéen. Jeden Augenblick wurden die Räder eines Munitionswagens getroffen oder eins der Pferde getödtet. Mehrere Soldaten wurden in den Tranchéen verwundet, denn dieſe waren ſo ſeicht, daß ſie nur wenig Schutz gewährten. Zwei Bomben, die in einem und demſelben Augenblick platzten, tödteten einen Seeofficier und drei Mann an einer der Kanonen. Alle, die ſo unklug waren, das Plateau überſchreiten zu wollen, wurden niedergeſchmettert. Es war ein trauriges und furchtbares Schauſpiel, zu ſehen, wie dieſe Seeleute kaltblütig ihre Kanonen richteten, ohne ſich durch den feurigen Hagel ſtören zu laſſen, während ihre Officiere, die ſie ermuthigten jeden Augenblick fielen und ihre Umgebung mit ihrem Blut beſpritzten. Die Infanterie und die Mobilgardiſten waren auch ohne Schutz, denn der Theil des Plateaus, auf welchem ſie aufgeſtellt waren, ward ebenfalls von den preußiſchen Kanonen beſtrichen. Manche lachten, wenn ſie die Bomben über ihren Köpfen hinwegſauſen hörten und in ihrer Nähe platzen ſahen, Viele aber wichen erſchrocken zurück.

Die Nationalgarde ſtand auf den Höhen vor dem Dorfe Rosny und wurde ebenfalls von einigen Bomben erreicht. Ein Officier und ein Gardiſt vom 114. Bataillon wurden leicht verwundet. Die preußiſche Kanonade ward mit jeder Stunde heftiger. Auf unſerer Seite ward das Feuer matter und hörte endlich ganz auf. Eine Stafette brachte den Befehl, das Plateau zu räumen und die Artillerie zu retten.

Man verlor keine Zeit. Zum Glück ward in dieſem Augenblick das Feuer des Feindes ebenfalls matter und man traf eiligſt Anſtalten zum Rückzuge. Die Kanonen wurden von ihren Lafetten genommen, die Bagage auf die Karren und die Munition auf die Wagen geladen. Die Soldaten luden ſich ihre Torniſter auf, brachen die Zelte ab und ſchirrten die Pferde an. Alles dies geſchah nicht ohne Schwierigkeit, denn es mußte geräuſchlos und im Finſtern geſchehen, weil alle Feuer ausgelöſcht worden waren. General Trochu ertheilte zu Pferde ſitzend ſeine Befehle und erhielt jeden Augenblick Meldung von dem, was vorging. Trotz der Vorſtellungen ſeines Stabes weigerte er ſich, dieſen exponirten Punkt zu verlaſſen. „Nein, meine Herren," ſagte er, „ich werde nicht eher von hier weichen, als bis das letzte Geſchütz in Sicherheit iſt." Um zwei Uhr war Alles fertig und der lange Zug begann ſich in Bewegung zu ſetzen. Die Mitrailleuſen eröffneten denſelben, dann folgten die ſchweren Schiffskanonen, die Munitions- und Bagagewagen. Die Linientruppen, die Seeſoldaten und die Nationalgarde hatten Befehl, den Rückzug zu decken. Es war keine leichte Aufgabe, von dem Plateau nach Rosny hinunterzukommen. Der Froſt hatte die Straße buchſtäblich zu einer Eisbahn gemacht. Die Wagenführer gingen neben den Pferden her, hielten ſie kurz am Zügel und riſſen ſie, wenn ſie ſtolperten, wieder in die Höhe. Bis vier Uhr ging jedoch Alles gut. Der Marſch wurde langſam fortgeſetzt und die preußiſchen Batterien waren verhältnißmäßig ruhig. Ihre Bomben fielen noch dann und wann dahin, wo unſere Geſchütze geſtanden hatten. Das Knarren der Räder jedoch und der Mangel an jeder Kanonade von unſerer Seite erweckte endlich den Argwohn des Feindes und er richtete ſein Feuer nun auf das Fort Rosny und die von dem Plateau dahinführende Straße. Der Zug der Kanonen und Wagen paſſirte in dieſem Augenblick das Dorf und nur Karren mit Bagage waren noch auf dem Plateau. Anfangs fielen die Bomben weit ab, dann tödteten ſie einige Pferde, einige Führer wurden getroffen und es trat eine gewiſſe Verwirrung ein. Der Theil unſerer Marſchlinie, welcher ſich in Rosny befand, ſchwebte in drohender Gefahr. Zum Glück verloren unſere Anführer nicht den Kopf. Die Kanonen, deren

Pferde unverletzt waren, überholten die, welche Halt machen mußten. Einige ſchlugen ſich ſeitwärts in die Felder, die Mannſchaften ſchoben und Dank dieſen Anſtrengungen ward unſere Artillerie gerettet. Sobald als die Kanonen den dem Plateau gegenüberliegenden Hügel hinaufgeſchleppt waren, ſetzten ſich die Pferde in Galopp und blieben nicht eher ſtehen, als bis ſie aus dem Bereich des feindlichen Feuers waren. Es dauerte nun nicht lange, ſo waren die Kanonen in Vincennes und Montreuil in Sicherheit. Die Truppen hielten ſich gut. Sie legten ſich platt auf die Erde nieder, die Offiziere dagegen blieben ſtehen und rauchten ihre Cigarren, bis der letzte Wagen vorüber war. Der Tag war bereits angebrochen, als ſie Befehl erhielten, abzutreten. Die Nationalgarde kehrte nach Paris zurück und die Linie campirte nach kurzem Aufenthalte in Montreuil in den Baracken von St. Maur. Um acht Uhr war die Räumung des Plateaus vollſtändig, die preußiſchen Bomben fielen aber immer noch auf die verlaſſenen Häuſer und einige der zurückgelaſſenen Lafetten. Nun lenkte der Feind ſeine Aufmerkſamkeit auf die Forts Rosny und Noiſy, die ein furchtbares Bombardement auszuhalten hatten. Das Getöſe dieſer Kanonade war ſo laut, daß man es in der Mitte von Paris hören konnte. Um das Fort Noiſy herum ſchlugen die Geſchoſſe bis dritthalb Meter tief in den gefrorenen Boden und ſchleuderten Erdklumpen von dreißig Pfund Gewicht in die Höhe. In Romainville, in der Rue de Pantin, ward einem Tambour der Kopf weggeriſſen. Seine Kameraden begruben ihn an Ort und Stelle. Im Hofe des Fort Noiſy warfen drei Mann, welche das Ziſchen einer Bombe hörten, ſich auf die Erde nieder. Die Idee war keine glückliche, denn die Bombe fiel auf den in der Mitte liegenden und tödtete alle drei. Dies waren die einzigen Fälle dieſer Art, die ſich in dem Fort ereigneten. Um zehn Uhr hörten die Batterien des Feindes auf, dagegen zu ſpielen, und richteten nun ihre ganzen Anſtrengungen gegen das Fort Rosny. Die Bomben beſtrichen den offenen Hof, ſchlugen das Dach der Kaſerne ein und riſſen die Pfirſichbäume nieder, deren Früchte den Pariſern ſo theuer ſind. Von elf Uhr an war es unmöglich, die Straße nach Montreuil ſicher zu paſſiren. In dieſem Dorfe ſuchten die

wenigen noch zurückgebliebenen Personen Zuflucht in ihren Kellern. Um drei Uhr kam die Sonne heraus und ich ging die strategische Straße nach Noisy entlang. Ich begegnete mehreren Regimentern — Zuaven, Infanterie und Marinesoldaten — die von Noisy und Bondy kamen. Ich sah die Batterien des Feindes ganz deutlich. Die von der französischen Artillerie in Bondy begonnene Zerstörung ist von den Preußen vollständig gemacht worden. Mittelst dreier Batterien im Park von Ranch haben sie die Kirchhofmauer, hinter welcher eine Batterie postirt war, und ein Erdwerk zerstört. Was von der Kirche noch übrig geblieben, ist buchstäblich in Staub verwandelt worden. Mit Ausnahme von in dem Innern der Häuser versteckten Schildwachen sind alle unsere Truppen zurückgezogen worden. Einige Personen hatten sich aus Neugierde auf den Marktplatz begeben; ihre Neugierde wäre ihnen aber beinahe theuer zu stehen gekommen und sie mußten sich schleunigst wieder davonmachen. Um drei Uhr verdoppelte sich das feindliche Feuer; einige unserer Mobilgardisten wurden beim Ablösen getödtet und von dieser Stunde an wagte sich Niemand mehr auf die Straße. — 9 Uhr Abends. Der Mond ist aufgegangen und scheint hell. Der Boden ist mit Schnee bedeckt und es ist fast tageshell. Die preußischen Positionen sind deutlich zu sehen. Das Geschütz kann man nicht unterscheiden. Längs der ganzen Linie zwischen Villenomble nnd Gagny aber zucken feurige Zungen, auf welche lange Rauchsäulen folgen. Das Feuer auf Rosny nimmt an Heftigkeit zu, das Dorf Noisy wird bombardirt."

Vierzehntes Capitel.

Paris, 1. Januar 1871.

Unſere Forts halten immer noch, wie die Fluthbrecher vor einer Küſte, den Sturm zurück, den die Preußen gegen uns richten. Ich ging geſtern zu dem Thor von Vincennes hinaus, um zu ſehen, wie die Dinge ſtünden. In dem Walde von Vincennes ſahen wir Truppen aller Art und eine große Anzahl Kanonen. Es fanden die gewöhnlichen Auftritte des Lagerlebens ſtatt, obſchon infolge der Kälte Jeder düſter geſtimmt und niedergedrückt zu ſein ſchien. Ich geſtehe, müßte ich bei dieſer Witterung unter einem Zelte campiren und bekäme blos kaum glimmendes, grünes Holz, um mich zu wärmen, ſo würde ich nicht ganz ſo tapfer ſein, wie ich zu ſein wünſchen würde. Durch den Wald, der ſich immer raſcher in eine baumloſe Wüſte verwandelt, hindurch ging ich in der Richtung von Fontenay weiter. Da die preußiſchen Bomben jedoch ſehr dicht in das Dorf fielen, ſo führte ich eine ſtrategiſche Bewegung nach links aus und zog mich auf einem Querwege nach Montreuil zurück. In dieſem Dorfe ſtanden mehrere Regimenter. Es liegt gleich hinter Fort Rosny und in den obern Theil, nach dem Fort zu, fielen die preußiſchen Bomben.

Es iſt ſeltſam, wie wenig wirkliche Gefahr für Leib und Leben mit einem Bombardement verbunden iſt. Die Bomben machen, wenn ſie durch die Luft geflogen kommen, ein pfeifendes Geräuſch. So bald als man dieſes warnende Geräuſch hört, wirft ſich Jeder auf den Boden nieder. Die Bombe fliegt über ihn hinweg, ſchlägt in der Nähe etwa zwei Fuß tief in den harten Boden ein und platzt dann, wobei ſie große Erdwolken emporwirft wie eine kleine Mine.

Die Preußen demaskiren jeden Tag frische Batterien und rücken den Forts immer näher. Ihr Feuer erstreckt sich jetzt von Le Bourget bis zur Marne und reicht an einigen Punkten bis auf eine Viertelmeile an die Wälle heran.

Bondy ist jetzt wenig mehr als ein Trümmerhaufen. Was die Forts betrifft, so sagt man uns, daß ihnen, abgesehen davon, daß die Kasernen unhaltbar geworden sind, kein Schaden zugefügt worden ist. Wenn man dahinter steht und sieht, wie die Bomben hineinfallen, so kommen sie einem aber durchaus nicht vor wie Plätze, an welchen man sein möchte, wenn man nicht muß, und sie schienen gestern das Feuer des Feindes nur schwach zu erwiedern. Ich glaube, die Preußen verstehen ihr Geschäft und haben wirklich die Absicht, Fort Rosny gänzlich zu zerstören.

Ehe Sie diesen Brief bekommen, wird das Duell zwischen Erde und Eisen entschieden sein, und es wäre daher zwecklos, wenn ich Vermuthungen über das Resultat anstellen wollte. Wenn Rosny oder Nogent fallen, so steht dann dem Bombardement von Belleville kein Hinderniß mehr entgegen. Viele militärische Sachverständige glauben, dieses Bombardement sei nur das Vorspiel eines Angriffes auf den Mont Valérien. Gegen 3,500 Meter von diesem Fort befindet sich ein sehr anstößiges Plateau, La Bergerie genannt. Es ist etwas höher als das, auf welchem das Fort Valérien steht. Die Preußen haben dort, wie man weiß, Batterien errichtet und da das Fort Valérien von Granit erbaut ist, so wird, wenn es bombardirt wird, der Werth des Granits als Material zu Festungswerken auf die Probe gestellt werden.

Seitdem die Preußen ihr Feuer eröffnet, haben zahlreiche Kriegsrathssitzungen stattgefunden und sind noch zahlreichere Proclamationen erlassen worden. General Trochu fordert die Stadt auf, ruhig zu sein und nicht zu glauben, daß Meinungsverschiedenheiten zwischen den Mitgliedern der Regierung bestehen. General Clement Thomas hat eine Adresse an die Nationalgarden erlassen, worin er ihnen sagt, daß das Land im Begriff stehe, große Opfer von ihnen zu verlangen. „Toujours des proclamations et rien que cela," sagt das Volk, welches dieses Unsinns endlich müde

wird. Gestern fand wieder eine große Berathung aller Generale und Commandanten statt. General Trochu, sagt man, war zu Gunsten eines Versuchs, die preußischen Linien zu durchbrechen, die Majorität dagegen erklärte sich zu Gunsten einer Anzahl kleiner Ausfälle. Was geschehen wird, scheint Niemand zu wissen und ich bezweifle, daß unsere Regenten selbst einen sehr bestimmten Begriff davon haben. Es hängt so sehr vom Zufall ab, ob der Mensch von der Nachwelt als Weiser oder als Narr betrachtet wird, daß es keineswegs leicht ist, zu sagen, wie ihr Urtheil über General Trochu lauten wird. Wenn er einfach gewünscht hat, die Preußen von Paris ab- und im Innern der Stadt die Ordnung so lange aufrecht zu halten, bis die Lebensmittelvorräthe erschöpft sind, so ist ihm dies gelungen; hat er dagegen gewünscht, den Feind zu zwingen, die Belagerung aufzuheben, so hat er eine Niederlage erlitten.

Seit den letzten achtzehn Tagen ist keine Brieftaube angekommen und die Sehnsucht nach Neuigkeiten von außen ist sehr stark. Vor einigen Tagen erzählte man, ein Bote habe sich mit der Nachricht von einem französischen Siege durch die preußischen Linien geschlichen. Den nächstfolgenden Tag hieß es, ein schwer verwundeter sächsischer Offizier habe mit seinem letzten Athemzuge seinem Arzt anvertraut, Prinz Friedrich Karl sei geschlagen worden. Gestern sagte Jules Favre dem Maire, es gehe das Gerücht, daß General Chanzy einen Sieg erfochten habe. Alles kommt jetzt darauf an, was Chanzy macht; so viel wir aber wissen, kann er schon seit einer Woche aufgehört haben, zu existiren.

Nach einer soeben stattgehabten Zählung der Bevölkerung innerhalb der Linien stellt sich diese Zahl, mit Ausschluß der Linientruppen, der Mobilgarde und der Seeleute, auf 2,000,500. Bis jetzt ist noch kein Versuch gemacht worden, das Brod zu rationiren, doch soll es von nun an mit Hafer und Reis gemischt werden. Der Maire unseres Quartiers sagt, daß in diesem Arrondissement — dem reichsten in Paris — ganz gewiß noch auf zwei Monate Nahrungsmittel vorhanden seien. Sollten sehr gute Nachrichten aus der Provinz eintreffen und sich herausstellen, daß, wenn wir noch zwei Monate aushalten, die Nothwendigkeit einer Capitulation vermieden werden würde, so glaube ich, wir würden

uns noch halten bis Ende Februar, selbst wenn wir die Sohlen unserer Stiefel essen sollten. Kommen dagegen schlimme Nachrichten, so werden wir nicht zu diesem Nahrungsmittel greifen, sondern uns, wenn wir blos noch Brod haben, ergeben und uns mit dem Gedanken trösten, daß, wenn nichts Anderes, doch wenigstens die Ehre gerettet sei. Louis Blanc veröffentlicht heute einen Brief an Victor Hugo, worin er den Parisern sagt, daß sie, wenn sie auch capituliren, doch dabei nichts gewinnen werden, denn die Preußen werden ihnen weder erlauben, Paris zu verlassen, noch wenn der Krieg fortdauert, die Verproviantirung gestatten.

Spuren von bevorstehenden Unruhen zeigen sich bis jetzt noch nicht und sollten dergleichen doch vorkommen, so ist die Schwäche der Regierung daran schuld, denn an ausreichenden Mitteln, sie zu unterdrücken, fehlt es ihr nicht. Die pariser Presse beschwört fortwährend die Arbeiter, nicht einander oder ihren Nachbarn die Kehlen abzuschneiden und lobt sie, daß sie es noch nicht gethan haben. Diese Art Lob kommt mir fast vor wie eine Beleidigung. Ich sehe keinen Grund, weshalb die Arbeiter für weniger patriotisch gehalten werden sollen als Andere. Daß sie mit Trochu nicht zufrieden sind und daß sie andere politische und sociale Meinungen hegen als die Bourgeosie, ist sehr möglich. Meinungen aber sind frei und bis jetzt haben diese Leute bewiesen, daß sie den Ausdruck der ihrigen den Forderungen der Nationalvertheidigung unterzuordnen bereit sind. Ich bewege mich häufig unter ihnen und während viele ein allgemeines Rationirungssystem wünschen, weil sie glauben, daß dann die Proviantvorräthe länger reichen werden, so ist es doch durchaus nicht ihre Absicht, zu plündern oder einen Conflict mit der Regierung herbeizuführen. Ich betrachte sie in Bezug auf die Eigenschaften, welche einen guten Bürger machen, als unendlich hoch über den Journalisten stehend, welche ihnen Moral predigen, aber weit besser thun würden, wenn sie die Muskete auf die Schulter nähmen und sich in Reih und Glied stellten, anstatt mit Schimpfereien auf die Preußen und mit dem Herausstreichen ihres eigenen angeblichen Heldenmuthes Papier zu verschwenden.

Als Soldaten haben die Arbeiter blos den Fehler, daß

sie von keiner Disziplin etwas wissen wollen, dies ist aber nicht sowohl ihr Fehler, als vielmehr der der Regierung. Sich mit einem dieser Leute zu unterhalten, nachdem man den Leitartikel eines Journals gelesen, ist ein wahrer Genuß. Ein französischer Journalist drapirt sich in seine Toga, stellt sich auf ein Piedestal und ergeht sich in bedeutungslosen, hochtrabenden Redensarten. Ein französischer Arbeiter ist vielleicht allzu sehr geneigt, jeden andern Menschen als sich selbst und irgend einen besonderen Abgott, der er sich erkoren, als einen Narren zu betrachten; dennoch aber fehlt es ihm keineswegs an der Fähigkeit, sich einen richtigen praktischen Begriff von seinen eigenen Interessen sowohl als von denen seines Landes zu machen.

Seit Beginn der Belagerung sind neunundvierzig neue Journale erschienen. Viele davon haben schon wieder aufgehört zu existiren, alte und neue zusammengerechnet müssen aber wenigstens sechzig täglich erscheinen. Wo sie alle das Papier hernehmen, ist mir ein Räthsel. Einige davon sind auf so dickes gedruckt, daß dieses wahrscheinlich von Haus aus zum Verpacken von Zucker und dergleichen bestimmt gewesen ist. Die Journale, welche sich früher am stärksten zu Gunsten des Kaiserreiches aussprachen, thun jetzt dasselbe zu Gunsten der Republik. Redacteure und Schriftsteller, die noch vor wenigen Monaten keinen höheren Wunsch kannten, als eine Einladung in die Tuilerien oder ins Palais Royal zu erhalten, oder durch die niedrigsten Schmeicheleien den Orden der Ehrenlegion zu erwerben, sind jetzt vollkommene Catos geworden und schimpfen auf Hof und Höflinge, Bonapartisten und Orleanisten. Den Krieg betrachten sie als das ruchloseste Verbrechen und scheinen ganz vergessen zu haben, daß sie im letztvergangenen Juli den Beginn des Siegeszuges nach Berlin mit Freudengeschrei begrüßten.

2. Januar.

Gestern Abend gab es, trotz der Kälte, auf den Boulevards Gruppen, welche „à bas Trochu!“ riefen. Wie man sagt, soll künftig keine militärische Operation stattfinden, bevor sie durch einen aus Generalen und Admiralen zusammengesetzten Kriegsrath discutirt worden. Da der Augen-

blick, wo wir, wenn nicht Hülfe kommt, capituliren müssen, immer näher rückt, so sucht jeder die Verantwortlichkeit von sich abzuwälzen. Es ist dies die Folge des Sündenbocksystems, welches so lange in Frankreich vorherrschend gewesen ist.

Die Commandanten draußen erlassen belobende Adressen an die Nationalgarden, die unter ihren Befehlen gestanden haben. Die „Verité“ thut in Bezug hierauf folgende Fragen: „Warum werden Bataillone, die von General Thomas, ihrem unmittelbaren Vorgesetzten, chronischer Trunkenheit beschuldigt werden, von wirklichen Militärs auf solche Weise gerühmt? Warum erklären ausgezeichnete Generale, wenn sie nicht durch Umstände gezwungen werden, es für eine Heldenthat, vier oder fünf kalte Nächte in den Tranchéen zugebracht zu haben? Warum giebt man so widersprechenden Tagesbefehlen so große Publicität?“

Das „Journal Officiel“ enthält eine lange Adresse an die Pariser. Außer der Angabe, daß seit dem 14. v. M. keine Nachrichten eingegangen sind, findet man aber in diesem Document weiter nichts als leere Worte. Zwischen den Zeilen kann man allerdings vielleicht den Wunsch lesen, der Bevölkerung die furchtbaren Wirklichkeiten der Situation vor Augen zu halten.

Die Todesfälle in der vergangenen Woche belaufen sich auf 3280, also 552 mehr als in der vorigen. Wie man mir sagt, sind dabei Die, welche in den öffentlichen Spitälern sterben, noch gar nicht mitgerechnet.

Draußen nichts Neues. Das Bombardement der östlichen Forts dauert noch an, jedoch mit Unterbrechungen. Dann und wann hört es beinahe auf, dann bricht es mit neuer Wuth wieder los. Die Rationen werden in einigen Arrondissements immer kleiner und niedlicher. Im 18. (Montmartre) erhalten die Bewohner blos für zwei Sous Pferdefleisch täglich. Die Rationen sind in jedem Arrondissement verschieden, denn der Maire eines jeden sucht so viel zusammenzubringen als er nur kann, und der eine hat dabei mehr Glück als der andere. Diese Verschiedenheiten geben Anlaß zu großer Unzufriedenheit. Heute scheint man der Ansicht zu sein, daß Trochu, wenn er Unruhen vorbeugen will, sehr bald einen Ausfall machen muß.

Digitized by Google

Der „Gaulois“ sagt:

„Wie traurig ist unser Neujahrstag gewesen! Unter uns können wir dies gestehen, obschon wir es muthig wie vernünftige Menschen ertragen haben, die entschlossen sind, dem Unglück die Spitze zu bieten und dem Elend ins Gesicht zu lachen. Es ist hart, daß wir nicht am Morgen unsere Lieben beschenken, sie umarmen und zu ihnen sagen konnten: „Das Jahr, welches vergangen, hatte seine Freuden und Leiden, seinen Sonnenschein und seinen Schatten — aber was thut das? Wir haben ja Alles mit einander getheilt. Das Jahr, welches beginnt, kann ebenfalls keine Leiden bringen, die wir, wenn wir vereint bleiben, nicht im Stande wären, zu ertragen?“ Die Meisten von uns haben heute allein und einsam gefrühstückt und einige qualmende Holzscheite sind unsere einzigen Gefährten gewesen. Es giebt Kümmernisse, über welche keine Philosophie trösten kann. An andern Tagen vergißt man sie vielleicht, am Neujahrstage aber macht sich unsere Vereinsamung doppelt fühlbar und wir können nicht umhin, traurig und schweigsam zu sein. „Wo sind sie jetzt? Was machen sie?“ denkt Jeder im Stillen. Die Gedanken des Vaters sind bei seinen Kindern; er sieht sie im Geiste mit ihren rosigen Gesichtern und ihre Mutter, die sie ankleidet. Wie ermüdend müssen die langen Tage auch für sie, die von ihrem Gatten getrennte, sein! Voriges Jahr hatte sie ihren Kleinsten eine Fabel auswendig lernen lassen und brachte den zitternden Knaben, damit er das Gedicht seinem Vater vordeclamirte. Auch sie zittert eben so wie der Kleine. Sie folgt ihm mit ihren Blicken, sie flüstert ihm das fehlende Wort zu, wenn er stockt, aber so leise, daß er es ihr von den Lippen abliest und der Vater nichts hört. Seit vierzehn Tagen hat sie den Knaben alle Abende auf den Schoos genommen und gesagt: „Nun, sag Deine Fabel her.“ Sie hat ihm Vers für Vers mit Engelsgeduld eingelernt und seinen Fleiß durch Bonbons belohnt und angespornt. „Er kann seine Fabel nun bald,“ hat sie hundertmal zu ihrem Gatten gesagt. „Wirklich?“ antwortete er mit zweifelnder Miene. Er interessirte sich dafür eben so lebhaft wie seine Gattin und schien blos ihre Mittheilung zu bezweifeln, um ihren Triumph dann um so größer zu machen. Er wußte, daß der Kleine am Neujahrsmorgen die Fabel können würde.

Digitized by Google

Ihr preußiſchen Bettler, Ihr preußiſchen Schurken, Ihr Banditen, Ihr Vandalen, Ihr habt uns Alles genommen. Ihr habt uns ruinirt, Ihr nehmt uns den letzten Biſſen Brod, Ihr bombardirt uns und wir haben das Recht, Euch mit einem königlichen Haſſe zu haſſen. Eure Raub- und Mordthaten hätten wir Euch vielleicht dereinſt vergeſſen; wir hätten Euch vielleicht vergeben, daß Ihr unſere Städte verwüſtet, daß Ihr uns auf ſchändliche Weiſe verrathen habt. Das franzöſiſche Volk iſt ſo leichtherzig und gut, daß wir mit der Zeit unſern Groll vielleicht vergeſſen hätten. Was wir Euch aber niemals vergeſſen werden, iſt dieſer Neujahrstag, den wir ohne Nachricht von unſeren Familien haben verleben müſſen. Ihr habt wenigſtens Briefe von Euren Gretchens gehabt, ohne Zweifel ganz erſtaunliche Briefe, in welchen ſich das Melancholiſche mit blauen Augen miſcht und die einen in ſeiner Art einzigen literariſchen Salat repräſentiren, der aus Sauerkraut, Zephyrwolle, Vergißmeinnicht, Plünderung, Bombardement, reiner Liebe und Metaphyſik zuſammengeſetzt iſt. Ihr habt, was Euch gefällt. Eure häßlichen Geſichter empfangen Küſſe durch die Poſt. Ihr tödtet aber unſere Brieftauben, Ihr fangt unſere Briefe auf, Ihr ſchießt auf unſere Ballons und Ihr ſchmunzelt in Eurer plumpen deutſchen Weiſe, wenn Ihr Euch eines unſerer Briefbeutel bemächtigt, welche Denen, die wir lieben, unſere Wünſche, unſere Hoffnungen, unſere Erinnerungen und unſere Herzen bringen. Es iſt eine luſtige Poſſe, nicht wahr? Ihr bildet Euch abgeſchmackter Weiſe ein, das einzige Volk in der Welt zu ſein, welches zu lieben verſtehe und bei welchem man das ächte Familienleben antreffe. An dem Haß aber, den wir für alle Zeiten gegen Euch hegen werden, ſollt Ihr ſehen, daß auch wir zu lieben wiſſen — unſere Zeit wird kommen — deſſen ſeid verſichert. Mit dem 1. Januar 1871 beginnt eine furchtbare Aera blutiger Rache. Arme Philoſophen des Weltfriedens! Nun, ſeht Ihr den Werth Eurer hochtrabenden Phraſen und Eurer Humanitätsträume! Vergebens bildet Ihr Euch ein, die Welt ſtehe ſchon im Begriff, in eine Periode ewigen Friedens und Fortſchrittes einzutreten. Einen ſchönen Fortſchritt in der That hat das Jahr 1870 uns gebracht! Ihr hattet vergeſſen, die Exiſtenz dieſer Hunnen in Anſchlag zu

bringen. Wir sind wieder mitten in das Elend des 13. und 14. Jahrhunderts zurückversetzt. Die Erinnerung an den heutigen Tag wird den Herzen unserer Kinder eingegraben bleiben. „Es war das Jahr," werden sie sagen, „wo wir keine Geschenke bekamen und wo wir unsern Vater nicht küßten. Daran waren die Preußen schuld und sie sollen dafür bezahlen!" Wir wollen hoffen, daß die Bezahlung noch heute beginne. Sollten wir aber noch weiter besiegt werden, so wollen wir unsern Kindern die Erinnerung an das uns widerfahrene Unrecht hinterlassen und sie mögen es rächen."

Der nachstehende Artikel ist der „Verité" entlehnt:

„Welche Leiden wären unserm unglücklichen Lande erspart worden, wenn man ihm nur die Wahrheit gesagt hätte. Hätte Jemand den Muth gehabt, uns zu sagen, wie es eigentlich mit unsern Hülfsquellen stand, als Gramont seine berüchtigte Erklärung auf der Tribüne gab, so hätte der Krieg nicht stattgefunden. Am 4. September waren viele Mitglieder der neuen Regierung in keiner Täuschung befangen, da es aber, um populair zu sein, für sie nothwendig war, zu sagen, wir wären stark, so zögerten sie nicht, zu verkünden, die Republik werde Frankreich retten. Auch heute ist die Situation noch dieselbe. Auf die Versicherungen ihrer Regenten hin glaubt die Bevölkerung von Paris, der endliche Sieg sei gewiß und unser Lebensmittelvorrath unerschöpflich. Man hat keinen Begriff davon, daß wir, wenn uns Niemand zu Hülfe kommt, endlich erliegen müssen. Welch' eine Ueberraschung und vielleicht welch eine Katastrophe wird es sein, wenn das Volk erfährt, daß kein Brod und auch keine Aussicht auf Sieg mehr vorhanden ist. Es wird sich beklagen, daß es hintergangen worden, und es wird Recht haben. Es wird „Verrath!" schreien und sich rächen wollen. Kann man es ihm verdenken? Wenn die Regierung sich vertheidigt, welche Zukunft erwartet uns dann! Und vertheidigt sie sich nicht, was werden wir dann noch durchzumachen haben, ehe wir in die Hände der Preußen fallen. Die Republik hat eben so wie das Kaiserreich die Lüge zum herrschenden Regierungssystem gemacht. Die Presse hat denselben Weg eingeschlagen. Große Anstrengungen werden gemacht, um die einträchtige, vertrauens-

Digitized by Google

volle Gesinnung zu erschüttern, welcher wir es verdanken, daß Paris nach einer hunderttägigen Belagerung immer noch Widerstand leistet. Der Feind gesellt jetzt das Bombardement unserer Vorposten und unserer Forts zu den anderen Einschüchterungsmitteln, wodurch er versucht hat, die Vertheidigung lahm zu legen. Freilich sagt man, die Mitglieder der Regierung seien getheilt in ihren Ansichten hinsichtlich der großen Interessen, deren Leitung ihnen anvertraut ist. Die Armee hat schwer gelitten und bedarf einer kurzen Ruhe, die ihr aber der Feind durch sein Bombardement streitig macht. Sie rüstet sich jetzt mit Hülfe der Nationalgarde wieder zum Kampfe und wir werden Alle unsere Pflicht thun. Wir sind Alle eins im Angesicht der Gefahren des Landes und in der Hoffnung auf seine Befreiung."

Die „Patrie" vom 2. Januar sagt:

„Vielleicht ist Bourbaki nun mit General von Werder zusammengetroffen. Wenn er siegt, so ist die Straße nach Paris durch das Seinethal ihm offen, eben so wie die Straße nach Süddeutschland über Besançon und Belfort und die Brücke von Basel, deren Neutralität wir eben so wenig zu respectiren brauchen als die Belgiens, seitdem Europa dem Grafen Bismarck gestattet hat, die Neutralität Luxemburg's zu verletzen. Ha! wenn Bourbaki ein Torstenson, ein Wrangel oder ein Turenne wäre — vielleicht ist er es — welch einen großartigen Feldzug könnten wir dann in wenigen Wochen an der Donau, am Lech und an der Saar haben!"

Die „Liberté" vom 2. Januar sagt:

„Man organisirt eine große Kundgebung gegen die Regierung. Der Zweck ist, letztere durch das Collegium der Maires von Paris und ihrer Adjuncten zu ersetzen. Diese Kundgebung wird, wenn sie wirklich erfolgt, nicht weitergehen als die Boulevards. General Trochu fürchtet sich vor dem Maire Mottu nicht, aber er muß einsehen, daß der Augenblick zum Handeln da ist. Seine Proclamation hat die Befürchtungen von Paris nur unvollkommen beantwortet. Eine Capitulation würde nur möglich sein, wenn Kälte, Hunger und Bombardement ferneren Widerstand unmöglich gemacht haben. So denkt das Volk und

Trochu ſollte nicht immer noch mehr Proclamationen erlaſſen, ſondern handeln.“

4. Januar.

Man ſagt, obſchon ich nicht weiß, ob es wahr iſt, daß durchſchnittlich ſtets 5000 Familien ſich in bedrängten Verhältniſſen befinden, weil ihre Häupter beim Whiſt ihre Trümpfe nicht eher ausſpielen, als bis es zu ſpät iſt, ſie wirkſam zu verwenden. Wenn Trochu wirklich der Meinung war, er habe Trümpfe in der Hand, die ihn in den Stand ſetzten, das Spiel, welches er gegen die Preußen ſpielt, zu gewinnen, ſo hat er ſie doch ſo lange zurückgehalten, daß ſie nun werthlos geworden ſind. Wenn er vor einem Monat, wo er doch der Stärkere war, nicht durch die preußiſchen Linien brechen konnte, ſo wird er jetzt noch viel weniger im Stande ſein, es zu thun. Jetzt ſind die Preußen ſtärker und er iſt ſchwächer, denn die Unthätigkeit der letztvergangenen Wochen und die Räumung des Avron wären hinreichend geweſen, den Eifer ſelbſt viel älterer Truppen zu dämpfen, als welche er unter ſeinem Commando hat. Die Unbeliebtheit dieſes vortrefflichen aber eiteln Mannes ſteigert ſich mit jedem Tage und er hat jedenfalls ſchon oft bereut, eine ſo ſchwere Verantwortlichkeit auf ſich genommen zu haben. „Handeln, raſches Handeln!“ ſchreien die Journale, aber die Generale wiſſen wohl, was geſchen würde, wenn ſie dieſem Rufe folgten. Die Situation läßt ſich überhaupt in wenigen Worten zuſammenfaſſen. Die Generale haben kein Vertrauen zu ihren Truppen und die Truppen haben keins zu ihren Generalen.

Man gehe nur hinaus vor die Wälle und ſpreche mit den Offizieren und Soldaten, welche den wirklichen Kampf beſorgen, die am Tage den Bomben ausweichen und des Nachts in ihren Zelten halb erfrieren müſſen. Sie werden ſagen, daß ſie bereit ſind, ihre Pflicht zu thun, aber dennoch an dem endlichen Erfolge verzweifeln. Man komme in die Stadt und ſpreche mit einem Helden, der nie über die Wälle hinausgekommen iſt — Cato von Utica iſt ein Narr gegen ihn, Palafox von Saragoſſa ein elender Feigling. Seitdem die Forts bombardirt werden, bildet unſer Held ſich

ein, daß er unter dem Feuer des Feindes esse, trinke und schlafe: „Die menschliche Natur ist ein närrisches Ding," sagt Richard Swiveller, und ganz vorzüglich gilt dies von der französischen Natur. Jenen wirklichen Bürgermuth und Geist der Selbstverleugnung, welchen die Pariser dadurch gezeigt, daß sie lieber Drangsalen aller Art ertragen, als in die Zerstückelung ihres Landes gewilligt haben, betrachten sie als keinen Anspruch auf Achtung. Was nicht auf die Phantasie einwirkt, hat in ihren Augen keinen Werth. Die Uniform macht nicht den Soldaten und obschon sie fast Alle Uniform tragen, so sind sie doch weit schlechtere Soldaten als die Bauernburschen, die man zur Mobilgarde ausgehoben hat. Wollte man ihnen dies aber sagen, so würden sie darüber sehr entrüstet sein. Militärischer Ruhm ist ihre Passion und es ist eine sehr unglückliche. Die Bewunderung kriegerischen Pompes macht eben so wenig einen Krieger, als die Bewunderung eines Gedichts einen Dichter macht. Der Pariser ist nicht geradezu ein Feigling, seine Individualität ist aber so stark entwickelt, daß er sie nicht gern der Gefahr aussetzt, durch eine zufällige Kugel vernichtet zu werden. Sterben, während Tausende zusehen, ist etwas ganz Anderes, als in Verborgenheit und ohne Zeugen sterben. Der französische Muth ist nicht derselbe, wie der vieler Zweige der großen angelsächsischen Familie. Der Angelsachse besitzt einen angeborenen, hartnäckigen Muth, der ihm keinen Tag und keine Stunde untreu wird. Der des Franzosen hängt mehr von äußeren Umständen ab. Er muß Vertrauen zu seinem Anführer haben, er muß durch Erfolg angefeuert und mit einem Gemisch von Strenge und kluger Schmeichelei behandelt werden. Man gebe ihm einen Säbel und lasse ihn umhergaloppiren wie ein Kunstreiter und er wird, so bald eine genügende Anzahl Zuschauer zur Stelle ist, Wunder thun; in obscurer Weise aber für irgend etwas oder irgend Jemanden sterben, davon mag er nichts wissen.

Trochu hat nicht verstanden, den Enthusiasmus seiner Untergebenen zu wecken. Er erläßt viele Proclamationen, aber sie schlagen nicht die rechte Saite an. Anstatt die Disziplin durch kluge Strenge aufrecht zu erhalten, bemüht er sich, dies dadurch zu thun, daß er Vorlesungen hält wie ein Schulmeister. Uebrigens sind auch seit Beginn der

Belagerung alle ſeine Offenſivbewegungen erfolglos geweſen. Ich bin nicht Militär, obſchon ich aber die Gründe gegen einen Ausfall en masse verſtehe, ſo erſcheint es mir doch ſonderbar, daß die Preußen nicht häufiger durch Angriffe beunruhigt werden, die ſie wenigſtens zu vielen ermüdenden Märſchen um den äußeren Cirkel herum nöthigen und abhalten würden, Truppen zu anderweiten Dienſt zu detachiren.

Es vergeht keine Stunde, ohne daß ein neues Gerücht in Bezug auf die Armeen der Provinzen in Umlauf geſetzt würde. Ein Brief, welcher Mr. Odo Ruſſell, dem engliſchen Unterſtaatsſecretair und Correſpondenten der „Times“, zugeſchrieben wird und worin es heißt, General Chanzy ſpiele mit dem Prinzen Friedrich Carl wie die Katze mit der Maus, iſt von Jemandem geleſen worden und heute Morgen jubiliren alle Journale darüber. Eine Nummer des „Moniteur de Verſailles“ vom 1. Januar, welche, ich weiß nicht wie, zu uns hereingelangt iſt, erwähnt allerdings nichts über den Prinzen Friedrich Carl, gerade dies aber betrachten wir als einen Beweis, daß er eine Niederlage erlitten hat. Ferner hat Jemand in der Seine eine Flaſche mit einem Briefe darin gefunden und dieſer Brief ſpricht ebenfalls von einem großen franzöſiſchen Siege. Mr. Waſhburne hat die engliſchen Blätter bis zum 22. December, hält ſie aber ſtreng geheim und läßt Niemand einen Blick hineinthun, ſeitdem unſer würdiger Freund Otto von Bismarck ihm einen Auszug aus einem meiner Briefe überſendet, in welchem ich auf den Inhalt einiger uns zugegangenen Zeitungsblätter hingedeutet hatte. Mr. Waſhburne kann ſich demzufolge vor hinterliſtigen Fragen kaum retten. Sogar ſein Mienenſpiel wird beobachtet und beſprochen. „Wir ſahen ihn heute,“ heißt es in dem Abendjournal, welches ich ſo eben gekauft habe. „Er lächelte! Das iſt ein gutes Zeichen! Unſer Sieg muß ein großartiger geweſen ſein, wenn ſelbſt John Bull genöthigt iſt, es einzugeſtehen.“ Ein anderes Blatt fragt ihn, ob er es in Erwägung der Umſtände nicht für ſeine Pflicht halte, ſein dem Grafen Bismarck gegebenes Verſprechen nicht weiter zu beachten, ſondern ſeine Zeitungen der Regierung mitzutheilen. „Auf dieſe Weiſe“, meint dieſer Verſucher, „würde die Schuld abgezahlt, welche Amerika an

Frankreich abzutragen hat, weil es ihm während seiner Revolution Beistand geleistet. „Wir gaben Euch Lafayette und Rochambeau und verlangen dafür weiter nichts, als ein einziges Exemplar von einer englischen Zeitung.“

Der Mangel an Neuigkeiten lastet schwerer auf der Bevölkerung, als die Kälte oder der Mangel an Lebensmitteln. Jeden Tag und den ganzen Tag stehen dichte Gruppen auf den höher gelegenen Punkten der Stadt und lugen durch Ferngläser in der abenteuerlichen Hoffnung, die Ankunft Chanzy's zu sehen, von dem man erwartet, daß er plötzlich wie ein Romanheld auf einem prächtig aufgezäumten Rosse mit Faidherbe an seiner Seite angesprengt kommen wird. Viele behaupten, durch das Getöse der Kanonen unserer Forts und der preußischen Batterien hindurch das Echo entfernter Artillerie zu hören, und stürzen fort, um ihren Freunden zu verkünden, daß die Hülfsarmee den Belagerern in den Rücken gefallen ist. Mittlerweile hat das Bombardement der Forts und Dörfer auf der Ostseite der Stadt seinen Fortgang in der systematischen Weise, welche den Deutschen eigenthümlich ist. Jede Minute wird eine bestimmte Anzahl Bomben abgefeuert und zu gewissen Stunden des Tages treten lange Pausen ein. Was in den Forts geschieht, wird natürlich sehr geheim gehalten. Die officiellen Bulletins sagen, wesentliche Beschädigungen seien noch nicht vorgekommen. Was die umliegenden Dörfer betrifft, so werden sie, glaube ich, blos bombardirt, um sie unhaltbar zu machen.

Die Regierung scheint jetzt eben so sehr zu wünschen, noch einige Personen zu finden, welche die Verantwortlichkeit mit ihr theilen, als sie früher jeder Theilung der Macht abgeneigt war. Die Maires der Stadt sollen sich mit ihren Adjuncten oder Stellvertretern einmal wöchentlich im Stadthause einfinden, um ihre Ansichten in Bezug auf Municipalangelegenheiten auszusprechen, und einmal wöchentlich im Ministerium des Innern, um die politische Lage zu erörtern. Da es zwanzig Maires und vierzig Adjuncten giebt, so sind sie, wenn sie alle beisammen sind, zahlreich genug, um eine Art Parlament zu bilden.

Die so überaus wichtige Lebensmittelfrage befindet sich noch in statu quo. In halb officiellen Organen beginnt

man jedoch schon anzudeuten, daß das Brod vielleicht rationirt werden muß. Es kann sein, daß ich mich irre, ich glaube aber, die Bevölkerung wird sich das nicht gefallen lassen. In Bezug auf den Umfang des noch vorhandenen Getreides macht die Regierung keine Angabe. Manche sagen, diese Vorräthe würden kaum noch vierzehn Tage reichen, Andere behaupten, es sei noch für mehrere Monate genug da.

Hauswirthe und Miethbewohner stehen sich jetzt hier fast eben so feindlich gegenüber, wie in Irland. Die Regierung hat drei Decrete erlassen, um die Frage zu regeln. Durch das erste werden alle gerichtlichen Schritte von Seiten der Hausbesitzer wegen Eintreibung des Miethzinses vorläufig untersagt; das zweite gewährt Allen, die den Octobertermin nicht bezahlen können, eine Frist von drei Monaten, und durch das dritte werden Alle, die sich das zweite zu Nutzen machen wollen, aufgefordert, vor der Behörde ihre Zahlungsunfähigkeit zu erklären. Heute ist noch ein viertes hinzugekommen, welches auch den Octobertermin suspendirt und die drei früheren Decrete auf den Januartermin anwendbar macht, dabei aber den Hauswirthen das Recht giebt, die Wahrheit der Armuthserklärung ihrer Abmiether zu bestreiten. Die Frage ist eine sehr ernste, denn von der Bezahlung des Miethszinses hängen direct oder indirect die Mittel zum Lebensunterhalt für die halbe Nation ab. So sagen die Hauswirthe, daß, wenn die Abmiether sie nicht bezahlen, sie auch selbst nicht die Zinsen der auf ihren Besitzungen haftenden Hypotheken bezahlen können. Werden aber diese Zinsen nicht bezahlt, so können auch die Actionäre des Crédit foncier und anderer großer Hypothekenbanken nichts bekommen.

Paris war unter der Pflege und Obhut des Kaisers nächst Petersburg die theuerste Hauptstadt in Europa geworden. Ihr Vermögen war ein künstliches und hing davon ab, daß eine lange Kette zusammenhängender Glieder ununterbrochen blieb. In den industriellen Stadttheilen ward Geld durch die Fabrikation von sogenannten Pariser Artikeln verdient und für diese wird, sobald die Communicationen wieder hergestellt sind, derselbe Markt wieder offen sein wie früher. Als Vergnügungsstadt jedoch hängt

das Gedeihen von Paris, wie das eines kolossalen Badeortes, davon ab, daß es im Stande ist, Fremde anzulocken. Kommen diese nicht wieder, so wird ein Sinken der Preise stattfinden, welches die meisten Ladeninhaber, Hausbesitzer und Hotelwirthe ruiniren wird. Obschon dies aber für Einzelne unangenehm ist, so wird es doch für die Welt im Großen ein Vortheil sein. Verschwendung in Paris macht die Verschwendung überall mode. Unter dem Kaiserreich war das Geldverthun der kürzeste Weg zu socialer Auszeichnung. Die alte Bourgeoisie bewahrte noch die vorsichtigen Gewohnheiten der Tage Ludwig Philipps und erwarb sich Vermögen durch ängstliche Sparsamkeit. Das kaiserliche Paris war darüber hoch erhaben. Familien mußten 20 Procent von ihrem Einkommen für eine angemessene Wohnung ausgeben. Kaufläden in renommirten Stadttheilen wurden zu fabelhaften Preisen vermiethet und forderten folglich auch fabelhafte Preise für ihre Waaren. Cocodetten des Hofes, Cocotten des Wäldchens von Boulogne, Frauen von Speculanten, geldstolze Amerikanerinnen, erst kürzlich aus ihren heimischen Steppen importirte Kalmückinnen, zweifelhafte italienische Prinzessinnen, flotte polnische Gräfinnen und halb närrische Engländerinnen suchten einander auf der Bahn, die ins Verderben führt, den Vorsprung abzugewinnen. Der gute Geschmack ging unter in Tand und Flitter und das, was ein Gegenstand kostete, war der einzige Maßstab seiner Schönheit. Große Pfefferkuchenpaläste stiegen überall empor und wurden vermiethet, ehe sie noch fertig waren. Es galt für fein, in einem vierspännigen Wagen zu fahren, mit einem Neger als Kutscher und einem Araber als Lakei. Toiletten von tonangebenden Putzmacherinnen verhalfen ihren Trägerinnen sofort zu Ansehen und Berühmtheit. Der Raphael seines Handwerks gab sich das Air eines ausgezeichneten Künstlers. Er empfing seine Kunden mit ungemeiner Herablassung und sie — gleichviel, von welchem Range sie waren — ließen sich seine Insolenz in der Hoffnung gefallen, daß er sie in den Stand setzen werde, ihre Nebenbuhlerinnen in den Schatten zu stellen. Frauen von Gesandten und Hofdamen pflegten sich bei ihm zum Thee einzufinden und stritten sich um die Ehre, seine Tasse zu füllen oder Zucker hineinzuthun. Ich besuchte einmal seinen

Laden — eine Art Salon, ringsum mit Toiletten behängt. Er saß nachläſſig auf einem Stuhl vor dem Kaminfeuer. Rings herum ſaß und ſtand ein Schwarm Frauen, einige hübſch, andere häßlich, die aber alle ſeinen Bemerkungen mit der enthuſiaſtiſchen Aufmerkſamkeit der Schüler eines Weiſen lauſchten. Er rief ſie nacheinander vor ſich wie Schulmädchen und nachdem er ſie beſichtigt, lobte oder tadelte er ihre Toiletten. Eine davon, ein hübſches junges Mädchen, fand Gnade vor ſeinen Augen und er ſagte zu ihr, er müſſe mehrere Tage träumen und nachdenken, um die Inſpiration zu finden, die er bedürfe, um ein Kleid herzuſtellen, das ihrer würdig ſei. „Warum tragen Sie dieſe häßlichen Handſchuhe?“ ſagte er zu einer Andern. „Laſſen Sie mich Sie mit Handſchuhen von dieſer Farbe nicht wieder ſehen!“ Sie war eine ſehr vornehme Dame, aber ſie zog die anſtößigen Handſchuhe ſofort aus und ſteckte ſie mit ſchuldbewußtem Blick in die Taſche. Wenn ein Hofball bevorſtand, ſo baten viele Damen ihn buchſtäblich auf den Knieen, ſie ſchön zu machen. Eine Zeit lang weigerte er ſich, noch ferner für die Gattin eines hochgeſtellten kaiſerlichen Würdenträgers zu arbeiten, weil ſie nicht demüthig genug gegen ihn geweſen war. Sie kam weinend zu ihm, er war aber hartnäckig und verſtand ſich endlich nur unter der Bedingung dazu, ein Kleid für ſie zu fertigen, daß ſie daſſelbe zum erſten Mal in ſeinem Laden anzöge. Die Kaiſerin, die ebenfalls bei ihm arbeiten ließ, ſagte ihm, wenn er ſeine Preiſe nicht ermäßigte, ſo würde ſie ihn aufgeben. „Das können Sie nicht,“ antwortete er, und in der That, ſie konnte es auch nicht, denn ſie blieb ihm treu bis zum letzten Augenblicke. Eine Morgentoilette, die einen eigentlichen Werth von etwa 100 Francs hatte, koſtete bei dieſem Künſtler 750 Francs; eine Abendtoilette mit Falbeln, Bändern und unechten Spitzen war nicht unter 1750 Francs zu haben. Es giebt in Paris ungefähr dreißig Läden, wo, wie bei dieſem Damenſchneider, die Waaren nicht beſſer ſind als anderwärts, aber ungefähr das Zehnfache ihres Werthes koſten. Die hier verkehrenden Kunden ſind Narren, die mehr Geld haben als Verſtand, größtentheils ausländiſche Narren. Der Beſitzer eines dieſer Etabliſſements klagte neulich, daß er durch die Belagerung ungeheuer

verliere. Ich ſagte ihm, ich bemitleidete ihn ungefähr eben ſo wie einen griechiſchen Straßenräuber, welcher ſich darüber beſchwert, daß keine reichen Reiſenden mehr in den Diſtrict kommen, in welchem er ſeinen induſtriellen Operationen obzuliegen pflegt. So bald die Communicationen nach Paris wieder offen ſind und Engländer hierher zurückkehren, möchte ich ihnen den Rath geben: „Kauft nie etwas, wo „ici on parle Anglais“ angeſchrieben ſteht, denn es bedeutet weiter nichts als „ici on vole les Anglais“.“ Die einzigen Geſchäftsleute in Paris, welche durch das Unglück ihres Landes gute Geſchäfte machen, ſind die Spirituoſenverkäufer und die Materialwaarenhändler. Ihre Vorräthe ſcheinen unerſchöpflich zu ſein, aber ſie verkaufen dieſelben nur zu Hungerpreiſen. „Ich, der ich mit Ihnen ſpreche, ich bin mich meinem Vaterlande ſchuldig; es giebt kein Opfer, welches ich nicht bringen würde, um nur nicht mit dieſen Hunnen, dieſen Vandalen zu capituliren,“ ſagte ein Geſchäftsmann der letzten Kategorie dieſen Morgen zu mir, indem er mir mit ſcheinheiliger Miene den zehnfachen Werth der Kleinigkeit, die ich bei ihm gekauft, abnahm und dann, die Arme verſchränkend, mit finſterer aber unſicherer Entſchloſſenheit unter ſeinem Käppi hervor in die Zukunft hineinſchielte.

6. Januar.

Ich bin ſoeben von Point-du-Jour zurückgekehrt, wohin ich mit Mr. Frank Lawley gegangen war, um ſelbſt zu ſehen, wie viel Wahres an der Nachricht wäre, daß wir bombardirt würden. Point-du-Jour iſt der Punkt, wo die Seine aus Paris heraustritt. Die Gürteleiſenbahn führt hier über den Fluß mittelſt eines hohen Viaducts, der eine Art Befeſtigung bildet. Die Hügel außerhalb der Stadt bilden ein Amphitheater, in welchem die Städte Sèvres und Meudon liegen. Rechts von dem Fluſſe ſieht man den Mont Valérien und die Batterien im Wäldchen von Boulogne, links das Fort Iſſy. Das Getöſe der Kanonade war ſehr laut, zu ſehen aber war ſehr wenig, weil die Sonne auf die Höhen draußen ſchien. Speculanten mit Fernröhren erboten ſich jedoch, für einen Sou die preußiſchen

Artilleriſten zu zeigen — einer davon erbot ſich, mich für zwei Sous einen General ſehen zu laſſen.

Als ich mich den Wällen bis auf eine Viertelmeile genähert hatte, begann ich das Pfeifen der Bomben zu hören. Hier war die Zahl der Schauluſtigen nicht ſo groß. So oft man eine Bombe kommen hörte, rannte Alles hinter Mauern und Häuſer. Manche warfen ſich platt auf die Erde nieder, Andere ſchienen zu glauben, daß auch der kleinſte Baum ſie ſchützen würde und drängten ſich haufenweiſe hinter einen ſolchen. Knaben liefen umher, hoben Bombenſplitter auf und boten ſie zum Kauf aus. Weiber ſtanden hinter ihren Hausthüren, ſteckten die Köpfe heraus und ſchrieen: „Dieſe Räuber und Banditen wagen, uns zu bombardiren, aber wartet nur bis morgen und ſie ſollen es bereuen!“ Die Preußen feuerten wahrſcheinlich eigentlich auf die Wälle und ihre Geſchoſſe flogen, wie dies oft geſchieht, über das Ziel hinaus. Daß Jemand getödtet oder verwundet worden wäre, habe ich nicht geſehen. Ich ſah blos ein Stück Eiſen einen Aſt von einem Baume abſchlagen und eine Bombe auf der Fahrſtraße am Fluſſe explodiren. Innerhalb 15 Minuten zählten wir 11 Bomben, welche über unſern Köpfen durch die Luft ſauſten und wahrſcheinlich irgendwo hinter uns einſchlugen. Das Journal, welches ich ſoeben gekauft, ſagt, zwei Bomben ſeien dicht bei den Invaliden niedergefallen und längs der ganzen Zone in der Nähe der ſüdlichen Wälle habe man noch viel mehr gezählt. Dies kann eben ſo gut wahr ſein als nicht. Eben ſo wie Herodot in Egypten mache ich einen Unterſchied zwiſchen dem, was man mir erzählt und dem, was ich ſehe und verbürge nur die Wahrheit des letztern. Das einzige Haus, welches, ſo viel ich bemerken konnte, getroffen worden, war ein kleines. Eine Feuereſſe war eingeſchlagen und die alte Dame, welche das Haus bewohnte, machte mich darauf aufmerkſam. Sie ſchien zu glauben, es ſei das mit ganz beſonderer Abſicht geſchehen und ſie fragte mich in weinerlichem Tone, was ſie „Wilhelm“ und Bismarck gethan habe, daß dieſe ihr die Feuereſſe einwürfen. Auf den Wällen ſcheint kein Schaden angerichtet worden zu ſein. Die dienſtthuende Nationalgarde ſtand in den Kaſematten. Das Gekrach war jedoch furchtbar. Iſſy,

Valérien, die Kanonen der Bastionen und die der Kanonenboote feuerten so scharf sie konnten und die preußischen Batterien erwiederten das Feuer in derselben Weise. Als die Sonne untergegangen war, wurden die dunklen Hügel gegenüber von den Blitzen beleuchtet, welche jede Secunde von den Batterien aufzuckten.

Die Regierung hat eine Proclamation erlassen, in welcher sie bekannt macht, daß die Nordarmee uns befreien wird. Auch noch eine andere Proclamation ist angeschlagen, die angeblich von den „Abgeordneten der zwanzig Arrondissements" herrührt und die Bevölkerung auffordert, Trochu abzusetzen. Diese Aufforderung findet jedoch wenig Beachtung. Einige Maires haben, wie ich höre, gedroht, ihr Amt niederzulegen, wenn nicht energische Maßregeln ergriffen werden. Die Franzosen können jedoch, wie einer ihrer Staatsmänner sagte, nicht zwei Ideen auf einmal erfassen, und für heute wenigstens ist das Bombardement der Gedanke, der keinen andern aufkommen läßt. Ob Prinz Friedrich Carl wirklich geschlagen worden ist, weiß ich nicht, wir sind aber Alle überzeugt, daß es der Fall ist. Mehrere Journale behaupten, er sei verwundet worden und 45,000 Mann von seiner Armee hätten sich ergeben. Auch versichert man, die Gefangenen, welche gestern gemacht worden, gestünden, daß eine ihrer Armeen eine schwere Niederlage erlitten habe. Das Bombardement der Forts dauert noch fort und hat sich auch auf die südlichen ausgedehnt. In Bezug auf die Wirkung will ich nichts sagen, weil man mich beschuldigen könnte, daß ich dadurch die Absichten des Feindes zu fördern suchte. Die „Verité" von gestern fordert schon die Regierung auf, die Briefe englischer Correspondenten zu öffnen und entweder zu unterdrücken oder zu expurgiren.

Der gewöhnliche Wein geht zu Ende. Er ist schon beinahe sechzig Procent im Preise gestiegen. Es ist dies schlimm für die Armen, denn diese trinken ihn nicht blos, sondern bereiten mit Brod auch warme Suppen daraus. Gestern hatte ich ein Stück Pollux zum Diner. Pollux und sein Bruder Castor sind zwei Elephanten, die man geschlachtet hat. Das Fleisch war zäh, grob und thranig, und ich empfehle englischen Familien nicht, Elephant zu essen, so lange sie

Rind oder Hammel bekommen können. Viele der Restaurants sind aus Mangel an Brennmaterial geschlossen. Man empfiehlt ihnen, Lampen anzuwenden, obschon aber französische Köche mit sehr dürftigen Materialien Wunder verrichten können, so geht, wenn sie aufgefordert werden, einen Elephanten über einer Spirituslampe zu braten, die Sache doch über ihren Scharfsinn. Die Rüssel der beiden Elephanten wurden mit 45 Fr. das Pfund verkauft, die andern Theile der interessanten Zwillinge brachten etwa 10 Fr. das Pfund.

Heute ist es weit wärmer als gestern und in der Sonne hat es gethaut. Hätte die Kälte und die Belagerung noch viel länger gedauert, so hätten die Preußen uns Alle im Bett gefunden. Einen Baum umhauen ist weit leichter, als ihn zum Brennen zu bringen. Sprüchwörter sind nicht immer wahr und ich habe zu meiner bittern Erfahrung in der letzten Zeit gefunden, daß namentlich das, welchem zufolge es „keinen Rauch ohne Feuer" geben soll, gänzlich unbegründet ist. Der Mann, der dieses Sprüchwort aufgebracht, hat sicherlich niemals versucht, grünes Holz zum Brennen zu bringen.

7. Januar.

Der Versuch der Ultras, Trochu zum Rücktritt zu nöthigen, ist fehlgeschlagen. Am Freitage zogen zahlreiche, aus den äußern Vorstädten kommende Schaaren durch die Straßen und schrien: „Keine Capitulation!" An den Straßenecken war ein von den „Delegirten der zwanzig Arrondissements" unterzeichnetes Manifest angeschlagen, wodurch das Volk aufgefordert ward, sich zu erheben. In der wöchentlichen Versammlung der Maires stellte Delescluze, der Maire des 19. Arrondissements, den Antrag, daß man Trochu und Leflô auffordere, ihre Entlassung zu nehmen, und daß man einen obersten Rath einsetze, in welchem „das bürgerliche Element dem militärischen nicht untergeordnet" wäre. Gustav Flourens hat aus seinem Gefängniß einen Brief veröffentlicht, worin er erklärt, das Volk müsse zu seinem Anführer einen energischen jungen Demokraten — das heißt ihn selbst — wählen. Felix Pyat dagegen behauptet, Ge-

Digitized by Google

nerale seien Tyrannen und das Beste würde sein, die Belagerungsoperationen ohne einen solchen weiterzuführen.

Das Bombardement ist jedoch immer noch die alles Andere absorbirende Frage des Tages und alle diese beginnenden Versuche zu einer Revolution sind fehlgeschlagen. Trochu hat eine Proclamation erlassen, worin er sagt: „Der Gouverneur von Paris wird niemals capituliren.“ Delescluze hat sein Amt niedergelegt und es sind mehrere Verhaftungen vorgenommen worden. Die Regierung verdankt jedoch ihren Triumph nicht sowohl ihren eigenen Verdiensten, als vielmehr den Fehlern Derer, welche sie zu verdrängen gesucht haben. Das Geschrei ist immer noch: „Wir wollen nicht capituliren!“ und je näher der Augenblick kommt, wo die Vorräthe zu Ende sein werden, desto lauter schreit man. Wir sind wie eine Horde Afrikaner, welche Tamtams schlagen und heulen, um ein drohendes Ungewitter abzuwenden. Gestern ward ein großer Kriegsrath abgehalten, welchem nicht blos Divisionsgenerale und Admirale, sondern auch Brigadegenerale beiwohnten. Obschon es eine militärische Redensart giebt, welcher zufolge ein Kriegsrath noch lange kein Kampf ist, so glaube ich doch, daß wir in einigen Tagen einen Ausfall haben werden, denn der anonyme General „öffentliche Meinung“ besteht darauf.

Wir sind immer noch ohne Nachrichten aus den Provinzen. Der Generalbefehl vom heutigen Tage veröffentlicht einen Auszug aus einer deutschen Zeitung, wodurch aber die Behauptung, daß die Nordarmee zu unserer Unterstützung heranrücke, nicht sonderlich bestätigt wird. Als Beweis, daß unsere Angelegenheiten sich in den Provinzen hoffnungsreicher gestalten, erzählt die „France“ Folgendes: „Ein Ausländer, welcher die Situation unserer Departements genau kennt, sagte gestern: ‚Diese verdammten Franzosen gewinnen trotz ihrer eselhaften Eigenschaften doch noch die Oberhand über die Preußen!‘“ Von dieser Brosame Trost, welche den Lippen eines großen Unbekannten entfallen ist, müssen wir heute leben. Die Hoffnung ist das letzte Gefühl, welches in der menschlichen Brust erstirbt, und mit Recht oder Unrecht glauben von zehn Personen neun, daß Chanzy binnen Kurzem die Preußen zwingen werde, die Belagerung aufzuheben. Das Bombardement hat, wie man

glaubt, blos den Zweck, nicht merken zu lassen, daß sie genöthigt gewesen sind, bedeutende Verstärkungen an den Prinzen Friedrich Carl abzusenden, welcher regelmäßig jeden Morgen entweder todt, oder verwundet oder gefangen ist.

Ich brauche kaum zu sagen, daß die Journale eine Menge wunderbarer Geschichten in Bezug auf das Bombardement bringen, daß sie auf die Preußen schimpfen, weil diese sich erfrechen, so etwas gegen Paris zu unternehmen, und daß sie den Heroismus preisen, womit die Bevölkerung dies alles erträgt. Die Zahl der Personen, welche beinahe von Bomben getroffen worden wären, ist ungeheuer. Ich ging nach dem linken Seineufer, um den Stand der Dinge selbst zu sehen. Bei Point-du-Jour giebt es einen dünn bewohnten Winkel, in welchem es jetzt sehr heiß hergeht. Die Preußen feuern hier augenscheinlich auf den Viaduct, der über den Fluß führt. Von hier folgte ich den Wällen, so nahe ich konnte, bis Montrouge. Ich hörte von vielen Bomben, welche gefallen wären; ausgenommen in Point-du-Jour sah ich aber weder selbst eine fallen noch hörte ich eine durch die Luft pfeifen. Ich ging dann nach dem Observatorium, wo dem „Soir" zufolge die Bomben sehr dicht fielen. Ein Bürger, welcher vor dem Thore die Straße fegte, sagte mir, er wisse nichts davon. In der Rue d'Enfer, unmittelbar dahinter, war ein Haus, welches während der Nacht getroffen worden, und eine Marketenderin, welche dabei ihren Tod gefunden, ward eben begraben. Im Garten des Luxembourg und an dem artesischen Brunnen bei den Invaliden hörte ich von Bomben, konnte aber nicht ausfindig machen, wo sie eingeschlagen hatten.

Wie mir scheint, zielen die Preußen auf die Bastionen und dann und wann, obschon selten, auf ein öffentliches Gebäude. Absichtlich sind in die Stadt wahrscheinlich gegen fünfzig Bomben geworfen worden. Unmittelbar hinter einer Bastion ist es ein wenig gefährlich. In Grenelle, Vaugirard und Montrouge ist die Gefahr für den Einzelnen nicht so groß, als wie wenn man in London den von Fuhrwerken und Passanten wimmelnden Kreuzungspunkt zweier Hauptstraßen passiren muß. Allerdings sah ich einige Leute, welche mit ihrem Hausgeräth das Weite suchten; im Ganzen genommen aber schien das Bombardement die Bevölkerung

beinahe zu amüsiren. Ausgenommen dicht an den Wällen war keine Aufregung zu bemerken. Fast der ganze Theil der Stadt auf dem linken Seineufer ist jetzt unter Feuer, sollte aber auch das Bombardement noch heftiger werden, so bezweifle ich doch, daß der Erfolg ein dem Aufwand an Pulver und Eisen angemessener sein wird.

11. Januar.

Die Spionriecherei, welche beim Beginn der Belagerung wüthete, ist abermals zum Ausbruch gekommen. Jeden Tag werden Personen festgenommen, weil man glaubt, daß sie durch angezündete Lichter und andere geheimnißvolle Signale mit dem Feind verkehren. Von Sergeant Hoff, welcher jeden Tag drei bis vier Deutsche erlegte und seit dem Tage bei Champigny verschwand, sagt man jetzt auch, er sei ein Spion gewesen. Alle Ausländer werden auf den Straßen mit argwöhnischen Blicken betrachtet. Auch den Amerikanern geht es so, obschon sie auf ihre eigenen Kosten die beste Ambulanz, die es in Paris giebt, errichtet haben und unterhalten. Selbst die französischen Ambulanzen werden beargwohnt, seitdem einige ihrer Mitglieder während einer Waffenruhe mit den Preußen ihr Brod gebrochen haben, denn von Jedem, der die Deutschen nicht haßt, wird vorausgesetzt, daß er in Bismarck's Solde stehe.

Dies ist aber noch nicht Alles, denn die Journale deuten an, daß es auch in unserm Hauptquartier Spione gebe. So hat z. B. General Schmitz einen Kammerdiener, der eine Frau hat, und diese Frau ist eine Deutsche. Was kann da wohl klarer sein, als daß General Schmitz das, was in den Kriegsrathsitzungen vorgeht, seinem Kammerdiener anvertraut — Generale thun dies in der Regel —, daß der Kammerdiener es seiner Frau anvertraut und daß diese auf irgend einem geheimnißvollen Wege es Bismarck kundgiebt. Ferner, General Trochu hat einen Adjutanten, einen Fürsten Bibesco. Dieser ist ein Wallache und der Sohn eines ehemaligen Hospodars — ich habe noch nie von einem Wallachen gehört, der nicht so etwas gewesen wäre. Kann wohl nun irgend ein vernünftiger Mensch bezweifeln, daß dieser junge Mann, ein harmloser Jüngling,

der bis jetzt in Paris faſt weiter nichts gethan, als Cotillons getanzt hat, mit den Preußen in directer Verbindung ſteht? Vor einigen Tagen tauſchten zwei Nationalgardiſten in einem Café ihre ſtrategiſchen Anſichten aus, als ſie bemerkten, daß ein Fremder etwas niederſchrieb. Er ward ſofort feſtgenommen, denn er hatte augenſcheinlich die Abſicht, die Meinungen dieſer beiden militäriſchen Größen dem General Moltke zu hinterbringen. Ich ſelbſt ward geſtern, als ich in Montrouge war, von zwei Nationalgardiſten aufgefordert, ſie zum nächſten Polizeicommiſſar zu begleiten. Ich fragte, warum, und erhielt zur Antwort, eine Frau habe mich Deutſch ſprechen hören. Ich entgegnete, ich ſei ein Engländer. „Das werden wir ſogleich ſehen," ſagte einer meiner Häſcher in abſcheulichem Engliſch. „Ich ſpreche ſelbſt Engliſch wie ein Engländer; reden Sie einmal Engliſch mit mir." Ich entgegnete, er ſpräche das Engliſche mit ſo vollkommenem Accent, daß ich glaubte, er müſſe ein Landsmann von mir ſein. Dieſes Compliment entwaffnete den würdigen Mann ſofort und er theilte der Menge, die ſich um uns geſammelt, um ſofortige Gerechtigkeit an dem Spion zu üben, mit, ich ſei nicht blos ein Engländer, ſondern auch un Cockné, „das heißt," ſetzte er erläuternd hinzu, „ein Bewohner von London." Hierauf drückte er mir die Hand, ſein Freund drückte mir die Hand, mehrere Damen und Herren drückten mir ebenfalls die Hand und dann ſchieden wir.

Geſtern gab es auf den Boulevards mehrere Gruppen, unter welchen über die „Verräther" geſprochen ward. Einige ſagten, General Schmitz ſei feſtgenommen worden, Andere, er verdiene, feſtgenommen zu werden. Ein Patriot äußerte zu mir, alle in Paris verweilenden Ausländer ſollten vorſichtshalber ausgerottet werden. „Parbleu!" entgegnete ich, und Sie können ſich darauf verlaſſen, daß ich auf echt galliſche Manier die Augen rollte und die Achſeln zuckte.

Heute Morgen hat General Trochu eine Proclamation erlaſſen, worin er gegen alle Angriffe auf ſeinen Stab proteſtirt und ſich für die Mitglieder deſſelben verantwortlich macht. Es iſt dies ein ehrlicher, männlicher Proteſt und bei weitem das beſte Document, welches dieſer fruchtbare Schriftſteller ſeit einiger Zeit veröffentlicht hat. Eine ander-

Digitized by Google

weite Klage erhebt man gegen die Generale, welche den Enthusiasmus des Volks dadurch dämpfen, daß sie den endlichen Sieg in Zweifel ziehen. Wir sind in der That allmälig in einen solchen Zustand hineingerathen, daß ein Militär seine wirkliche Meinung über militärische Dinge gar nicht auszusprechen wagt.

Wir sind fortwährend noch in einer Stimmung, in welcher wir von Uebergabe nichts wissen wollen. Ich sprach heute mit einem Banquier — einem Freund, der für mich Alles thun würde, nur keinen Wechsel discontiren. In Geschäftssachen ist er ein klarblickender, verständiger Mann. Ich fragte ihn, was wohl geschehen würde, wenn unsere Proviantvorräthe erschöpft wären, ehe die Armeen der Provinzen zu unserem Beistande anlangten? Er entgegnete, die Regierung werde dann alle waffenfähigen Männer zu einem Sturm gegen die preußischen Linien aufrufen. Wenigstens 300,000 würden diesem Rufe entsprechen und entweder fallen oder den Durchgang erzwingen. Darnach kann man sich einen Begriff von den gegenwärtig unter der Bevölkerung herrschenden Ansichten machen. Die einzige offizielle Aeußerung in Bezug auf die Lebensmittelvorräthe ist in einem Artikel des „Journal Officiel" von heute enthalten, welcher uns mittheilt, daß in Bordeaux 15,000 Stück Rindvieh und 40,000 Stück Schafe stehen und nur auf den Befehl warten, den Marsch nach Paris anzutreten. Es kommt mir dies eben so vor, als wenn man in London einem Verhungernden sagt, in Palästina sei Ueberfluß an Feigen und dieselben warteten blos darauf, gepflückt zu werden.

Das Bombardement ist nicht mehr so heftig. Die Regierung hat die preußischen Gefangenen in die Ambulanzen auf dem linken Ufer der Seine gebracht. Nach meiner Ansicht wäre es klüger gewesen, die Ambulanzen auf das rechte Ufer zu verlegen. Bei Tage fallen außer in der unmittelbaren Nachbarschaft der Wälle nur wenig Bomben in die Stadt. In der Nacht geschieht dies häufiger. Ich glaube, es werden alle vierundzwanzig Stunden ungefähr zehn Menschen getroffen. Da nun in Paris jeden Tag über fünfzig Menschen an Erkältungskrankheiten sterben, so geht daraus hervor, daß letztere gefährlicher sind als die preußischen Batterien. Freilich aber wird, wenn Jemand in den Straßen

Digitized by Google

einer Hauptstadt plötzlich durch ein Stück Eisen niedergeschmettert wird, dies allemal eine erschütterndere Wirkung auf das Gemüth hervorbringen, als wenn die Todesfälle aus natürlichen Ursachen sich vermehren. Wer sich außerhalb des Bereichs der preußischen Kanonen befindet, gewöhnt sich allmälig an das Bombardement. „Du ungezogenes Ding", hörte ich eine Frau, die vor mir herging, zu ihrer kleinen Tochter sagen, „wenn Du Dich nicht besser beträgst, so darfst Du das Bombardement nicht sehen". „Es gefällt mir hier besser als im Theater," sagte ein Mädchen in meiner Nähe auf dem Trocadero und klatschte vor Freuden in die Hände. Ein Mann in Point-du-Jour zeigte mir zwei große Löcher, welche in der Nacht zuvor durch zwei Bomben in seinem Garten dicht neben seiner Hausthür gemacht worden waren. Er, seine Frau und seine Kinder schienen gewissermaßen stolz auf diese Löcher zu sein. Ich fragte ihn, warum er nicht weiter hinein in die Stadt zöge, und er antwortete, seine Mittel erlaubten es ihm nicht.

In einem deutschen Zeitungsblatt, welches sich kürzlich zu uns hereingefunden, war gesagt, das Bombardement von Paris werde beginnen so bald der rechte psychologische Augenblick gekommen sei. Wir sind über diesen Ausdruck sehr entrüstet, denn wir finden ihn kaltblütig unmenschlich. Es ist, wie wenn ein Arzt neben einem auf der Folterbank Liegenden stünde und ihm an den Puls fühlte, um zu sehen, wie viele Umdrehungen der Schraube er noch aushalten könne.

Sämmtliche Forts halten sich noch tapfer gegen die preußischen Batterien. Issy ist das, welchem bis jetzt von den Belagerern die größte Aufmerksamkeit erwiesen worden ist. In Meudon ist eine Batterie, welche nie müde zu werden scheint, Bomben hineinzuwerfen. Man sagt jedoch, der Feind bemühe sich, Breschekanonen in geringerer Schußweite aufzupflanzen, um die Kugeln auf den Boden aufschlagen und dann in das Fort springen zu lassen — eine Methode, die schon vor Straßburg mit gutem Erfolge angewendet ward.

Die heutige Sensationsnachricht ist, daß Faidherbe den General Manteuffel über die belgische Grenze geworfen hat und daß Prinz Friedrich Karl, der nachdem er getödtet worden, allemal wieder zum Leben zu kommen scheint, von

Orleans nach Paris zurückgerufen worden ist. Die Fonds stiegen heute auf diese Gerüchte hin um ein Procent. Unser größtes Vertrauen steht jetzt jedoch auf Bourbaki. Wir glauben, er habe sich mit Garibaldi vereinigt und diese Beiden werden die Preußen dadurch, daß sie sich auf ihre Communicationen werfen, zwingen, die Belagerung aufzuheben. Ich will es hoffen.

Mr. Washburne hat seinen wöchentlichen Briefbeutel nicht absenden dürfen; ich glaube jedoch, daß diese Maßregel nicht aufrecht erhalten werden wird. Die Regierung hat sich noch nicht erklärt, ob sie Jules Favre nach London schicken werde, um Frankreich bei den Conferenzen über die orientalische Frage zu vertreten. Die meisten Journale scheinen der Meinung zu sein, daß es, so lange die Republik nicht offiziell anerkannt worden, mit ihrer Würde nicht vereinbar sei, sich bei irgend einer europäischen Conferenz zu betheiligen. Die Diplomaten, welche in der letzten Zeit durch Kriege und Generale ein wenig in den Hintergrund gedrängt worden, müssen sich nicht wenig gefreut haben, ihre alte Freundin, die „orientalische Frage", wieder auftauchen zu sehen. Die Entscheidung der Schleswig-Holstein'schen Frage war ein schwerer Schlag für sie, über die Türkei aber werden sie noch manches Jahr Gelegenheit haben, zu discutiren und zu protokolliren. Ein österreichischer Witzling — der einzige, den Oesterreich je hervorgebracht — pflegte zu sagen, Engländer könnten nur über das Wetter sprechen und wenn vielleicht einmal infolge einer Fügung des Himmels es gar kein Wetter mehr gäbe, so würde die ganze englische Nation verstummen. Was das Wetter für die Engländer ist, das ist die orientalische Frage für die Diplomaten und um dieser willen wollen wir hoffen, daß sie niemals auf genügende Weise entschieden werde. Die Diplomaten wollen, wie so viele andere anscheinend nutzlose Wesen, auch leben.

15. Januar.

Gestern wurden wir durch das Gerücht erfreut, daß die preußischen Staatspapiere in Berlin um drei Procent gefallen seien. Heute erzählt man, Bourbaki habe einen großen Sieg erfochten, Belfort entsetzt und stehe im Begriff, in

Deutschland einzurücken. Deutsche Zeitungen bis zum 7. d. M. sind an den Vorposten aufgefangen worden, was aber darin zu unsern Ungunsten enthalten ist, bringen wir auf Rechnung einer in Europa bestehenden allgemeinen Verschwörung, uns zu täuschen.

Die noch in Paris weilenden Diplomaten und Consuln haben eine Collectivnote an den Grafen Bismarck gerichtet und sich darin beschwert, daß das Bombardement nicht vorher angekündigt worden. Zugleich ersuchen sie ihn, ihnen die Mittel zu gewähren, die Personen und das Eigenthum ihrer Landsleute außer Gefahr zu bringen. Die Elrizen unterzeichnen mit den Wallfischen. Mr. Washburne's Namen steht zwischen dem des Repräsentanten von Monaco und dem des Geschäftsträgers von Honduras.

Das Bombardement dauert noch fort. Der Geschützdonner rollt jetzt ununterbrochen. Die einzelnen Schüsse sind nicht von einander zu unterscheiden. Die Bomben fallen auf das linke Ufer bis zu einer Entfernung von ungefähr einer Viertelmeile von den Wällen. Nach einer Liste im Journal Officiel hat es bis zum 13. d. M. 138 Verwundete und 51 Todte gegeben. Unter Letztern sind 18 Kinder und 12 Frauen; unter den Verwundeten 21 Kinder und 45 Frauen. Mit Hausgeräth beladene Leiterwagen und Handkarren bewegen sich in langen Reihen vom linken nach dem rechten Ufer. In den bombardirten Quartieren sind viele Kaufläden geschlossen. Einige Hausbesitzer haben eine Art Kasematte erbaut, die bis zur ersten Etage ihrer Häuser reicht; andere schlafen in ihren Kellern. Die Straßen sind jedoch, selbst auf den am meisten exponirten Punkten mit Menschen angefüllt und alle Höhen, von welchen man eine Aussicht auf die preußischen Batterien hat, wimmeln von Neugierigen. Dann und wann kommt man bei einem Hause vorbei, in welches eine Bombe eingeschlagen hat.

Die öffentlichen Gebäude haben bis jetzt wenig gelitten. Die Kuppel des Pantheon, welche nach unserer Meinung den preußischen Artilleristen als Zielpunkt dient, ist erst einmal getroffen worden. Die Bombe hat ein rundes Loch in die Kuppel geschlagen und ist innerhalb der Kirche geplatzt. Im Jardin des Plantes sind infolge des Luftdrucks die Glasscheiben sämmtlicher Gewächshäuser zerbrochen und

die Orchideen und andere tropiſche Pflanzen ſterben ab. Obſchon der Krieg mit ſeinen Schrecken uns ſo dicht bis vor die Thüren gerückt iſt, ſo wird es einem gleichwohl ſchwer die Ueberzeugung zu gewinnen, daß um uns herum große Ereigniſſe geſchehen, welche die Geſchichte einſt in ihrem erhabenſten und würdevollſten Style feiern wird. Die Entfernung leiht den Schlachten erſt die rechte Größe. Wenn man dagegen in einem Omnibusbureau die Notiz angeſchrieben ſieht, daß die Omnibuſſe „wegen des Bombardements“ einen Umweg machen müſſen; wenn Bomben in Speiſehäuſern platzen und die Kellner verſtümmeln; wenn die Trancheen einen Kaffeegarten durchfurchen und wenn man aufgefordert wird, für einen Sou durch ein Fernrohr den Feind ſeine Kanonen abfeuern zu ſehen, ſo hat die ganze Sache etwas ungemein Alltägliches und Proſaiſches, was mit dem „Pomp und Stolz glorreichen Krieges“ ganz unvereinbar iſt.

Freitag Nacht fand in Clamart ein mißglückter Ausfall ſtatt. Einige Journale ſagen, die dabei betheiligten Truppen hätten zu lange warten müſſen und ſich die Füße durch Stampfen zu erwärmen geſucht, dabei aber ſo viel Lärm gemacht, daß die Preußen dadurch aufmerkſam geworden wären. Mag dem nun ſein, wie ihm wolle, ſo wurden ſie, als ſie nach Clamart kamen, mit mörderiſchen Musketenſalven empfangen und mußten ſich ſchleunigſt zurückzuziehen. Die jetzt in den Trancheen ſtehenden Marſchbataillone der Nationalgarde machen ihre Sache beſſer als man erwartet hatte. Die commandirenden Generale ſind mit ihnen zufrieden, ob ſie aber bei Offenſivoperationen von großem Nutzen ſein werden, dieſe Frage muß erſt noch gelöſt werden.

Die Clubs ſchreien immer noch nach der „Commune“, in der ſie das Heilmittel für jedes Uebel erblicken. In dem Club der Rue d'Arras ging geſtern Abend ein Redner noch einen Schritt weiter und verlangte „die Einführung der Anarchie als herrſchende Gewalt“. Trochu wird in den Journalen immer noch entweder angegriffen oder ſchwach vertheidigt. Die Franzoſen ſind daran gewöhnt, daß der Staat Alles für ſie thue, daß ihr Herrſcher für Alles, was fehlſchlägt, verantwortlich gemacht wird. Das Verlangen nach einem Ausfall en masse iſt jetzt nicht mehr ſo ſtark.

Niemand will sich ergeben, aber Niemand weiß genau, wie eine Uebergabe vermieden werden soll. Erfolge auf dem Papier haben so lange Erfolge im Feld vertreten, daß noch Niemand sich überwinden kann, zu glauben, daß dieses Papiergeld keinen Werth mehr hat und nothwendig Bankerott folgen muß. Ist es möglich, fragt Jeder, daß 500,000 bewaffnete Franzosen sich der halben Anzahl von Deutschen ergeben müssen? Und indem man dies für unmöglich erklärt, kommt man zu dem Schlusse, daß Verrath im Spiele sein müsse, und sieht sich nach dem Verräther um. Trochu, der als Mensch eben so ehrlich und rechtschaffen, wie als General unfähig ist, wird wahrscheinlich das Schicksal des „Mannes von Sedan" und des „Mannes von Metz", wie man sie nennt, theilen. „Er ist ein Laokoon," sagt Felix Pyat in seinem Journal mit unpassender Anwendung des Gleichnisses, „der die Republik erwürgen wird".

Wir hören jetzt, daß die Regierung ermitteln läßt, wie lange unsere Lebensmittelvorräthe noch reichen werden. Es geht aber in allen Dingen so nachlässig zu, daß ich bezweifle, ob der Handelsminister bis auf zehn Tage ab oder zu den Zeitpunkt angeben kann, wo wir nichts mehr haben werden. Die Fleischrationen betragen jetzt $^1/_{27}$ Pfund täglich für jeden Erwachsenen. In den fashionabeln Restaurants ist der Vorrath noch unbegrenzt, die Preise aber sind es auch. Zwei Eselscotelettes kosten 18 Francs und jedes andere Fleischgericht nach Verhältniß. Die eigentliche Lebensfrage jedoch ist, wie lange das Brod reichen wird. In einigen Arrondissements ist schon nach 8 Uhr Morgens nichts mehr da, in andern empfängt jeder Bewohner auf Vorzeigung einer carte de subsistance 1 Pfund. In der letzten Zeit jedoch ist die Vertheilung dadurch in Verwirrung gerathen, daß die Bewohner aus den bombardirten Quartieren sich in die mittleren gedrängt haben und nun hier ernährt sein wollen.

Das Brod selbst ist von elender Beschaffenheit. Es darf nur eine Qualität gebacken werden und diese ist schwarz, schwer, grob und teigig. Roggen ist eben so wenig darin, als Malz im Londoner Bier, wenn die Gerste theuer ist. Die Noth steigt unter den ärmeren Klassen mit jedem Tage höher. Von den Männern allerdings kommen die meisten mit ihren $1^1/_2$ Francs täglich aus. Des Morgens gehen

ſie exerciren, bummeln dann bis ſpät des Nachts in Café's und Wirthshäuſern herum und erſetzen durch flüſſige Nahrungsmittel den Mangel an feſten. Was regelmäßige Arbeit betrifft, ſo denken ſie nicht daran. Schneidermeiſter und andere Handwerker ſagen mir, daß es ihnen faſt unmöglich iſt, Arbeiter zur Ausführung der wenigen Beſtellungen zu bekommen, welche jetzt gemacht werden. Der Staat bekleidet dieſe Leute mit warmen Uniformen und ich finde keinen Grund, ſie zu bemitleiden.

Mit den Frauen und Kindern freilich ſteht es anders. Die Letzteren ſterben in Folge ſchlechter Nahrung und Entblößung hin wie Fliegen, und die Erſteren haben blos ſo viel Nahrung, als dazu gehört, um Leib und Seele zuſammen zu halten. Ueberdies müſſen ſie, um auch nur dieſes Wenige zu erlangen, ſtundenlang vor den Thüren der Fleiſcher und Bäcker warten, bis die Reihe an ſie kommt. Und dennoch beklagen ſich dieſe armen Geſchöpfe nicht, ſondern tragen Alles geduldig in der Ueberzeugung, daß ſie dadurch die Preußen abhalten, in die Stadt zu kommen. Wenn eine von ihnen wagt, von Capitulation zu ſprechen, ſo wird ſie von ihren Nachbarinnen ſofort ſcharf zurecht gewieſen.

Das Selbſtbewußtſein trägt jedoch den Sieg davon. Jules und Jacques werden ſpäter noch manches Glas auf den von ihnen bewieſenen Heroismus leeren und ihren Freunden manches Märchen aufbinden. Ihren Frauen wird man ſagen, daß ſie ſtolz darauf ſein müſſen, ſolche Männer zu Gatten zu haben. Jules und Jacques ſind aber in Wirklichkeit weiter nichts, als elende Prahlhänſe. Während ſie ſich nährten, hungerten ihre Weiber; während ſie warm gekleidet waren, gingen ihre Weiber in Lumpen einher; während ſie in einem gemüthlichen Zimmer ſaßen und auf den Untergang ihrer Feinde tranken, ſtanden ihre Weiber frierend an der Thür des Bäckers und warteten auf ihre Ration Brod. In Paris ſind die Frauen — ich ſpreche von denen der ärmeren Klaſſen — von ächterem Stoff als die Männer. Sie dulden weit mehr und beklagen ſich weit weniger. Ich bewundere dieſe armen Geſchöpfe, wenn ſie, um ſich zu erwärmen, ſich dicht an einander drängen, während ſie ſo ſtehen und warten müſſen, weit mehr als die martialiſchen Helden, die hinter einer Trommel und Trompete

hermarſchiren, um eine Statue zu bekränzen, oder ein Grabmal zu beſuchen, oder auf die Wälle zu ziehen und als die Helden der Feder, welche Tag für Tag aus irgend einem traulichen Redactionsbureau ein Manifeſt erlaſſen, durch welches ſie verkünden, daß der Sieg gewiß ſei, weil ſie einen Pakt mit dem Tode gemacht haben.

16. Januar.

Wenn ich den Pariſer Blättern glauben darf, ſo bringt das Fort Iſſy die Geſchütze der preußiſchen Batterien, die es beſchießen, allmälig zum Schweigen. Wenn ich aber meinen Augen glaube, ſo antwortet das Fort Iſſy dieſen Geſchützen gar nicht und wenn ich competenten militäriſchen Autoritäten glauben darf, ſo wird in ungefähr achtzehn Tagen von heute das Fort Iſſy aufhören, ein Fort zu ſein. Die Batterien in Meudon ſcheinen heute der Meinung zu ſein, daß die Kanonen wirklich zum Schweigen gebracht wären und Bomben fielen dicht und ſchnell auf die Baſtionen bei Point-du-Jour. Dieſelben waren ſo gut gezielt, daß ein Zuſchauer zwiſchen den Baſtionen verhältnißmäßig ſicher war. Das Getöſe dieſes Zweikampfes zwiſchen den Baſtionen und den Batterien war ſo betäubend, daß es für zwei nur wenige Fuß von einander entfernte Perſonen buchſtäblich unmöglich war, einander ſprechen zu hören, und die Bomben, welche rechts und links vorüberflogen, ſchienen die ganze Luft in zitternde Bewegung zu ſetzen. Auf den Baſtionen bedienten die Artilleriſten ihre Kanonen, die dienſtthuenden Nationalgardiſten jedoch ſtanden unter Deckung.

Die Häuſer zu beiden Seiten der Seine, ungefähr eine Achtelmeile vom Viaduct, waren größtentheils verlaſſen. Draußen, in den Dörfern Vanvres und Iſſy, brachen mehrere Feuersbrünſte aus, wurden aber bald wieder gelöſcht, ſo daß es zu keinem allgemeinen Brande kam. Der gefährlichſte Punkt in dieſer Richtung iſt eine Straße, welche hinter den Forts Vanvres und Montrouge hinwegführt, und da häufige Truppenmärſche auf derſelben ſtattfinden, ſo richten die Preußen ihre Kanonen von Clamart und Châtillon darauf. In den Tranchéen iſt die Gefahr nicht ſo groß und es kommen nur wenig Unfälle vor; die Bomben

fliegen darüber hinweg. Wenn sich jedoch Jemand exponirt, so pfeift eine Kugel von der Größe eines Eies aus einer Wallbüchse an ihm vorbei und mahnt ihn, sich gedeckt zu halten. Die Fläche des Bombardements dehnt sich langsam immer weiter aus und wird, glaube ich, sehr bald das rechte Ufer erreichen. Bei Tage werden mehr Menschen getödtet, als bei Nacht, weil sie trotz aller Warnungen in Haufen beisammenstehen und jedes beschädigte Haus angaffen.

Die Todtenliste der mit dem 13. Januar endenden Woche zeigt gegen die vorige eine Zunahme von 302; die Gesammtzahl der Todesfälle beträgt 3982. Dies würde auf das Jahr 20 Procent betragen und außerdem ist wohl zu bemerken, daß in dieses Verzeichniß Die, welche in den öffentlichen Hospitälern oder an den unmittelbaren Wirkungen des Krieges sterben, nicht mit eingeschlossen sind. Die Pocken sind so ziemlich stationär, Bronchitis und Lungenkrankheiten nehmen immer mehr zu.

Bourbaki steht, wie uns heute mitgetheilt wird, in Freiburg im Großherzogthum Baden. Die letzten deutschen Blätter melden, Mézières sei genommen, und es scheint Niemandem einzufallen, daß Gambetta's letzte Brieftaubendepesche uns meldete, die Belagerung dieses Platzes sei aufgehoben worden. Die „Liberté" faßt die Situation folgendermaßen zusammen: „Nancy bedroht, Belfort entsetzt, Baden angegriffen, Hamburg im Begriff bombardirt zu werden. Dies ist die Antwort Frankreichs auf das Bombardement von Paris. Die Stunde hat geschlagen; die in die Enge getriebenen Preußen hoffen Zuflucht in Paris zu finden. Dies ist ihre letzte Hoffnung."

Um uns zu längerem Ausharren zu ermuthigen, sagt man uns fortwährend, die Regierung habe noch ungeheure Vorräthe von Salzfleisch, Käse, Butter und anderen Delikatessen, von denen wir kaum noch wissen, wie sie schmecken, in Reserve, so daß wir, wenn es zum Aeußersten kommt, uns mit einem Male in eine Periode allgemeinen Ueberflusses versetzt sehen werden. Diese Vorräthe kommen mir fast vor, wie die trügerischen Luftspiegelungen, welche den Reisenden der Wüste immer weiter locken, aber, so wie er sich ihnen zu nähern glaubt, vor ihm zurückweichen. Die Hauptschwierigkeit gegenwärtig ist jedoch, Brennmaterial

aufzutreiben. Ich bin, wie Jemand ſagte, um meines Vaterlandes willen bereit, die Sohlen meiner Stiefel zu eſſen, dann müſſen ſie aber wenigſtens gekocht ſein. Sämmtliche Mühlen liegen an der Marne und ſind unzugänglich. Man hat Dampfmühlen errichtet, aber dieſe arbeiten ſehr langſam und wie groß auch der noch vorhandene Getreidevorrath ſein mag, ſo iſt es doch faſt unmöglich, davon genug zu mahlen, um den täglichen Bedarf zu decken. In Bezug auf die Zeit, welche dazu gehören wird, um Paris wieder zu verproviantiren, herrſcht große Meinungsverſchiedenheit. Manche glauben, es könne in ſieben Tagen geſchehen, ich kann aber nicht einſehen, wie es in dieſer Zeit möglich ſein ſollte. Einer der vornehmſten engliſchen Banquiers hier hat, wie ich höre, einen Agenten per Luftballon mit dem Auftrage abgeſendet, in England Boote von geringem Tiefgang zu kaufen, um Proviantvorräthe die Seine heraufzuſchaffen. Ein Speculant thäte, glaube ich, am beſten, wenn er dieſe Vorräthe an der belgiſchen oder luxemburgiſchen Grenze aufhäufte.

Gegen zwei Drittheile der Bevölkerung werden nicht die Mittel haben, Nahrung zu kaufen, ſelbſt wenn ihnen dieſelbe bis vor die Thüre gebracht würde. Handel und Induſtrie werden nicht ſogleich wieder aufleben und dieſe Leute werden daher in Bezug auf ihre Subſiſtenzmittel gänzlich auf den Staat angewieſen ſein. Auch wenn ihnen Arbeit angeboten wird, ſo werden doch Viele nicht im Stande ſein, ſofort wieder zu ihrer früheren täglichen Thätigkeit zurückzukehren. Das Vagabondenleben, welches ſie ſeit den letzten vier Monaten geführt und welches ſie noch führen, hat ſie der Arbeit entwöhnt. Eine Belagerung iſt ein ſo abnormer Zuſtand der Dinge, daß der Staat genöthigt geweſen iſt, dieſe Leute für ihr Nichtsthun zu bezahlen, weil ſie ſonſt den Anarchiſten in die Hände gefallen wären. Dieſes tagtägliche Herumbummeln, Billardſpielen und Trinken aber hat einen ſehr demoraliſirenden Einfluß geäußert und es wird lange dauern, ehe die Wirkungen deſſelben aufhören, ſich fühlbar zu machen.

Ueber die diplomatiſchen Proteſte gegen das Bombardement drücken die Journale ſich etwas unehrerbietig aus. Sie ſagen, während Paris von den europäiſchen Großmächten

verlaſſen ſei, gereiche es zum nicht geringen Troſte, zu bedenken, daß wenigſtens das Fürſtenthum Monaco und die Republiken San Marino und Honduras noch auf der Seite Frankreichs ſtehen. Sie meinen, Jules Favre ſolle nach Andorra gehen, um dieſe Republik womöglich zu bewegen, den Preußen ebenfalls Vorſtellungen über das Bombardement zu machen. Wie ich höre, iſt der „ſtolze junge Portier," der jetzt, wo das Schaf todt iſt, die Majeſtät Englands in der britiſchen Geſandtſchaft allein repräſentirt, ſehr entrüſtet darüber, daß man ihn nicht eingeladen hat, ſeine Unterſchrift ebenfalls dem Proteſt beizufügen. Er glaubt — und nach meiner Anſicht mit Recht — er ſei eine weit wichtigere Perſon als der Bevollmächtigte Sr. Hoheit von Monaco, eines Despoten, deſſen Herrſchaft ſich über ungefähr 20 Acker Orangenbäume, 60 Häuſer und 2 Roulette-Tiſche erſtreckt.

Die Diplomaten ſtehen jedoch mit ihrem Proteſt nicht allein. Alle Welt hat proteſtirt und proteſtirt noch. Wenn der Krieg es nothwendig macht, Bomben in eine dichtbevölkerte Stadt wie dieſe zu werfen, ſo iſt dies — gelind geſagt — eine barbariſche Nothwendigkeit, dennoch aber ſcheint es mir blos Verſchwendung an Zeit und Papier zu ſein, Proteſte dagegen zu erheben. Hält man dies gleichwohl für wünſchenswerth, ſo wäre es weit vernünftiger, dagegen zu proteſtiren, daß menſchliche Weſen — Weiber und Kinder — den Wirkungen dieſes Bombardements ausgeſetzt werden, als ſich in Klagen über die Möglichkeit zu ergehen, daß die Venus von Milo beſchädigt oder die Orchideen in den Treibhäuſern vernichtet werden. Ich für meine Perſon weiß, daß ich lieber jede Statue und jede Pflanze in der Welt durch Bomben zu Atomen zerſchmettert ſehen möchte, als daß mir ſelbſt ſo etwas paſſirte. Es iſt dies vom äſthetiſchen Geſichtspunkt aus egoiſtiſch, aber deswegen nicht weniger wahr. Chacun pour soi. Das Pantheon ward geſtern abermals getroffen. „Welche Entweihung!" ſchreit Jeder und auch mir thut das Pantheon ſehr leid; dennoch aber bin ich froh, daß es das Patheon betroffen hat und nicht mich. Die Welt im Großen würde allerdings durch die Vernichtung des Pantheons mehr verlieren, als durch die eines einzelnen Menſchen, jeder einzelne Menſch aber giebt ſeiner eigenen Wenigkeit den Vorzug vor allen Bau-

werken, welche jemals durch Architekten auf der Erde errichtet worden sind.

Ich habe mich bemüht, zu ermitteln, ob in den Berathungen unserer Regenten die Frage aufgeworfen worden ist, was in dem möglichen Falle geschehen soll, daß eine Capitulation nothwendig wird. So viel ich höre, ist dieser Fall offiziell noch nicht als innerhalb der Grenzen der Möglichkeit liegend anerkannt und deshalb auch noch nicht zur Sprache gebracht worden. General Trochu hat amtlich verkündet, daß „der Gouverneur von Paris nie capituliren werde". Seine Collegen haben wiederholt ungefähr dasselbe gesagt. Der praktischste von ihnen, Picard, hat, glaube ich, einigemal versucht, auf dieses Thema hinzuleiten, es ist ihm aber nicht gelungen. Journalartikel und Regierungs-Proclamationen sagen der Bevölkerung jeden Tag, daß sie blos auszuharren brauche, um endlich zu triumphiren. Wenn das Ende kommen muß, so ist doch schwer zu sehen, wie es kommen wird. Ich habe viele intelligente Personen gefragt, was wohl nach ihrer Meinung geschehen werde; es scheint aber Niemand einen sehr deutlichen Begriff davon zu haben. Einige meinen, die Regierung werde eines schönen Tages bekannt machen, daß nur noch auf eine Woche Proviant vorhanden ist und daß man nach Ablauf dieser Zeit die Thore dieser Stadt öffnen und den Preußen sagen werde, daß, wenn sie durchaus einziehen wollen, ihnen nichts im Wege stehe. Andere glauben, die Regierung werde ihre Macht in die Hände der Maires, als der unmittelbaren Vertreter von Paris, niederlegen. Trochu reitet viel draußen herum und sagt zu den Soldaten: „Muth, meine Kinder, der Augenblick naht." Was für einen Augenblick er aber meint, das weiß Niemand. Kein Wort wird in der französischen Sprache mehr mißbraucht, als das Wort „erhaben!" Eine Thorheit eine erhabene Thorheit zu nennen, wird als eine Rechtfertigung jeder beliebigen Abgeschmacktheit betrachtet. So nennen wir diese Weigerung, einen Fall, der nicht blos möglich, sondern auch wahrscheinlich ist, in's Auge zu fassen, ebenfalls erhaben. Wir sind stolz darauf und leben in diesem Zustande weiter, als ob er ewig dauern würde.

Fünfzehntes Capitel.

17. Januar.

Die Journale bringen Berichte über die Verhandlungen in den Clubs. Der nachstehende ist den heutigen „Débats" entlehnt: „Am äußersten Ende der Rue Faubourg St. Antoine befindet sich eine dunkle Hausflur und in einem Zimmer, zu welchem man durch diese Hausflur gelangt, versammelt sich der Club de la Revendication. Das Publikum ist klein und besteht größtentheils aus Frauen, welche hierherkommen, um sich zu wärmen. Der Club ist friedlich, kaum revolutionair — denn Rom ist nicht mehr Rom und der früher so unruhige Faubourg hat zu Gunsten von Belleville und La Villette abgedankt. Gestern war der Club de la Revendication wie gewöhnlich beschäftigt, das Elend des allgemeinen Zustandes und die Nothwendigkeit der Wahl einer Commune zu besprechen. Ein Redner, dessen patriotischer Enthusiasmus fast an Verrücktheit streifte, erklärte, er für seine Person verschmähe Schinken und Bratwurst und zöge vor, von der Luft der Freiheit zu leben. (Die Frauen seufzen.) Ein anderer Sprecher ist der Meinung, wenn es eine Commune gäbe, so würde es auch vollauf Schinken und Bratwurst geben. ‚Wir bezahlen,' sagte er, ‚das Budget der Geistlichkeit, als ob Bonaparte noch auf dem Thron säße, während doch Jeder gezwungen ist, von anderthalb Francs täglich zu leben.' Um seine Meinung klar zu machen, bedient sich der Redner folgenden Vergleichs: ‚Gesetzt,' sagt er, ‚ich wäre ein Bauer und hätte mir ein Huhn gemästet. (Aufregung.) Müßte ich nun die Flügel der Geistlichkeit, die Beine dem Militär und den Rumpf den Civilbeamten geben, so bliebe von meinem Huhn nichts

für mich übrig. In dieſem Falle befinden wir uns. Wir mäſten Hühner, Andere eſſen ſie. Viel klüger wäre es, wenn wir ſie für uns ſelbſt behielten. (Ja wohl, ja wohl!)' — Ein Pole, der Bürger Straßnowski, unternimmt es, die Regierung zu vertheidigen. Er verſchafft ſich nicht ohne Schwierigkeit Gehör. „Ihr beklagt Euch," ſagt er, „daß die Regierung nicht mehr Kanonen hat gießen laſſen. Wo waren die Artilleriſten. (Die ſind wir ſelbſt!) Vor drei Monaten aber waret Ihr Bürger und noch keine Soldaten. Dadurch, daß man Euch in den Straßen und auf den Wällen hat hin- und hermarſchiren laſſen, hat man Euch in Soldaten verwandelt. Die Regierung that deshalb Recht, zu warten. (Murren.)" — Gegen die deutſche Nation iſt Redner nicht aufgebracht, er iſt blos aufgebracht gegen die Potentaten, welche die Völker zwingen, einander umzubringen und er hofft, daß der Tag kommen wird, wo die europäiſchen Nationen einander über die Pyrenäen, die Alpen, den Balkan und die Karpathen hinweg die Hände reichen. (Schwacher Beifall und Murren.) — Ein Bürger bittet das Publikum, gegen den Bürger Straßnowski, der ein würdiger Mann und Freiwilliger ſei, Nachſicht zu haben; dann aber macht der Bürger dem würdigen Mann Vorwürfe darüber, daß er verſucht habe, eine Regierung zu vertheidigen, deren Unfähigkeit klar zu Tage liege. „Ich frage, Bürger Straßnowski," ſagt er, „was hat die Regierung gethan, um Lob zu verdienen? Sie hat uns bewaffnet und exercirt, aber warum? Um uns mit unſern Flinten und Kanonen, nachdem wir uns alle auf den Wällen den Schnupfen geholt, den Preußen auszuliefern. Hat ſie verſucht, uns nutzbar zu verwenden? Nein, ſie hat unthätig zugeſehen, während die Preußen unſere Stadt mit einem dreifachen Ring von Citadellen umgeben haben. Jeden Tag ſagt man uns, daß die Armeen der Provinzen uns befreien werden. Wir ſehen ſie aber nicht. Wir ſind ſelbſt in Paris nicht ſicher. Alle nur möglichen Geſchichten werden in Umlauf geſetzt. Geſtern hieß es, General Schmitz habe uns verrathen, heute iſt es eine Schauſpielerin, die einen Spion feſtgenommen hat, deſſen Köchin mit dem Koch eines Mitglieds der Regierung auf vertrautem Fuße ſtand. Wozu dieſe Geſchichten? Weil die Regierung keine moraliſche

Stütze hat und Niemand Vertrauen zu ihr fühlt. Mittlerweile werden die Nahrungsmittel knapper und knapper und heute Morgen um 8 Uhr schon hatten alle Bäcker in diesem Arrondissement ihre Läden geschlossen. (Sehr wahr, sehr wahr! Wir haben fünf Stunden vor den geschlossenen Thüren gewartet!) Wenn wir das Brod bekommen, so ist es mehr Kalk als Brod. Im dritten Arrondissement dagegen ist es gut und reichlich. So steht es mit dem Organisationstalent der Regierung. Wir müssen stundenlang auf Brod, stundenlang auf Holz und stundenlang auf Fleisch warten und oft bekommen wir weder Brod, noch Fleisch noch Holz. So kann es nicht lange mehr fortgehen, mein würdiger Straßnowski." — Der Redner schließt damit, daß er das Volk auffordert, die Leitung seiner Angelegenheit selbst in die Hand zu nehmen. „Vive la Commune!" wird von mehreren Seiten gerufen. Der Präsident fordert seine Zuhörer auf, einer Gesellschaft beizutreten, deren Zweck bürgerlicher Unterricht ist. Die Worte des Präsidenten werden mit Beifall aufgenommen und die Versammlung geht auseinander."

Eine andere Beschreibung einer Clubsitzung in demselben Journal lautet:

„Die Lorbeeren Belleville's ließen La Villette nicht schlafen. La Villette beschloß deshalb, eben so wie ihre Nebenbuhlerin einen demokratischen und socialen Centralclub zu haben und inaugurirte gestern in der Salle Marseillaise eine Opposition gegen die Rue Faire. In gewissen Beziehungen ist der Club Marseillaise noch demokratischer als sein Gegner. Der Saal ist eine Art Scheune und selbst die Sansculotten fanden trotz ihres Abscheues vor allem Luxus die hier anzutreffenden Bequemlichkeiten kaum genügend. Der Club Faire mit seinen Wandgemälden und Kronleuchtern hat im Vergleich mit dieser neuen Halle der Demokratie ein höchst aristokratisches Aussehen. Nach der ersten Sitzung zu urtheilen, berechtigt der Club Marseillaise zu den schönsten Hoffnungen. Gestern Abend wurden so viel Verräthereien enthüllt, daß die meisten andern Clubs wenigstens eine Woche lang daran genug gehabt hätten. Seit dem Beginn des Krieges sind wir von einem ungeheuren Netz des Verrathes umgarnt und die Maschen

des Netzes können nur durch die Commune und die Republik gesprengt werden. Die Verschwörung war schon längst von den Kaisern und den Königen und den andern Feinden des Volkes vorbereitet. Der Krieg war zwischen ihnen verabredet und es ist ein Irrthum, zu glauben, daß wir bei Reichshofen oder Sedan geschlagen worden seien. — ‚Nein!‘ ruft ein anderer Redner mit Ueberzeugung, ‚wir sind niemals geschlagen, wir sind verrathen worden. (Sehr wahr! Wir werden noch verrathen!) Die Männer des Stadthauses ahmen Bonaparte nach. Sie stehen eben so wie dieser im Einverständniß mit den Preußen, um, nachdem sie das Land verrathen haben, das Volk zu Sclaven zu machen. Zu wem müssen wir uns nun wenden, um das Land zu retten? Zu den Legitimisten? Zu den Orleanisten? (Nein, nein!)‘ Der Redner zögert nicht, zu gestehen, daß er sich doch zu Letzteren wenden würde, wenn sie Frankreich retten könnten. (Unmöglich!) Der Redner giebt zu, daß es unmöglich sei, und zwar um so mehr, weil Legitimisten und Orleanisten bei der Verschwörung gegen die Nation betheiligt sind. Nur durch das Volk selbst kann das Volk gerettet werden und zwar durch Einsetzung der Commune. Deshalb sind auch die Männer des Stadthauses und die Reactionäre dagegen. Ein zweiter Redner läßt die Frage der Commune und der Verschwörung ruhen, um die Aufmerksamkeit auf den Rücktritt des Bürgers Delescluze, des zeitherigen Maire des 19. Arrondissements zu lenken. Während dieser Redner glaubt, daß es ungerecht sein würde, den Patrioten Delescluze des Verraths anzuklagen, meint er, derselbe verdiene nichtsdestoweniger Tadel, weil er ein Amt niedergelegt, zu welchem ihn seine Mitbürger berufen. Das Volk wählte ihn und er hatte daher nicht das Recht, in den kritischen Umständen, in welchen wir uns befinden — in einem Augenblick, wo die Fluth des Elends immer höher steigt — wo die Maires eine große Mission zu erfüllen haben — seine Entlassung in die Hände der Männer des Stadthauses zu legen. Was ist die Folge dieses Beweises von Schwäche gewesen? Die Männer des Stadthauses haben eine Commission ernannt, um das 19. Arrondissement gerade so zu verwalten, wie es unter Bonaparte geschah. Das ist es, was wir Bürger von Belleville durch Delescluze's Abfall gewonnen haben.

(Beifall.) Ein Bürger bahnt ſich den Weg auf die Tribüne, um den Maire zu rechtfertigen. Er giebt zu, daß es auf den erſten Anblick unmöglich erſcheine, die Handlungsweiſe eines Beamten zu billigen, der von dem Volke gewählt worden und der ſein Amt gerade in dem Augenblicke niederlegt, wo das Volk ihn am nothwendigſten braucht, aber — und wieder gerathen wir in das dunkle Geheimniß der Verſchwörungen hinein — wenn er ſeine Entlaſſung gab, ſo geſchah es, weil er kein Mitſchuldiger des Verraths ſein wollte. Was glaubt Ihr wohl, was in einer Verſammlung, in welcher Jules Favre den Vorſitz führte, die Maires aufgefordert wurden zu thun? (Hier ſchweigt der Redner einen Augenblick, um Athem zu ſchöpfen. Die Neugier des Publikums ſteigt auf's Höchſte.) Sie wurden aufgefordert, in die Capitulation zu willigen. (Heftiges Murren — Schändlich!) Ja, ſo war es, und mit dieſer Schmach wollte Delescluze nichts zu thun haben; deshalb reſignirte er. Außerdem hatte er auch noch einen andern Grund dazu. Bei Eintheilung der für bedürftige Bürger beſtimmten Unterſtützung war angenommen, daß das 19. Arrondiſſement blos 4000 Hülfsbedürftige zähle, während es in Wirklichkeit 50,000 zählt. Man hoffte auf dieſe Weiſe, daß die Bevölkerung dieſes rein republikaniſchen Arrondiſſements Noth leiden und Unruhen anſtiften würde, die man dann mit Gewalt unterdrücken könnte. — Dieſe Enthüllung des Complots gegen den Maire des 19. Arrondiſſements wird auf verſchiedene Weiſe aufgenommen. Jemand in unſerer Nähe bemerkt: „Einerlei, er hätte nicht reſigniren ſollen.“ — Nachdem dieſer Gegenſtand erledigt iſt, kehrt die Discuſſion wieder zu den Verräthereien des Stadthauſes zurück. ‚Es iſt eine bekannte Sache,‘ ſagte ein Redner, ‚daß in einem aus vier Generalen zuſammengeſetzten Kriegsrath, bei welchem Trochu den Vorſitz führte, ein Ausfall beſchloſſen worden war und daß die Preußen den nächſten Morgen davon in Kenntniß geſetzt wurden. Wer ſagte es ihnen? Wer verrieth uns? War es Schmitz oder ein anderer General? (Eine Stimme: Es war der Mann, welcher Faſane ſpeiſt! Entrüſtung.) Jedenfalls iſt Trochu verantwortlich, auch wenn er nicht ſelbſt der Verräther war. (Ja, ja, es war Trochu.)‘ — Ein anderer Bürger, welcher der

Verſammlung nicht perſönlich bekannt iſt, aber angiebt, daß er in der Rue Chaſſon wohnt, ſagt, er habe zufällig eine vertrauliche Mittheilung erhalten, die vielleicht einiges Licht über die Sache verbreiten werde. Dieſer Bürger hat einige Freunde, welche die Freunde der Bürger Ledru Rollin und Tibaldi ſind und einer dieſer Freunde hörte einen Freund ſagen, entweder Ledru Rollin oder Tibaldi hätte Trochu ſagen hören, es ſei unmöglich, Paris zu retten; er wolle aber noch 30,000 Mann todtſchießen laſſen und dann capituliren. (Murren der Entrüſtung.) Der Bürger aus der Rue Chaſſon hat noch eine zweite vertrauliche Mittheilung erhalten, welche die erſte beſtätigt. Einer ſeiner Nachbarn hat ihm nämlich geſagt, es ſei Alles bereit zur Capitulation, und er glaubt, er werde bald in den Stand geſetzt ſein, noch etwas Wichtigeres über dieſen Gegenſtand mitzutheilen; mittlerweile aber bittet er die energiſchen Bürger von Belleville (entrüſteter Ruf: Hier iſt nicht Belleville!) — Verzeihung, von La Villette und der andern republikaniſchen Vorſtädte, die Regierung ſcharf im Auge zu behalten. Zu der innern Stadt darf man kein Vertrauen haben. Die Rue Chaſſon, in welcher er wohnt, ſei gänzlich demoraliſirt. La Villette mit Belleville und Montmartre muß Paris retten. (Beifall.) Ein anderer Bürger ſagt, er habe in der letzten Zeit häufig das widerwärtige Wort Capitulation gehört. Wie kann es anders ſein? Es geſchieht ja Alles, um ſie nothwendig zu machen. Wir, die Nationalgardiſten, die anderthalb Francs täglich erhalten, werden die Bedürftigen genannt. Was thun aber die Räuber und Bettler, die uns auf dieſe Weiſe beſchimpfen? Sie ſchwelgen und praſſen in den feinen Reſtaurants. Der zoologiſche Garten iſt geſchloſſen worden. Warum? Weil die Elephanten, die Tiger und andere ſeltene Thiere verkauft worden ſind, um elende Wichte, die über die Noth des Volkes lachen, in den Stand zu ſetzen, ſich mit Leckerbiſſen zu mäſten. Was können wir, die Bedürftigen, wie man uns nennt, mit 30 Sous anfangen, wenn eine Handvoll Kartoffeln 30 Francs und ein Kopf Sellerie 2 Francs koſtet? Und nun ſprechen ſie von capituliren, weil ſie durch den Krieg reich geworden ſind. Jedermann weiß, daß derſelbe blos unternommen ward, um Speculanten reich zu

machen. So lange als ſie Waaren zu zehnfachen Preiſen zu verkaufen hatten, waren ſie für den Widerſtand bis auf's Aeußerſte. Jetzt aber, wo ſie nichts mehr zu verkaufen haben, ſprechen ſie von capituliren. Ha! Wenn man an dieſe Nichtswürdigen denkt, möchte man ſich eine Kugel durch den Kopf jagen. (Gelächter und Beifall.) Ein vierter Bürger nimmt daſſelbe Thema mit derſelben Energie und Ueberzeugung auf. Er kennt, ſagt er, ein Reſtaurant, welches von Comptoriſten der Bank beſucht wird und wo in vergangener Nacht zwei Kühe und ein Kalb verſpeiſt wurden, während die Ambulanz gegenüber ohne friſches Fleiſch war. (Heftiges Murren.) Das iſt ein Theil des Syſtems Trochu's und ſeiner Collegen. Sie laſſen uns Noth leiden und verrathen uns. Trochu hat allerdings geſagt, er werde nicht capituliren, aber wir wiſſen ſchon, was das heißen ſoll. Wenn wir ausgehungert und demoraliſirt ſind, wird er ein neues Plebiscit über die Capitulation verlangen und dann ſagen, nicht er, ſondern das Volk habe capitulirt. (Sehr wahr! Er iſt ein Jeſuit!) Wir müſſen mit dieſen Speculanten und Verräthern ein Ende machen. (Ja, ja! Es iſt Zeit!) Wir müſſen die Commune haben. Wir haben blos noch auf achtzehn Tage Lebensmittel und brauchen fünfzehn, um friſche Vorräthe herbeizuſchaffen. Wenn die Commune nicht in drei Tagen proclamirt wird, ſo ſind wir verloren. (Sehr wahr! Die Commune! die Commune!) Der Redner erklärt, wie die Commune Paris retten werde. Sie wird nicht nur bei den Victualienhändlern Hausſuchungen vornehmen laſſen, ſondern auch bei Privatperſonen, welche noch Lebensmittelvorräthe beſitzen. Ueberdies, ſetzt er hinzu, werden wir, wenn alle Hunde aufgegeſſen ſind, die Verräther ſchlachten. (Gelächter und Beifall.) Gleichzeitig wird die Commune einen Ausfall en masse organiſiren, deſſen Erfolg unfehlbar iſt. Aus den von Gambetta angeſtellten Ermittelungen geht hervor, daß in dieſem Augenblick nicht mehr als 75,000 Mann Preußen um Paris herum ſtehen. Und dieſer Handvoll Deutſcher gegenüber ſoll unſere Armee von 500,000 Mann ſich unthätig verhalten? Abgeſchmackt. Die Commune wird dieſen angeblichen eiſernen Ring ſprengen. Sie wird dem Verrath ein Ende machen. Sie wird jedem General zwei

Commiſſare beigeben. (Am Abend vorher hatte man in dem Club der Rue Blanche nur einen Commiſſar mit einem Revolver in Vorſchlag gebracht. In der Marſeillaiſe hielt man zwei für erforderlich. Im Club Faire wird man, um La Villette zu überbieten, heute Abend drei verlangen. Die Stellung eines Generals der Commune wird keine leichte ſein.) ‚Dieſe Commiſſare‘, fährt der Redner fort, ‚werden alle Bewegungen des Generals überwachen. Sobald er Miene macht, vor dem Feinde zurückzuweichen, ſchießen ſie ihn nieder. Auf dieſe Weiſe unerbittlich zwiſchen Sieg und Tod geſtellt, wird er den erſteren wählen‘. (Allgemeiner Beifall.) — Die Stunde iſt ſchon weit vorgerückt, ehe aber der Präſident die Sitzung aufhebt, verkündet er, daß der Augenblick naht, wo die Republikaner ſich dicht aneinander ſchaaren müſſen. Die Patrioten werden aufgefordert, ihre Namen und Wohnungen anzugeben, damit man ſie finden kann, wenn man ſie braucht. Dieſer Vorſchlag wird mit Acclamation angenommen. Eine Anzahl Bürger läßt ihre Namen aufſchreiben und dann geht die Verſammlung mit dem Rufe: „Vive la Commune de Paris!“ auseinander.

19. Januar.

Den ganzen geſtrigen Tag rollten Kanonen durch die Straßen und Truppen marſchirten nach der Porte de Neuilly. Die Linienſoldaten waren abgehungert und zerlumpt, die Marſchbataillone der Nationalgarde dagegen nahmen ſich in ihren nagelneuen Uniformen ſehr gut aus. Alle aber ſchienen bei beſter Laune zu ſein. Die Soldaten machten nach ihrer Gewohnheit Witze mit einander oder mit andern Leuten und die Nationalgarde ſang. Viele waren von ihren Weibern oder Liebchen begleitet, die ihnen die Musketen trugen oder ſich an ſie anklammerten. Die meiſten dieſer Männer waren ſtark und wohlgebaut und ich bezweifle nicht, daß ſie in drei oder vier Monaten unter einem guten General ganz vortreffliche Soldaten abgeben würden. In den Champs Elyſées ſtanden zahlreiche Volkshaufen, um ſie vorbeimarſchiren zu ſehen. „Pauvres garçons!“ hörte ich manches Mädchen ſagen; „wer weiß, wie viele von ihnen nicht wiederkommen werden!“ Und es war in der

That traurig, dieſe ehrlichen Bürger zu ſehen, welche in ihren Werkſtätten oder hinter ihren Ladentiſchen hätten ſein ſollen, und jetzt, ſchlecht exercirt und ungewöhnt an Kriegsſtrapazen, mit muthigen Herzen aber mit wenig Hoffnung auf Erfolg, hinauszogen, um für ihre Vaterſtadt gegen die eiſernen Legionen zu kämpfen, welche dieſelbe belagern. Sie marſchirten die Avenue de la Grande Armée entlang, gingen über die Brücke von Neuilly und bivouakirten auf der ſogenannten Halbinſel Genevilliers. Dieſe Halbinſel wird durch eine ſcharfe Krümmung der Seine gebildet. An Karten der Umgegend von Paris kann es in London nicht fehlen und ein Blick auf eine derſelben wird die Topographie der heutigen Vorgänge weit klarer machen als irgend eine Beſchreibung. Der Anfang der Krümmung iſt von Hügeln eingefaßt und dieſe Hügel ziehen ſich auf der St. Cloud-Seite bis zum Mont Valérien, auf der andern Seite bis Rueil. Ungefähr eine Achtelmeile vom Mont Valérien liegt St. Cloud und zwiſchen St. Cloud und dem Park deſſelben Namens liegt Montretout, eine Redoute, die, von den Franzoſen angefangen, ſeit Beginn der Belagerung von den Preußen beſetzt iſt. Die Linie des Feindes zieht ſich quer über die Krümmung von Montretout durch Garches nach Malmaiſon. Letzteres liegt dicht unter Rueil, welches eine Art neutrales Dorf iſt. Die Truppen verbrachten die Nacht in dem obern Theile der Krümmung. Ihre Zahl betrug ungefähr 90,000 Mann und ſie führten eine furchtbare Feldartillerie mit ſich.

Der Zweck des Ausfalls war, wo möglich bis Verſailles vorzudringen. Die meiſten der Generale waren dagegen und meinten, es würde klüger ſein, häufige plötzliche Angriffe auf die feindlichen Linien zu machen, der General „öffentliche Meinung“ aber beſtand auf einer großartigen Operation und dieſer anonyme aber mächtige General behielt, wie gewöhnlich, die Oberhand. Der Plan ſcheint folgender geweſen zu ſein: Die eine Hälfte der Armee ſtand unter General Vinoy, die andere unter General Ducrot. Die erſtere ſollte Montretout und Garches angreifen, die letztere durch Rueil und Malmaiſon vordringen, die Höhen von La Jonchère nehmen und ſich dann in Garches mit Vinoy vereinigen. General Trochu commandirte von einem Obſer-

vatorium auf dem Mont Valérien aus die ganze Bewegung. Um 7 Uhr wurden Truppen gegen Montretout vorgeschickt. Diese Redoute war von etwa 200 Mann Polen aus Posen besetzt und diese leisteten einen so entschlossenen Widerstand, daß der Platz erst halb zehn Uhr genommen ward. Kanonen wurden in der Redoute nicht gefunden. Gleichzeitig rückte General Bellemare, der eine von Vinoy's Divisionen commandirt, gegen Garches vor und besetzte, nachdem er die preußischen Vorposten zurückgetrieben, den Wald und Park von Buzenval. Hier waren mehrere Bataillone der Nationalgarde engagirt und obschon ihr fernerweites Vordringen durch eine steinerne Mauer, hinter welcher hervor die Preußen feuerten, aufgehalten ward, so behaupteten sie sich doch im Wald und Park. Nun eröffneten die Preußen ein schweres Feuer längs der ganzen Linie. In Montretout war es unmöglich, auch nur eine einzige Kanone in Position zu bringen. So standen die Dinge bis kurz nach drei Uhr, dann aber langten Verstärkungen von Versailles an und wurden sofort gegen das Centrum dirigirt. Gleichzeitig schlugen Granaten unter die Reserven ein, die aus Nationalgardisten bestanden und am Abhange der Höhen aufgestellt standen, von welchen man die Aussicht auf Paris hat. Es waren junge Truppen und für solche giebt es keine härtere Probe, als sich beschießen lassen zu müssen, ohne sich von der Stelle rühren zu dürfen. Sie geriethen in Unordnung und wichen zurück. Ihre weiter vorgerückten Kameraden, die den Kamm der Höhen besetzt hielten, sahen sich verlassen und gleichzeitig die Angriffscolonne heranrücken. Sie wichen daher ebenfalls zurück und das Centrum der Position war nun verloren. Es fand eine eilige Berathung statt und Montretout und Buzenval wurden geräumt. So wie die Nacht einbrach, gingen die französischen Truppen in ihre Bivouacs von der vorigen Nacht zurück und die Preußen überschritten wieder den Graben, an welchem am Morgen ihre Vorposten gestanden hatten. Der Tag war nebelig und der Schmutz so tief, daß das Gehen dadurch sehr erschwert ward. Ich konnte deshalb von dem Hause aus, in welchem ich mich verschanzt hatte, die Bewegungen der Truppen nicht genau verfolgen. Was aus General Ducrot geworden war, schien Niemand zu wissen. Später habe ich erfahren, daß er, auf nur geringen Wider-

ſtand ſtoßend, durch Rueil und Malmaiſon vorrückte und dann während des Tages bei La Jonchère focht, indem er zugleich ein Corps nach dem Park von Buzenval detachirte. La Celle St. Cloud zu nehmen, von da La Bergerie zu umgehen und auf Garches zu marſchiren, ſcheint ihm aber nicht gelungen zu ſein. Es ſteht folglich Alles noch ziemlich ſo, wie es heute Morgen vor Beginn des Gefechtes ſtand.

Für morgen ſind noch mehr Truppen hinausbeordert und der Kampf ſoll daher wahrſcheinlich erneuert werden. Wenn er mit einer Niederlage endet, ſo werden die Folgen ſehr ernſte ſein, da die Artillerie nur über eine Brücke nach Paris zurückgebracht werden kann. Die Verwundeten ſind zahlreich. In der amerikaniſchen Ambulanz, welche ſich in unmittelbarer Nähe der Champs Elyſées befindet, liegen gegen ſiebzig. In dem Grand Hotel treffen deren jeden Augenblick ein. Die Nationalgarde hielt ſich bei Buzenval im Feuer ſehr gut, obſchon ein großer Theil der Mannſchaften die Uniform erſt ſeit wenigen Tagen trug. Die Offiziere leider waren in vielen Fällen eben ſo unerfahren als die Mannſchaften.

Als ich gegen fünf Uhr heute Nachmittag in die Stadt zurückkam, glich die Halbinſel Genevilliers der Rennbahn bei einem engliſchen Wettrennen an einem Regentage, und Cavallerie, Artillerie und Infanterie bildeten für mein civiliſtiſches Auge eine unentwirrbare Maſſe.

Heute Morgen ward das Brod in der ganzen Stadt rationirt. Niemand ſoll mehr als 300 Gramm täglich bekommen, Kinder blos 150. Ich empfehle Jedem, der zu flott gelebt hat, dieſes Regime eine Woche lang zu verſuchen. Es wird ihm ſehr gut bekommen, denn kein Laſtthier wird ſo überladen, wie der Magen der meiſten reichen Leute. Am 12. December machte die Regierung feierlich bekannt, daß das Brod niemals rationirt werden würde. Dieſe Maßregel kommt mir daher vor, als wäre ſie der Anfang des Endes. Eben ſo ſoll auch eine ſorgfältige Nachſuchung nach Lebensmitteln in den Wohnungen aller Derer vorgenommen werden, welche Paris verlaſſen haben. Wieder ein Anzeichen des Endes. Uebrigens iſt es aber faſt unglaublich, wie wenig ein Franzoſe braucht, um exiſtiren zu können. Ich war geſtern in der Avenue de l'Impératrice, im Hauſe eines

abwesenden Freundes, der dasselbe der Obhut eines Dieners übergeben hat, und fand drei durch das Bombardement aus ihren Wohnungen vertriebene Familien darin. Die eine dieser Familien, welche aus Vater, Mutter und drei Kindern bestand, kochte sich ein Stück Pferdefleisch von etwa vier Quadratzoll in einem Eimer Wasser. Mit dieser dünnen Suppe wollten sie drei Tage reichen. Den Tag vorher hatten sie jedes eine Rübe gehabt. Der Diener meines Freundes gab dem englischen Kutscher ein Diner. Das einzige Gericht war eine Katze mit Mäusen garnirt. Ich kostete eine derselben und zermalmte mit den Zähnen die Knochen wie die einer Lerche. Ich kann Mäuse empfehlen; sie sind ein sehr gutes Gericht, wenn einmal kein besseres zu haben ist.

Wie ich höre, ist heute Abend eine Brieftaube angekommen. Die von ihr mitgebrachte Depesche ist noch nicht bekannt gemacht. Die „Verräthermanie" wüthet immer noch. Gestern Abend verkündete ein Redner im Belleviller Club eine schauderhafte Entdeckung — das Brod wird von Verräthern vergiftet. Ein Landsmann von mir, ebenfalls Correspondent eines Londoner Blattes, ging, weil er gehört, daß man ihn beschuldigt, ein preußischer Spion zu sein, heute zum Polizeipräfecten. Dieser hochgestellte Beamte erklärte, er habe keinen Verdacht gegen ihn und zeigte ihm dann einen Stoß Tabellen, die sich auf jedes einzelne der hier vertretenen englischen Blätter bezogen. Was mich betrifft, so habe ich allerdings nie verfehlt, zu tadeln, was ich für tadelnswerth gehalten und bin nie in Ekstase über den bombastischen Unsinn gerathen, der die Hinterlassenschaft des verworfenen Despotismus ist, von welchem sich die Franzosen thörichterweise zwanzig Jahre lang haben beherrschen lassen und der den Nationalcharakter vergiftet hat. Trotzdem aber bin ich stets bemüht gewesen, in meiner Correspondenz, so weit es mit der Wahrheit vereinbar, alle Tugenden der Franzosen anzuerkennen und vielen ihrer Fehler gegenüber ein Auge zuzudrücken.

20. Januar.

Heute Morgen erhielten mehrere frische Regimenter der Nationalgarde Befehl zum Abmarsch nach der Halbinsel

Genevilliers. Ich begleitete eins derſelben, als wir aber nach Neuilly kamen, erhielten wir Contreordre und kehrten wieder um. Jedes Haus in Neuilly und Courbevoie war mit Truppen angefüllt und außerdem campirten mehrere Regimenter draußen auf dem Felde, wo ſie die Nacht ohne Zelte zugebracht hatten. Viele von den Mannſchaften waren ſo müde geweſen, daß ſie ſich in den faſt knietiefen Schmutz niedergeworfen und ſo mit dem Gewehr neben ſich geſchlafen hatten. Bitter waren die Klagen des Commiſſariats. Brod und Branntwein waren kaum zu haben. Viele hatten ihre Torniſter mit den darauf geſchnallten Broden während des Gefechts weggeworfen und dieſe befanden ſich nun im Beſitz der Preußen. Man kann ſich keinen traurigeren Anblick als den dieſer Regimenter denken. Einige davon — namentlich die, welche nicht ins Gefecht gekommen waren — hielten gut zuſammen; dabei aber gab es eine ungeheure Anzahl Verſprengter, welche umherliefen und ihre Bataillone und Compagnien ſuchten. Gegen zwölf Uhr ward bekannt, daß die Truppen wieder nach Paris zurückkehren ſollten und daß der Kampf nicht wieder erneut werden würde. Gegen ein Uhr begann der Marſch durch das Thor von Neuilly mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiel, als ob ein Sieg erfochten worden wäre. Ich blieb eine Zeit lang ſtehen und beobachtete die Volksmenge, die ſich zu beiden Seiten der Straße angeſammelt hatte. Die meiſten dieſer Zuſchauer ſchienen von Entmuthigung und Verzweiflung ergriffen zu ſein. Sie hatten ſo beſtimmt geglaubt, daß der großartige Ausfall mit einem großen Siege enden müſſe, daß ſie kaum ihren Augen trauen konnten, als ſie ihre Helden, anſtatt weiter nach Verſailles zu marſchiren, wieder nach Paris zurückkehren ſahen. Viele Frauen durchforſchten mit angſtvollen Blicken die vorübermarſchirenden Reihen und fragten jeden Augenblick, ob der oder jener Angehörige von ihnen gefallen ſei. Als ich durch die Champs Elyſées kam, ſah ich eine Menge Trupps von drei oder vier Soldaten, die es für unnöthig zu halten ſchienen, bei ihren Regimentern zu bleiben.

In den Abendjournalen iſt die Depeſche, welche Chanzy's Niederlage meldet, veröffentlicht worden, eben ſo wie eine Aufforderung von Trochu an General Schmitz, ſofort wegen

eines Waffenstillstandes von zwei Tagen zum Begraben der Todten zu unterhandeln. „Der Nebel," setzte er hinzu, „ist sehr dicht," und allerdings scheint dieser Nebel bis in das Hirn des würdigen Mannes gedrungen zu sein. Fast sämmtliche Verwundete sind bereits von den französischen und preußischen Ambulanzen aufgehoben. Die Todten befinden sich beinahe sämmtlich innerhalb der nun preußischen Linien und werden ohne Zweifel von den Preußen begraben. Nachmittags ward eine Einstellung der Feindseligkeiten auf zwei Stunden bewilligt. Unsere Ambulanzen rückten sofort aus und brachten einige Verwundete, aber nicht viele, zurück. Die meisten von Denen, welche innerhalb der preußischen Linien gefallen, waren, wie die preußischen Offiziere sagten, schon nach St. Cloud oder St. Germain gebracht worden, wo sie verpflegt werden würden.

Um drei Uhr berief Jules Favre die Maires zu einer Berathung. General Trochu fand sich ebenfalls auf eine halbe Stunde im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten ein und kehrte dann auf den Valérien zurück. Man sagt, er habe sich erboten, seine Entlassung zu nehmen, und ich halte es für sehr wahrscheinlich, daß er der Jonas sein wird, welchen man dem Wallfisch preisgiebt. Wird dieses Opfer aber das Schiff retten? Alle Generale werden einer wie der andere geschmäht, wie es denn überhaupt in Frankreich zwischen dem Capitol und dem tarpejischen Felsen kein Drittes giebt. Wer kein Sieger ist, muß ein Verräther sein. Daß undisciplinirte Nationalgardisten, die eben noch hinter ihren Ladentischen gestanden, nicht im Stande sein sollten, von deutschen Truppen vertheidigte Batterien zu stürmen, dies will man nimmermehr zugeben. Wenn sie es nicht im Stande sind, so liegt die Schuld an ihren Anführern.

Unter den gestern Gefallenen befindet sich Regnault, der Maler, der bei der letzten Ausstellung für seine „Salome" die goldene Medaille erhielt. Er hatte sich, ehe er in's Gefecht ging, auf der Brust eine Karte befestigt, worauf er seinen Namen und die Adresse der jungen Dame geschrieben, mit welcher er sich kürzlich verlobt hatte. Als die Träger ihn aufhoben, hatte er eben noch Kraft genug, um auf diese Adresse zu zeigen. Ehe man ihn jedoch dorthin bringen konnte, war er schon todt.

Der betrübendſte Anblick während des Kampfes aber war der eines franzöſiſchen Soldaten, welcher von franzöſiſchen Kugeln fiel. Er war Gemeiner im 119. Bataillon und weigerte ſich, mit vorzugehen. Sein Commandant machte ihm Vorſtellungen. Der Gemeine ſchoß nach ihm. General Bellemare, der in der Nähe war, gab Befehl, den Mann ſofort zu erſchießen. Ein Glied marſchirte auf und feuerte auf ihn; er fiel und man glaubte, er ſei todt. Einige Träger, die bald darauf vorbeikamen und glaubten, er ſei im Kampfe verwundet worden, legten ihn auf eine Tragbahre, denn er lebte noch. Ein Soldat trat hinzu, um ihm den Reſt zu geben. Der Schuß verſagte aber. Ein Anderer kam herbei und dieſer machte dem Unglücklichen endlich den Garaus.

Nach Allem, was ich von den Leuten höre, die bei den verſchiedenen Ambulanzen beſchäftigt ſind, überſteigt unſer Verluſt von geſtern nicht die Zahl von 2000 Getödteten und Verwundeten. Die meiſten Journale ſchlagen ihn weit höher an. In Buzenval, wo der einzige wirklich hitzige Kampf ſtattfand, gab es, wie ein Offizier, der dort commandirt hatte, mir ſagte, ungefähr 300 Todte. Um der Menſchlichkeit willen ſteht zu hoffen, daß nicht noch mehr ſolche nutzloſe Ausfälle unternommen werden. Die erſten preußiſchen Linien durchbrechen die Franzoſen allemal, dann aber werden ſie durch das Feuer der Batterien der zweiten Linie aufgehalten. Der Feind zieht Verſtärkungen heran und dann beginnt die wohlbekannte Rückzugsbewegung. „Unſere Verluſte," ſagen die offiziellen Berichte am nächſtfolgenden Morgen, „ſind groß, die des Feindes ungeheuer. Unſere Truppen fochten mit ausgezeichneter Tapferkeit, aber —"

21. Januar.

Geſtern Abend regnete es ſo ſtark, daß auf den Boulevards nur wenig Gruppen zu ſehen waren. In den Clubs ſchimpft man auf Trochu. Die allgemeine Stimmung wird eine immer verzweifeltere. „Was," fragt man, „nutzen Bourbaki's Siege? Er kann doch nicht zeitig genug hier ſein." Wir hatten unſere Hoffnung auf Chanzy geſetzt und

die Nachricht von seiner Niederlage hat in Verbindung mit unserer eigenen fast jeden Hoffnungsstrahl ausgelöscht. Die Regierung bereitet, wie man glaubt, die öffentliche Meinung auf die Capitulation vor. Die „Liberté“, bis jetzt die muthigste Vertheidigerin der Regierung, beklagt sich bitter, daß sie die Wahrheit verkünden müsse. Chaudordy's Depesche ging zuerst an Jules Favre. Als der Mann, welcher dieselbe entzifferte, die ersten Worte „Un grand malheur“ gelesen hatte, wollte Jules Favre nichts weiter hören, sondern schickte die Depesche unentziffert an Trochu. Dieser aber konnte eben so wenig wie die Offiziere seines Stabes sie entziffern und sie mußte daher unentziffert an das auswärtige Amt zurückgehen.

Allerhand Charlatane halten die Zeit nun für geeignet, mit ihren Anerbietungen hervorzutreten. Ein „General“ erbietet sich, der Belagerung ein Ende zu machen, wenn man ihm 50,000 Mann zur Verfügung stellt. Ein Chemiker bietet eine Bombe an, welche die Preußen mit Stumpf und Stiel ausrotten wird. Felix Pyat erklärt in seinem Organ, Sparta sei deshalb nie erobert worden, weil die Spartaner ihre Mahlzeiten gemeinschaftlich einnahmen. Deshalb schlägt er als Mittel, Paris zu befreien, vor, daß man öffentliche Mahlzeiten veranstalte. Ich für meine Person wünsche sehr, daß dieselben zu Stande kommen, denn ich werde mich ganz sicher dabei einfinden. Selbst spartanische Suppe wäre annehmbar. Das Brod ist kaum genießbar. Wenn man es in Wasser weicht, so schwimmen Stroh- und Heuhälmchen darauf herum.

Ein Mann, der es genau wissen sollte, versicherte mir heute Morgen feierlich, wir hätten blos noch auf sechs Tage Lebensmittel. Die Leute aber, die etwas wissen sollten, sind gerade die, welche nichts wissen. Ich glaube allerdings nicht, daß es schon so schlimm mit uns steht, gleichwohl aber ist das Ende eine Frage nicht mehr von Monaten, sondern von Tagen und sehr bald wahrscheinlich nur noch von Stunden. Diejenigen, die eine baldige Capitulation wünschen, nennt man les capitulards und sie bilden eine Majorität von Neun gegen Eins. Es giebt dabei noch Viele, die einen abermaligen großen Ausfall verlangen; die Meisten aber, die dies thun, sind Leute, welche voll-

kommen ſicher ſind, dieſen Ausfall nicht ſelbſt mitmachen zu müſſen.

Die Straßenredner ſchimpfen immer noch über den armen Jonas Trochu und ihre Zuhörer ſcheinen ihnen Recht zu geben. Dieſe klugen Männer ſagen aber dabei nicht, wer ihn erſetzen ſoll. Einige der Mitglieder der Regierung ſchlagen, wie ich höre, einen General vor; welcher General aber würde dieſe damnosa haereditas annehmen? Unter den Generalen hat jeder ſeine Anhänger und jeder ſcheint der Meinung zu ſein, er ſei ein gewaltiger Kriegsmann und alle Anderen ſeien Narren. Vinoy ſowohl als Ducrot weigerten ſich, dem Kriegsrath beizuwohnen, welcher vor dem letzten Ausfall abgehalten ward. Sie ſeien Diviſionsgenerale, ſagten ſie, und würden den ihnen ertheilten Befehlen gehorchen, aber keine weitere Verantwortlichkeit auf ſich nehmen. Ducrot, der zeither Trochu's Freund und Vertrauter war, ſteht nicht mehr in ſeiner Gunſt. Der „Réveil", der in der Regel über Alles, was unſere Maires betrifft, gut unterrichtet iſt, giebt heute folgenden Bericht über die geſtrige Verſammlung: „Um drei Uhr ward die Sitzung in Gegenwart aller Mitglieder der Regierung eröffnet. Trochu erklärte beſtimmt, daß er nicht mehr kämpfen werde. Favre ſagte, die Regierung ‚verſchwände', und ſchlug vor, daß ſie ihre Gewalt an die Maires abträte. Letztere weigerten ſich, auf dieſen Vorſchlag einzugehen. Die Discuſſion war eine ſehr hitzige. Noch mehrere andere Vorſchläge, von welchen der eine immer abgeſchmackter war als der andere, wurden von einigen Mitgliedern der Regierung geſtellt, kamen aber nicht zur Discuſſion und die Sitzung ward, wie gewöhnlich, aufgehoben, ohne zu einem Reſultat geführt zu haben. Vinoy iſt der Beſte, denn er iſt ehrlich, uneigennützig und entſchloſſen. Es ſteht zu hoffen, daß er, wenn Trochu zurücktritt, an deſſen Stelle komme.

22. Januar.

Der arme Jonas iſt über Bord geworfen und vom Wallfiſch verſchlungen worden. Er ſteht noch an der Spitze der Civilregierung, aber blos als Strohmann. Er iſt von der beſten Geſinnung beſeelt, hat ſich aber als militäriſcher

Chef durchaus nicht bewährt. Die Pläne zu seinen Ausfällen waren stets sorgfältig ausgearbeitet und jedem Divisionscommandanten genau vorgeschrieben, was er zu thun hatte. Unglücklicherweise aber störte General Moltke gewöhnlich die richtige Entwickelung dieser Details. Bei dem letzten Ausfall entschuldigte Ducrot sein spätes Eintreffen in Mamaison damit, daß er die Straße, auf welcher er vorrücken sollte, durch eine lange Linie Artillerie gesperrt fand, die sich ebenfalls Trochu's Befehlen zufolge hier aufgestellt hatte. General Vinoy, der jetzt das Obercommando führt, ist ein rüstiger alter Soldat von ungefähr siebzig Jahren. Er hat von der Pike an gedient und war in der Krim ein sehr intimer Freund von Lord Clyde. Als Letzterer einige Jahre vor seinem Tode nach Paris kam, hatte der englische Gesandte ein großartiges Frühstück bereiten lassen und war nach dem Bahnhof gegangen, um ihn zu empfangen. Auf dem Perron stand auch Vinoy, der ebenfalls ein Frühstück für seinen alten Waffengenossen in Bereitschaft hatte, und dieses Frühstück nahm Lord Clyde zum großen Aerger des Diplomaten an. General Vinoy hat heute an die Truppen eine Proclamation erlassen, deren schlichte, einfache, bescheidene Sprache sich sehr vortheilhaft von dem schwülstigen Bombast unterscheidet, in welchem sein Vorgänger so Großartiges leistete.

Die Journale fangen schon an, zu ihrer eigenen Genugthuung zu beweisen, daß der Kampf am vorigen Donnerstag keine Niederlage, sondern ein „unvollständiger Sieg" war. Was die Nationalgardisten betrifft, so sollte man meinen, jeder von ihnen sei im Gefecht gewesen und nur die Furchtsamkeit ihrer Generale habe sie abgehalten, Alles vor sich niederzuwerfen. Im Vergleich mit den wunderbaren Thaten, welche viele dieser Helden ausgeführt zu haben sich rühmen, ist Napoleons alte Garde blos eine Heerde von Schafen gewesen. Eine sehr treffende Caricatur stellt einen Löwen in Nationalgardenuniform vor, der von zwei Eseln in Generalsuniform zurückgehalten und auf diese Weise gehindert wird, sich auf einen Haufen erschrockener Deutschen zu stürzen.

Thatsache ist indessen, daß von den 5000 Mann Nationalgardisten, die bei dem eigentlichen Kampfe betheiligt

waren, die meiſten ſich leidlich gut und viele der Offiziere ſich ſehr gut hielten. Was die Seeleute betrifft, ſo verdienen dieſelbe das höchſte Lob, und da ſie gleichwohl zu Waſſer von den britiſchen ſtets geſchlagen wurden, ſo ſteigt meine Bewunderung der letzteren nur um ſo höher. Sie werden aber auch von ihren Capitainen und Admiralen in der ſtrengſten Zucht gehalten und als ich einen dieſer Herren fragte, ob ſeine Leute mit den Soldaten fraterniſirten, antwortete er: „Wenn ich jemals einen von meinen Leuten mit ſolchem Geſindel umgehen ſähe, ſo ſchickte ich ihn auf vierundzwanzig Stunden in Arreſt.“ In den Forts bleiben ſie ſelbſt bei dem heftigſten Feuer vollkommen kaltblütig und ſowohl bei Le Bourget als bei Chatillon fochten ſie wie Helden. „10,000 Mann wie dieſe,“ ſagte neulich ein General zu mir, „ſind mehr werth, als die ganze Nationalgarde.“

Das Bombardement dauert noch fort. In den ſüdlichen Theil der Stadt fallen Bomben, es wird aber auf dieſer Welt Alles zur Gewohnheit und es kümmert ſich daher Niemand ſonderlich darum. Des Nachts iſt der Trocadero ein beliebter Sammelplatz für die Cocotten geworden, die uns noch mit ihrer Gegenwart beehren. Man ſieht von hier aus die Linie der preußiſchen Batterien und das Blitzen ihrer Kanonen. Auch das Pfeifen der Bomben kann man hören und die Dämchen klammern ſich dann mit affectirter Furcht an ihre Führer an. Es iſt wie bei einem Feuerwerk in Cremorne Gardens. Seit geſtern Morgen wird auch St. Denis bombardirt. Die meiſten Bewohner haben ſich nach Paris hereingeflüchtet. Es wäre ſchade, wenn die Kathedrale mit den Grabmälern der alten franzöſiſchen Könige beſchädigt werden ſollte. Die Preußen beſchießen dieſen mehr eine Feſtung als ein Fort zu nennenden Platz aus ſechs verſchiedenen Batterien und man fürchtet, daß er ſich nicht lange werde halten können.

Heute ward unſere Aufmerkſamkeit von den Preußen draußen durch einen innern Zwiſt abgelenkt und wir haben auf einander geſchoſſen, als ob die preußiſchen Bomben und Granaten für unſern kriegeriſchen Magen noch nicht genug wären und der Tod nicht unſern Kerker umtobte.

Kurz vor ein Uhr dieſen Morgen erſchien eine Bande

bewaffneter Patrioten vor dem Gefängniß Mazas und verlangte die Freilassung Flourens' und der andern hier befindlichen politischen Gefangenen. Der Director ließ, anstatt das Thor geschlossen zu halten, eine Deputation herein. In dem Augenblick aber, wo das Thor geöffnet ward, drängten sich mit der Deputation zugleich sämmtliche Patrioten hinein und führten Flourens und seine Freunde im Triumph davon. Mit dem Maire an ihrer Spitze zogen sie dann nach der Mairie des 20. Arrondissements und nahmen alle hier vorhandenen Brod- und Weinrationen weg. Dann trennten sie sich, nachdem sie beschlossen, um zwölf Uhr Mittags nach dem Stadthause zu ziehen, um ihren „Brüdern" die Regierung absetzen zu helfen. Ich begab mich gegen zwei Uhr selbst nach dem Platze vor dem Stadthause und fand hier ungefähr 5000 Personen versammelt. Die Thore des Stadthauses waren geschlossen. Hinter den Gittern vor denselben standen einige Offiziere und an allen Fenstern waren Soldaten zu sehen. Der größte Theil des Publikums war unbewaffnet. Dicht am Stadthause war in den von den Aufrührern besetzten Positionen eine gewisse militärische Ordnung bemerkbar. Ich wählte meinen Standpunkt an der Ecke der Rue de Rivoli. Die Menge mehrte sich mit jedem Augenblick. Sie bestand theils aus Neugierigen, an welchen es Sonntags nie fehlt, theils aus Pöbel. Ich befand mich in der Mitte einer der letztern Kategorie angehörenden Gruppe, die fortwährend fluchte und schimpfte. Dicht neben mir stand eine umfangreiche Dame, deren Athem verrieth, daß sie soeben eine reichliche Quantität Spirituosen zu sich genommen, deren Conversation aber zeigte, daß ihr moralischer Standpunkt ein besserer war, als es auf den ersten Anblick scheinen konnte. „Man will das Volk zu Sklaven machen," schrie sie fortwährend, „aber es will sich nicht länger von Verräthern beherrschen lassen; das sage ich, ich, die Mutter von vier Kindern." Diese letztere von ihr geltend gemachte Eigenschaft gab ihren Meinungen augenscheinlich Gewicht, denn ihre Nachbarn entgegneten: „Oui, elle a raison, la mère." Ein hagerer, bleichgelber Kerl, welcher aussah, als hätte er in seinem ganzen Leben nicht einen einzigen Tag lang etwas Nützliches gethan, und dessen persönliche Reize durch einen borstigen, grauen Bart

und eine Mütze von Katzenfell nicht sonderlich erhöht wurden, brüllte: „Das Stadthaus gehört uns; ich bin ein Steuerzahler!“ während ein etwa fünfzehnjähriges Bürschchen mit gellender Discantstimme die militärischen Fehler auseinandersetzte, welche Trochu und die Generale begangen hätten. Kurz nach drei Uhr erschien eine frische Bande, vollständig bewaffnet, mit einem Tambour, der den Sturmmarsch schlug, an der Spitze. In dem Augenblick, wo sie den Haupteingang erreicht hatten, knallte ein Schuß, auf welchen mehrere folgten. Jeder, der ein Gewehr hatte, schoß es nun, um nur etwas zu thun, ebenfalls ab und ergriff dann die Flucht wie ein parthischer Bogenschütze. Die Verwirrung ward sofort allgemein und eine Menge Leute warfen sich selbst zur Erde nieder. Ich sah die Mutter von vier Kindern im Straßenschmutz zappeln und den bleichgelben Steuerzahler über sie hinwegstürzen, dann folgte ich dem jugendlichen Strategen zu einer offenen Thür hinein. Hinter derselben waren etwa zwanzig Personen versammelt. Die Thür ward geschlossen und ungefähr zwanzig Minuten lang hörten wir noch fortwährend Schüsse fallen. Dann, als der Kampf vorüber zu sein schien, ward die Thür wieder geöffnet und wir traten heraus. Der Platz war von dem Pöbel geräumt und von den Truppen besetzt, während noch frische Regimenter den Quai und die Rue Rivoli entlang anmarschirt kamen. Verwundete lagen überall umher oder krochen nach den Häusern. Es dauerte nicht lange, so kamen einige Bahrträger und lasen die Verwundeten auf. Einen Knaben sah ich augenscheinlich sterben, das Blut strömte ihm aus zwei Wunden. Die Fenster des Stadthauses waren zerschmettert und die Façade zeigte, eben so wie einige der andern Häuser, Spuren von Kugeln. Ich blieb, bis es dunkel ward, selbst dann noch aber waren die Straßen voll Menschen. Jeder, der sich in dem Schmutz gewälzt und dessen Kleider Spuren davon zeigten, war der Mittelpunkt einer Gruppe von Mitfühlenden und Nichtmitfühlenden, welchen er erzählte, wie die bretonischen Banditen auf ihn, ein armes, unschuldiges Lamm, welches Niemandem etwas zu Leide gethan, geschossen hätten. Die Nichtmitfühlenden bildeten jedoch die Mehrzahl und „das ist ihm schon recht,“ schien der allgemeine Ausspruch über Die zu

ſein, welche getroffen worden waren oder ſich die Kleider ruinirt hatten. Dann und wann ward ein Fenſter zugeſchlagen oder ein Karren rollte vorbei, wo dann Alles einige Schritte zurückwich. Nach Tiſche kehrte ich wieder nach dem Stadthauſe zurück. Die Menge hatte ſich zerſtreut und der Platz war militäriſch beſetzt. Es läßt ſich daher wohl annehmen, daß dieſe kleine häusliche Epiſode vorüber iſt.

23. Januar, Morgens.

Die Clubs ſind geſchloſſen und der „Réveil“ und der „Combat“ unterdrückt. Eine Menge Leute kommen von St. Denis herein, wo das Bombardement in vollem Gange iſt. Vergangene Nacht ſind auch Bomben auf eine der Seineinſeln gefallen. Die Fluth ſteigt alſo und unſer trockenes Terrain vermindert ſich mit jedem Tage. Einem Auszuge aus einer deutſchen Zeitung zufolge iſt nach England telegraphirt worden, daß das Dorf Iſſy von dem preußiſchen Feuer gänzlich zerſtört worden ſei. Dies iſt aber nicht der Fall. Ich war kürzlich dort und das Dorf iſt noch vorhanden. Allerdings iſt es nicht gerade der Ort, an welchem man ſein Beſitzthum für ſicher halten könnte, bis jetzt aber ſind die meiſten der Häuſer noch unverſehrt.

Sechzehntes Capitel.

27. Januar.

Ich ſchreibe dies, weil ich höre, daß der letzte Ballon heute Abend abgehen wird. Die Meiſten von uns hier haben große Aehnlichkeit mit den Erben beim Begräbniß eines reichen Mannes. Wir machen lange Geſichter, wir ſeufzen und wir ſtöhnen, aber wir ſind nicht ganz ſo unglücklich, als wie wir ausſehen. Das „Journal Officiel“ von heute Morgen meldet, daß Paris nicht beſetzt werden und daß die Nationalgarde nicht nach Deutſchland gehen wird. Dies, ſagen wir, iſt etwas ganz Anderes als eine Capitulation — es iſt ein politiſches Ereigniß; in einigen Tagen erwarte ich, es einen Sieg nennen zu hören. Der Redacteur der „Liberté“, der immer noch lebt, obſchon er während der letztvergangenen drei Monate fortwährend Pakte mit dem Tode geſchloſſen, erklärt, Paris habe nicht capitulirt und werde niemals capituliren, ein Waffenſtillſtand aber ſei etwas ganz Anderes. Geſtern Abend ſah man trotz der Kälte, welche wieder zu herrſchen begonnen, auf den Boulevards eine Menge Patrioten und politiſche Kannegießer, welche den Stand der Dinge discutirten und ſich über das ausſprachen, was Paris bewilligen und was es nicht bewilligen würde. Dann und wann warf ein „Reiner“ — ein „Reiner“ iſt ein Ultra — die Bemerkung hin, daß die Pariſer ſelbſt blos ernteten, was ſie geſäet. Der „Reine“ ward aber, wie ich kaum zu ſagen brauche, ſehr bald zum Schweigen gebracht. Man ſchien allgemein der Anſicht zu ſein, Paris habe ſich heldenmüthig und erhaben gezeigt, und ſei dies nicht der Fall geweſen, ſo liege die Schuld an den Verräthern, welchen es ſein Schickſal anvertraut. Einige

sagen, die Admirale hätten erklärt, sie würden ihre Forts lieber in die Luft sprengen als dieselben übergeben. Wenn aber die würdigen Leute, welche dies versicherten, es von den Admiralen selbst erfahren hatten, so kann ich blos sagen, daß diese rechtschaffenen Seeleute sich seltsame Vertraute ausgesucht haben.

Paris hat, wie ich schon mehr als einmal gesagt habe, für seine eigene Oberherrschaft über die Provinzen eben so viel gekämpft wie für den Sieg über die Preußen. Die Nachricht — ob sie wahr ist, weiß ich nicht —, daß Gambetta, welcher als Repräsentant von Paris betrachtet wird, durch eine Art Regentschaftsrath ersetzt worden ist und daß dieser Regentschaftsrath unterhandelt, hat hier alle Gemüther mit Entrüstung erfüllt. Weit besser, scheint Jeder zu denken, daß Elsaß für Frankreich, als daß Frankreich für Paris verloren gehe. Die Siege Preußens sind den Franzosen bitter gewesen, weil Jeder sich gewissermaßen als Erben der Siege des ersten Kaiserreichs betrachtete; der wirkliche Patriotismus der Pariser aber erstreckt sich nicht weiter als die Mauern ihrer Stadt. Wenn dieser Krieg die Folge hat, daß Frankreich künftig die Leitung seiner Angelegenheiten selbst in die Hand nimmt und den Journalisten und übrigen Bewohnern von Paris nicht mehr gestattet, mit ihm zu machen, was ihnen beliebt, so wird es durch seine Niederlagen, und möge es noch so viel Kriegsentschädigung bezahlen müssen, mehr gewonnen als verloren haben.

Der kriegerische Geist der Nationalgarde ist natürlich von den Journalen, die wegen ihres Absatzes von diesen tapfern Streitern abhängen, bis in den Himmel erhoben worden. Die Frage, was sie ausgerichtet haben, läßt sich jedoch durch Zahlen beantworten. Sie zählen über 300,000 Mann. Ihren eigenen Angaben zufolge haben sie seit beinahe fünf Monaten gekämpft und es läßt sich mit Gewißheit behaupten, daß sie während des ganzen Feldzuges nicht 500 Mann verloren haben. Sie haben dann und wann Dienst in den Laufgräben gethan, dieser Dienst ist aber ein sehr kurzer gewesen und sie haben dazwischen lange Ruhepausen gehabt. Vergleicht man nun diesen Verlust mit dem der Linie, der Mobilgarde und der Seeleute, so

lautet das Resultat für die Nationalgarde nicht günstig. Die Soldaten und die Seeleute haben gefochten und die Frauen haben während der Belagerung gelitten. Die männliche Bevölkerung von Paris dagegen hat fast weiter nichts gethan als getrunken und renommirt.

Heute schweigt das Feuer und ich vermuthe, daß die letzte Bombe in die Stadt Paris gefallen ist. Gestern ging ich hinaus nach St. Denis. Ich begegnete einigen Leuten, die mit ihren Betten und Hausgeräthschaften auf Handkarren nach Paris hineinzogen. In St. Denis war das Bombardement, obschon nicht mehr so heftig wie es gewesen, doch immer noch sehr störend. Die meisten der noch zurückgebliebenen Einwohner hatten sich in ihren Kellern eingerichtet und jeden Augenblick stieß man auf einen herabgeworfenen Schornstein. Manche Bewohner hielten sich noch im Parterre ihrer Häuser auf und hatten Matratzen gegen die Fenster gethürmt. Dann und wann rannten sie aus einem Haus in das andere, wie wilde Kaninchen in einem Gehege von Loch zu Loch. Alle Thüren standen offen und so oft man das bekannte verdächtige Pfeifen hörte, schlüpfte man zur nächsten Thür hinein. Ich habe nicht gesehen, daß Jemand getroffen worden wäre. Die Häuser waren vielfach beschädigt, die Kathedrale war, wie man mir sagte, ebenfalls getroffen worden, da aber auch auf dem Platze vor derselben Bomben niederschlugen, so verschob ich die näheren Nachforschungen auf einen ruhigeren Augenblick. Einige Soldaten sagten mir, die Forts seien „gekratzt" worden, in welchem Umfange aber dieses Kratzen stattgefunden, kann ich aus persönlicher Beaugenscheinigung nicht angeben, denn ich fürchtete, wenn ich meine Recognoscirungen noch weiter fortsetzte, am Ende noch selbst „gekratzt" zu werden.

Ich bin nicht Militär und verstehe in technischer Beziehung nichts von Bomben, da es aber ihr Zweck ist, zu platzen, und da eine große Anzahl wissenschaftlich gebildeter Männer ihre Zeit der Aufgabe, diesen Zweck herbeizuführen, gewidmet haben, so finde ich es sonderbar, daß so wenige dieser Geschosse auch wirklich explodiren. Ein Grund davon ist, wie man mir sagt, in folgendem Umstand zu suchen. Wenn die Schnelligkeit der Triebkraft sich vermindert, drehen sie sich in der Luft um und schlagen mit dem schwereren

Ende auf, während die Zündmasse am leichteren angebracht ist. Ueberdies haben viele von denen, die in die Stadt gefallen und auch wirklich geplatzt sind, doch keinen Schaden angerichtet, weil der Bleimantel, der sie umgiebt, die Splitter zusammengehalten hat. Die Gefahr für Leib und Leben ist daher bei einem Bombardement sehr gering, und ich will lieber 24 Stunden lang in dem exponirtesten Theile einer bombardirten Stadt verweilen, als in den mittleren Stunden des Tages 24 Mal Oxford Street überschreiten. Eine Bombe ist ein Spaß im Vergleich mit jenen großen schweren Wagen, die in den Straßen von London von ihren Führern nach Fußgängern geschleudert werden.

28. Januar.

Die Regierung hat sich noch nicht entschlossen, der Katze die Schelle anzuhängen und uns die Bedingungen des Waffenstillstandes oder der Capitulation, wie man es nun nennen mag, bekannt zu machen. Man erwartet, daß nächsten Dienstag oder Mittwoch wieder Züge nach England abgehen und ich werde womöglich sogleich den ersten Zug benutzen, um aus diesem Kerker hinauszukommen. Es muß ein großer Genuß sein, sich wieder unter Menschen zu befinden, die wenigstens einen gewissen Grad von gesundem Menschenverstand besitzen, die nicht alle Uniformen tragen und nicht so unerträglich mit ihrer erhabenen Haltung prahlen.

Gestern Abend ward eine Reihe Clubs im Freien auf den Boulevards und auf anderen öffentlichen Plätzen gehalten. Die Redner waren meistens Weiber oder ältere Männer. Beide sprachen sehr laut davon, eine Revolution zu machen, um die Capitulation zu verhindern; es kam mir aber vor, als ob für dieses Project am allereifrigsten gerade Die sich erklärten, die, so lange sie Gelegenheit hatten, für die Republik zu kämpfen, es gleichwohl gerathener fanden, sich unthätig zu verhalten. Die Sprache der Nationalgarde ist allerdings sehr kriegerisch. Mehrere hundert ihrer Offiziere haben sich das wohlfeile patriotische Vergnügen gemacht, eine Erklärung zu unterzeichnen, laut welcher sie eher

zu ſterben als ſich zu ergeben wünſchen. Heute Morgen ſind viele Bataillone der Nationalgarde unter Waffen; ſie haben dieſelben aber in Pyramiden zuſammengeſtellt und ſchlendern in den Straßen herum. Viele ſind auch beim Appell nicht erſchienen, ſondern zu Hauſe geblieben, um auf dieſe Weiſe gegen das, was vorgeht, zu proteſtiren.

General Vinoy hat ein ſchlagfertiges Corps Truppen, und da er ein Mann von Energie iſt, ſo fürchte ich für den Augenblick keine ernſten Ruheſtörungen. Was die Soldaten und die Mobilgardiſten betrifft, ſo ſpazieren ſie zu Zweien und Dreien umher und verhehlen nicht, wie froh ſie ſind, daß Alles vorüber iſt. Die armen Schelme haben in der That während der Belagerung einen ſchweren Stand gehabt; ſie haben gute Dienſte geleiſtet und wenig Dank dafür geerntet. Die Journale ſchimpfen alle auf die Regierung. Dieſe iſt natürlich ſchuld, daß die Linien der Belagerer nicht durchbrochen worden ſind. General Trochu iſt kein militäriſches Genie und ſeine Collegen haben ſich auch nicht als beſſere Adminiſtratoren erwieſen, als ſich von einem halben Dutzend Advokaten erwarten ließ, die man ihres Mundwerkes wegen in eine geſetzgebende Verſammlung gewählt. Dieſes Syſtem, ſo oft ein Unternehmen fehlſchlägt, die Führer deſſelben zu opfern und ſie der Verrätherei und der Unfähigkeit anzuklagen, iſt einer der verwerflichſten Züge des franzöſiſchen Volkscharakters und wenn dies ſo fortgeht, ſo wird zuletzt jeder hervorragende Mann von ſeinen eigenen Landsleuten entweder für einen Schurken oder für einen Narren erklärt werden.

31. Januar.

Finita la Commedia. Der Vorhang kann fallen. Die Belagerung von Paris iſt aus; der letzte Ballon hat unſere Briefe durch die Wolken getragen; der letzte Schuß iſt abgefeuert. Die Preußen ſind in den Forts und die preußiſchen Colonnen ſind blos deshalb nicht in den Straßen, weil ſie es vorziehen, außerhalb der beſiegten Stadt Wacht zu halten.

Welches Urtheil wird die Geſchichte über die Vertheidigung fällen? Wer weiß es! Einerſeits haben die Pariſer eine gewaltige Armee weit länger im Schach gehalten, als

man erwartet hatte, andererseits aber ist jeder Ausfall, den sie unternommen, erfolglos geblieben und jeder Versuch, das Näherrücken der Belagerer aufzuhalten, fehlgeschlagen. Sie haben ihre Lebensmittelvorräthe immer mehr zusammenschmelzen lassen, bis sie sich gezwungen gesehen haben, zu capituliren, ohne daß ihre Vertheidigungswerke erstürmt und ihre Kanonen zum Schweigen gebracht worden wären. Der General beklagt sich über seine Soldaten, die Soldaten beklagen sich über ihren General und auf beiden Seiten hat man Grund dazu. Trochu ist kein Todleben. Seine besten Freunde schildern ihn als eine Art militärischen Hamlet, der gut zu sprechen versteht, aber im Handeln schwach und unentschlossen ist. Allerdings war seine Aufgabe als Commandant auch eine sehr schwierige. Als die Belagerung begann, hatte er keine Armee und als diese gebildet war, sah sie sich von so starken Erdwerken und Redouten eingeschlossen, daß selbst bessere Soldaten nicht im Stande gewesen sein würden, sie zu nehmen. Als Staatsmann war er niemals Meister der Situation. Er folgte der öffentlichen Meinung mehr als daß er dieselbe geleitet hätte und vergaß alles Andere über der Furcht, einer Bevölkerung zu mißfallen, welche, selbst in ruhigen Zeiten, mit einer eisernen Ruthe regiert werden muß. Hier zu Lande ist der Erfolg der Maßstab der Fähigkeit und der arme Trochu ist jetzt politisch so todt, als ob er niemals gelebt hätte. Seine Feinde nennen ihn einen Verräther; seine Freunde vertheidigen ihn gegen diese Beschuldigung dadurch, daß sie sagen, er sei blos ein eitler Narr.

Was die bewaffnete Macht betrifft, so habe ich mich über die treffliche Haltung der Seeleute und über die durchaus nicht zu verachtenden Leistungen der Mobilgarde bereits mehrfach ausgesprochen. Die Nationalgarde dagegen war, wie ich nochmals erklären muß, schlechter als nutzlos. General Trochu sah dies ebenfalls sehr bald ein. Er rief Freiwillige auf und hoffte, daß wenigstens 100,000 Mann diesem Rufe folgen würden; es meldeten sich aber nicht volle 10,000. Dann befahl er, aus jedem Bataillon eine Marschcompagnie zu bilden. Dies gab Anlaß zu unzähligen Beschwerden und Jeder suchte sich unter irgend einem Vorwande loszumachen. Der Eine hatte eine Mutter, der Andere eine Tochter, der

Dritte eine ſchwache Lunge, der Vierte ſchwache Beine. Endlich, nach vieler Mühe, waren die Marſchbataillone gebildet. Ihre Kameraden gaben ihnen Abſchiedsbanketts. Sie bekamen neue Röcke, neue Hoſen und neue Kochtöpfe auf die Torniſter zu ſchnallen. Sie thaten auch einigen Dienſt in den Tranchéen, vom ernſten Kampf aber hielten ſie ſich ſtets fern, bis ſie auf der Halbinſel Genevilliers vor vierzehn Tagen vollſtändig Fiasco machten. Die geſammte Nationalgarde hat während des ganzen Feldzugs, wie ich oben bemerkte, kaum 500 Mann verloren; wenn aber die Dreihundert bei Thermopylä ſich nach Erſchöpfung ihres Proviants und nach einem Verluſt von weniger als ein Procent — wir wollen ſagen von drei Mann — ſich den Perſern ergeben hätten, ſo wären ſie vielleicht immerhin ganz achtbare Leute geweſen, die Geſchichte würde aber ihre That nicht verewigt haben.

In politiſcher Beziehung iſt mit Ausnahme des Tumultes am 31. October, die Regierung der Nationalvertheidigung auf keinen Widerſtand geſtoßen. Es hat dies verſchiedene Gründe. Unter der Bourgeoiſie herrſchte zu Trochu und ſeinen Collegen wenig Liebe oder Vertrauen; ſie repräſentirten aber einmal die Sache der Ordnung und waren die einzige Schranke gegen abſolute Anarchie. Unter den ärmeren Klaſſen ward Jeder, der es wünſchte, von der Regierung gekleidet, geſpeiſt und bezahlt, ohne daß er etwas dafür zu thun brauchte. Viele, welche unter anderen Verhältniſſen bereit geweſen wären, ſich einer Revolte anzuſchließen, fanden es daher gerathen, nicht einen Zuſtand der Dinge zu ſtören, der ſo außerordentlich günſtig für ſie war. Unter den Ultras herrſchte eine entſchiedene Abneigung, dem Feuer der Preußen ſowohl als der Franzoſen entgegenzugehen. Auch hatten ſie keine Anführer, welche dieſen Namen verdient hätten, und viele von ihnen waren entſchloſſen, Graf Bismarck's herausfordernde Bemerkung, daß der „Pöbel“ ihm bürgerliche Zwiſtigkeiten anzetteln helfen würde, nicht zu rechtfertigen. Die Septemberregierung iſt demzufolge auch heute noch am Ruder, obſchon der Chef derſelben ſich als ein unfähiger General und ihre Mitglieder ſammt und ſonders als erbärmliche Adminiſtratoren erwieſen haben. Was ſchamloſe Lügenhaftigkeit betrifft, ſo haben ſie es ihrem unmittelbaren Vor-

gänger, dem tugendhaften Palikao, vollkommen gleichgethan, ja denſelben vielleicht noch übertroffen. Die einzigen beiden von ihnen, welche Ausſicht hätten, in England eine Rolle zu ſpielen, ſind Jules Favre und Ernest Picard. Erſterer beſitzt alle brillanten Eigenſchaften, wiewohl auch alle Fehler, eines gewandten Juriſten und Letzterem fehlt es, obſchon er ebenfalls Juriſt iſt, nicht an einem gewiſſen Maß jenes ſchlichten praktiſchen Verſtandes, welchen wir als eine vorzugsweiſe engliſche Eigenſchaft betrachten.

Die Geſchäfte haben natürlich ſeit vorigem September ganz ſtill geſtanden. An der Börſe iſt nur äußerſt wenig umgeſetzt worden, zum großen Verdruß der vielen Tauſende, welche ſich in dieſem Tempel ſchmutzigen Gewinnes bewegen. Durch eine Reihe von Decreten iſt die Bezahlung von Miethzins und Wechſeln von einem Monat zum andern verſchoben worden. Die meiſten Engros-Exporthäuſer ſind vollſtändig geſchloſſen. Im Detailhandel haben blos die Materialwaaren- und Victualienhändler Geſchäfte gemacht und zwar ſicherlich ſehr gute. Ob die Stadt ſpäter im Stande ſein wird, ſich aus dieſem Zuſtande aufzuraffen und ihre Abgaben, die ungeheuer ſein müſſen, zu bezahlen, muß die Zeit lehren. Die in Paris gefertigten Induſtrieerzeugniſſe finden in der ganzen Welt Abſatz, um aber dieſen Markt zu behaupten, müſſen die Preiſe dieſer Gegenſtände billig ſein. Auch Fremde werden nicht hierherkommen, wenn das Leben übertrieben theuer iſt, und doch ſehe ich nicht ein, wie es anders ſein könnte. Jetzt ſagen die Pariſer, ſie würden künftig ernſter werden, der Verſchwendungsſucht der Fremden keinen Vorſchub mehr leiſten und dieſelben nicht zu längerem Verweilen zu bewegen ſuchen. Wenn ſie dieſe Abſichten ausführen, ſo fürchte ich, daß, wie ſehr auch ihr moraliſcher Zuſtand dabei gewinnen mag, doch ihre materiellen Intereſſen leiden werden. Spieltiſche ſind für Europa auch kein Vortheil, ohne dieſelben aber wäre es mit Homburg und Baden aus. Paris iſt eine Stadt des Vergnügens — eine kosmopolitiſche Stadt, die ihren Reichthum aus den Thorheiten und Laſtern der Welt gezogen hat. Ihre Preiſe ſind zu hoch, ihre Häuſer ſind zu groß, ihre Promenaden und öffentlichen Plätze haben zu viel gekoſtet, als daß man hier für daſſelbe Geld leben könnte, wie in der nüchternen, anſtän-

digen Hauptstadt eines Landes von mäßiger Größe, wo der Reichthum in verhältnißmäßig nur wenigen Händen ruht. Wenn die Pariser sich vorgenommen haben, arm und solid zu werden, so kann man ihnen zu diesem Entschluß nur Glück wünschen; sie scheinen aber reich und solid werden zu wollen, und das ist nicht so leicht. Paris, das Paris des Kaiserreichs und Haußmann's, ist ein Kartenhaus. Sein Gedeihen war ein erzwungenes und künstliches. Der Krieg und die Belagerung haben die Karten umgeworfen und es steht zu bezweifeln, daß sie zur Erbauung eines neuen Hauses verwendbar sind.

Was die öffentliche Meinung betrifft, so kann ich nicht sehen, daß dieselbe sich seit dem Falle des Kaiserreichs auch nur um ein Jota geändert, oder daß der gesunde Menschenverstand irgend welchen Fortschritt gemacht hätte. Natürlich giebt es verständige Leute in Paris, dieselben schweigen aber entweder, oder ihre Stimmen werden von dem Unsinn übertäubt, welcher dem Volke fortwährend in die Ohren geschrieen wird. Die Journale sind, mutatis mutandis, mit wenigen Ausnahmen noch das, was sie waren, als sie Cäsar anbeteten, das Thun und Treiben der Demimonde erzählten, nach dem Rhein schrieen und kaiserliche Siege erfanden. Ihre Unwissenheit in Bezug auf Alles, was außerhalb der Grenzen Frankreichs liegt, ist von der Art, daß in England oder Deutschland ein Armenschüler dafür mit Recht seine Hiebe bekommen würde. Die „Liberté" hat, wie ich höre, jetzt den größten Absatz. Seit Beginn der Belagerung habe ich jeden Tag zwei Sous für dieses Journal ausgegeben und ich kann ohne Uebertreibung sagen, daß ich niemals — mit Ausnahme eines einzigen Abends, als es auf dem Boulevard verbrannt ward, weil es aus Versehen die Wahrheit gesagt hatte — im Stande gewesen bin, auch nur ein einziges Körnchen gesunden Menschenverstand darin zu entdecken. Die Nachrichten, die es bringt, sind erlogen und die übrigen Artikel bestehen fast durchgängig in Ansprachen an die Thorheit, Unwissenheit und Eitelkeit des Volkes. Jedes unbedeutende Scharmützel der Nationalgarde ward zu einem erstaunlichen Siege vergrößert und jedes Bataillon, welches ein Grabmal besuchte, eine Statue bekränzte oder ein ganz besonders abgeschmacktes Manifest unterzeichnete, auf eine Weise gelobt,

welche übertrieben gewesen sein würde, selbst wenn sie den Veteranen des ersten Napoleon gegolten hätte.

Die Redner der Clubs sind auch nicht klüger gewesen als die Journalisten. In den Versammlungen der Ultras wird Jeder, welcher sagt, er sei ein Republikaner, als Inhaber jeder Tugend betrachtet. Man glaubt, das beste Heilmittel für alle Uebel Frankreichs darin zu finden, daß man genau nachahmt, was während der ersten Revolution geschehen ist. „Bürger, wir müssen eine Commune haben; dann werden wir die Preußen aus Frankreich vertreiben," lautete ein Ausspruch, der stets mit großem Beifall aufgenommen ward, obschon ich bis jetzt noch nicht zwei Personen gefunden habe, welche in ihrer Erklärung dessen, was man unter dem Worte Commune versteht, übereinstimmten. In den gemäßigten Clubs bestanden die Reden meistentheils aus abgeschmackten Schimpfereien auf Deutschland, aus Versuchen, wohlbegründete Thatsachen zu widerlegen und aus überschwenglichem Selbstlob. Ich habe viele Clubs — von Ultras und Gemäßigten — besucht, aber niemals auch nur einen einzigen Redner gehört, der bei einer gewöhnlichen politischen Versammlung in England nur fünf Minuten lang geduldet worden wäre.

Ich liebe die Pariser und ich liebe die Franzosen. Sie besitzen viel von der alten lateinischen urbanitas, viele gewinnende Eigenschaften und die meisten der untergeordneten Tugenden, welche im geselligen Verkehr gleichwohl eine so bedeutsame Rolle spielen. Um Frankreichs willen freue ich mich, daß Paris sein prestige verloren hat, denn seine Herrschaft war das Verderben und der Fluch des ganzen Landes, und um Europa's willen freue ich mich, daß Frankreich sein militärisches prestige verloren hat, denn dieses war die Ursache der meisten europäischen Kriege während der letztvergangenen 150 Jahre. Es ist unmöglich, das Gleichgewicht der Macht so anzupassen, daß eine europäische Großmacht der andern an Stärke gleich wäre. Das Uebergewicht neigt sich jetzt auf die Seite Deutschlands Dieses Land hat die Einheit erlangt, nach welcher es so lange geseufzt, und ich glaube nicht, daß es den Continent in Kriege verwickeln wird, bei welchen es sich um Eroberung, um eine „Idee", oder um die dynastischen Interessen der Fürsten handelte.

Die Deutschen sind ein tapferes Volk, aber kein kriegliebendes. So sehr ich daher auch beklage, daß französische Provinzen gegen den Willen ihrer Einwohner deutsch werden, und so sehr ich auch meine armen Freunde hier wegen der Zerstörung aller ihre Illusionen bemitleide, so tröste ich mich doch mit dem Gedanken, daß der gegenwärtige Krieg einen dauernden Frieden zur Folge haben wird. Frankreich wird ohne Zweifel stets mit sehnsüchtigem Blicke nach seinen verlorenen Besitzungen schauen und laut seine Absicht verkünden, dieselben wiederzuerobern. Die Schwierigkeit der Aufgabe aber wird den Versuch verhindern. Bis jetzt bedeutete für die Mehrzahl der Franzosen ein Krieg eine siegreiche militärische Promenade, eine reichliche Austheilung von Ehrenzeichen und eine Inschrift auf einem Triumphbogen. Deutschland war für sie das Deutschland von Jena und Austerlitz. Ihre Ueberraschung, die Preußen als Sieger vor den Thoren von Paris zu sehen, hat daher große Aehnlichkeit mit der, welche die Amerikaner empfinden würden, wenn ein Krieg mit den Sioux-Indianern diese Wilden bis in die Vorstädte von New-York führte. Die Franzosen haben nun gelernt, daß sie nicht unüberwindlich sind und daß der Krieg nicht blos Sieg, sondern auch Niederlage, Invasion und Ruin bedeuten kann. Wenn sie daher die Rechnung für ihre „à Berlin"-Thorheit bezahlt haben, so werden sie sich die Sache zwei Mal überlegen, ehe sie mit dem Kriegsglück ein frisches Conto eröffnen.

Schaulustigen möchte ich empfehlen, ihren Besuch in Paris vor der Hand aufzuschieben, weil es während des Waffenstillstands für Ausländer kein sehr angenehmer Aufenthalt sein wird. Ich bezweifle, daß die Wahlen stattfinden und die Beschlüsse der Nationalversammlung ruhig hingenommen werden. Eitel über alle Begriffe und durch ihr Unglück bis zum Wahnsinn gereizt, sind die Pariser jetzt nicht aufgelegt, Fremde zu bewillkommnen. Die Welt hat sich fern gehalten, während die „Hauptstadt der Civilisation" von den „Horden Attila's" bombardirt worden ist, und die Gesinnung, welche jetzt hier gegen die Welt herrscht, ist folglich keine sehr freundliche.

Neuigkeiten sind sehr wenig zu melden. Wir befinden uns in einem Zustand physischer und moralischer Erschöpfung.

Die Gruppen von Patrioten, welche beim ersten Bekanntwerden der Capitulation auf den Boulevards zu sehen waren, sind verschwunden und die Versammlungen von Nationalgardisten, welche so oft ihren Entschluß erklärt, lieber zu sterben als sich zu ergeben, haben ihre Sitzungen eingestellt, weil sie, wie sie jetzt sagen, ihrem Lande schuldig sind, für dasselbe zu leben. Fast Niemand verhehlt seine Freude darüber, daß Alles vorüber ist. Jeder Bürger, mit welchem man spricht, sagt, es sei für Paris eine ewige Schande, daß es mit seiner zahlreichen Armee nicht blos nicht im Stande gewesen sei, die Preußen zur Aufhebung der Belagerung zu nöthigen, sondern daß es ihnen auch gestattet habe, Armeecorps nach Belieben in die Provinzen gegen die französischen Generale zu detachiren. Dies ist aber natürlich die Schuld der Regierung Trochu's und der Republik, und nachdem der Bürger auf diese Weise in Bezug auf Alles, was geschehen, seine Hände in Unschuld gewaschen, geht er fröhlich seines Weges weiter. Die Mobilen machen aus ihrer Freude über die Aussicht, nun bald in ihre Heimath zurückkehren zu können, ebenfalls kein Geheimniß und was immer die Pariser von ihnen denken mögen, so haben sie ihrerseits von den Parisern ebenfalls keine große Meinung.

Die Armee und besonders die Offiziere sind über die Bedingungen des Waffenstillstands sehr entrüstet und sie sagen, es wäre ihnen weit lieber gewesen, sofort zu Kriegsgefangenen gemacht zu werden. Jules Favre ward kürzlich von General Vinoy's Stab, als er in Geschäften das Hauptquartier des Obercommandanten aufsuchte, so schroff behandelt, daß er die Ursache zu wissen verlangte. Man entgegnete ihm hierauf mit dürren Worten, er und seine Collegen hätten mit der Ehre der Armee gespielt. Der Waffenstillstand ward nämlich, wie Ihnen bekannt sein wird, von Jules Favre in eigner Person abgeschlossen.

Wegen verschiedener Einzelheiten fand man es nothwendig, einen General an Moltke abzusenden, um mit diesem das Nöthige zu besprechen. General Trochu benutzte sofort diese Gelegenheit, um sich geltend zu machen, und verlangte, daß man ihm erlaube, einen von ihm gewählten General in dieser Mission abzusenden, denn das Buch, welches er

im Jahre 1867 herausgegeben, müsse im deutschen Hauptquartier so bekannt sein, daß man seinen Abgesandten wahrscheinlich mit ganz besonderer Achtung empfangen würde. General Vinoy war hiermit einverstanden, General Moltke aber weigerte sich, mit Trochu's General zu unterhandeln, und man mußte denselben durch den Chef von General Vinoy's Stabe ersetzen.

General Ducrot ist noch hier. Er hat sein Commando niedergelegt, nicht, wie man allgemein glaubte, weil die Preußen wegen seiner Flucht von Sedan darauf bestanden hätten, sondern weil General Vinoy, als dieser das Obercommando der Armee übernahm, ihm einen sehr starken Wink gab, dies zu thun. „Ich glaube," bemerkte Vinoy, „Ihre Position ist nicht genügend en règle, daß ich unter Ihnen dienen könnte, deshalb —"

Die Frage der Wiederverproviantirung ist in diesem Augenblicke die wichtigste. Die Eisenbahnkönige, die in Versailles eine Unterredung mit Graf Bismarck hatten, scheinen der Meinung zu sein, dieser kluge Staatsmann suche zu verhindern, daß Paris von England aus Zufuhren erhalte, damit dieses einträgliche Geschäft den Deutschen in die Hände falle. Er hat aber blos angedeutet, daß er selbst uns auf kurze Zeit verproviantiren könne, wenn es sich wirklich um Leben und Tod handelt. Selbst wenn die Linien für den Verkehr und für Reisende wieder eröffnet sind, wird die Reise nach England über Amiens, Rouen und Dieppe eine langweilige sein. Die Seine ist, wie wir hören, durch die darin versenkten Boote unpassirbar gemacht.

Nachrichten von außerhalb haben wir bis jetzt noch nicht. Die Engländer hier fühlen den Mangel eines Consuls mehr als je. Das auswärtige Amt hat deshalb interimistisch Mr. Blouet beauftragt, einen Gentleman, der ein ganz vortrefflicher Banquier sein mag, aber nichts von Consulargeschäften versteht. Da, so oft eine Unterhandlung an einem auswärtigen Hofe stattfinden soll, ein Specialgesandter abgeschickt und, wie es jetzt scheint, so oft ein Consul in einer Stadt ganz besonders nöthig ist, ein Specialconsul ernannt wird, so könnte man ja lieber den zahlreichen Stab von permanenten Gesandten, Ministern und Consuln beseitigen, die dem Lande ein schweres Geld kosten und nichts dafür

leiſten. Ich möchte wiſſen, wieviel Jahre dazu gehören würden, um die Intelligenz eines gewöhnlichen Bankcomptoiriſten auf gleiche Stufe mit der eines Bureaukraten im auswärtigen Amt herabzubringen. Daß das engliſche Publikum ſich die Ueberhebung, womit es von dieſen Leuten behandelt wird, fort und fort ſo geduldig gefallen läßt, iſt mir ein Räthſel. Bureaukraten taugen niemals viel, ein ganzes Neſt vornehmer, feiner Bureaukraten aber iſt, wenn Tauſende von den Launen und der Unwiſſenheit derſelben leiden müſſen, geradezu ein öffentlicher Fluch.

Die Republik ſteht jetzt in ſehr ſchlechtem Geruch. Sie hat nicht vermocht, Frankreich zu retten und wird nun für dieſen Mißerfolg verantwortlich gemacht. Wäre der Graf von Paris von einiger Bedeutung, ſo würde er wahrſcheinlich zum König gemacht werden. So aber ſpricht man ſich blos zu Gunſten ſeiner Familie aus und faßt vorzüglich den Herzog von Aumale in's Auge. Manche wollen ihn zum Präſidenten der Republik gemacht ſehen, Andere meinen, man ſolle ihn lieber ſogleich zum König wählen. Die Bonapartiſten ſind ebenfalls ſehr thätig; was aber Paris betrifft, ſo iſt weder für den Kaiſer, noch für die Kaiſerin Regentin die mindeſte Ausſicht vorhanden. Von Heinrich V. will Niemand etwas wiſſen. Die vorherrſchende Anſicht unter Politikern iſt die, daß man es kurze Zeit mit einer gemäßigten Republik verſuchen und daß dieſe allmälig in eine conſtitutionelle Monarchie übergehen werde.

Die ſo nahe bevorſtehenden Wahlen finden wenig Beachtung. Niemand ſcheint ſich darum zu kümmern, wer gewählt werden wird. Da man nicht weiß, ob die National-Verſammlung einfach die von Deutſchland vorgeſchlagenen Friedensbedingungen annehmen und ſich dann auflöſen, oder ob ſie ſich in eine Conſtituante verwandeln und über die künftige Regierungsform entſcheiden wird, ſo herrſcht unter den Politikern kein ſonderliches Verlangen, in dieſelbe gewählt zu werden. Es haben ſich mehrere Wahlcomités gebildet, von welchen jedes ſeine eigene Liſte aufſtellt. Das, welches unter dem Vorſitz des Orleaniſten Dufaure im Grand Hotel ſich verſammelt, iſt das wichtigſte davon. Seine Liſte ſoll die praktiſchſten Männer aller Parteien

enthalten. Das Feldgeschrei soll „Frankreich!“ sein und der Theorie nach gelten die Häupter für gemäßigte Republikaner.

Die Ceremonie der Uebergabe der Forts ist in aller Stille vor sich gegangen. Die Preußen zogen ohne Geräusch oder Parade ein. In St. Denis, wo der Maire sagte, daß kein Preuße seines Lebens sicher sein würde, haben, wie ich eben von Jemand, der dort gewesen ist, höre, Freund und Feind fraternisirt und sich beiderseitig in allen erdenklichen Getränken leben lassen. Die Wälle haben keine Geschütze mehr, die Nationalgarde zieht nicht mehr auf und eine Menge Menschen stehen oben und gaffen in's Freie hinaus. Während der ganzen Belagerung ist es in Paris nicht so öde und einsam gewesen wie jetzt. Die Aufregung des Kampfes ist vorüber und doch sind wir immer noch Gefangene. Der einzige Trost ist, daß einige wenige Wochen diesem Zustand der Dinge ein Ende machen werden.

1. Februar.

Von der Regierung für die Nationalvertheidigung spricht man fast gar nicht mehr. Sie hat sich in ein Comité zur Aufrechthaltung der öffentlichen Ordnung verwandelt. „Die Welt wird uns verleumden,“ sagte sie neulich in einer Proclamation. „Das wäre unmöglich,“ entgegneten die Journale. Trochu und Gambetta, vor Kurzem noch die Abgötter der Pariser, werden jetzt geschmäht, wie sonst Niemand in Frankreich. Trochu hält, von Allen verlassen, Reden im Schooße seiner Familie. „Keine Reden mehr! Keine Advocaten mehr!“ schreien jetzt die Journale. Und dann ergehen sie sich selbst in ellenlangen überschwenglich-republikanischen Phrasen und bezeichnen zuletzt den oder jenen Advocaten als die neue Hoffnung des Landes.

Die Soldaten — Linie und Mobilgarde — schlendern unbewaffnet umher, mit den Händen in den Taschen und gaffen die Schaufenster an. Den größten Theil ihrer Zeit verbringen sie damit, daß sie sich in den Straßen verirren und dann wieder zurechtzufinden suchen.

Wie sich jetzt zeigt, war bei der von der Regierung veröffentlichten Uebersicht über die vorhandenen Getreide-

vorräthe ein gewaltiger Irrthum untergelaufen, indem man zwei Rechnungen, die eine und dieselbe Lieferung betrafen, addirt hatte. Das Brod wird jeden Tag dem Brode unähnlicher. Außer Erbsen, Reis und Heu wird jetzt auch Stärke hineingemahlen. Im 8. Arrondissement gab es gestern gar keine Rationen. Die Nordbahn-Gesellschaft erwartet einen Proviantzug von Dieppe nicht vor Freitag und glaubt nicht, daß sie Passagiere vor Sonnabend wird befördern können. An Brennstoff fehlt es uns eben so sehr wie an Lebensmitteln und ein Speculant, der uns Holz- oder Steinkohlen schaffen könnte, würde ein glänzendes Geschäft machen.

Mehr als 23,000 Personen haben um Erlaubniß, Paris zu verlassen, nachgesucht, weil sie Provinzialcandidaten für die Nationalversammlung seien. Natürlich ist dies ein bloßer Vorwand.

Der einzige Mensch von draußen, welchem es gelungen ist, den doppelten Cordon der Preußen und Franzosen zu durchdringen, ist Ihr Correspondent im Hauptquartier des Kronprinzen von Sachsen. Er überraschte uns eben so sehr wie Freitag den guten Robinson Crusoe und ward enthusiastisch willkommen geheißen, denn er hatte englische Zeitungen in der einen Tasche und einige Schnitte Schinken in der andern.

Versailles, 6. Februar.

Betrunken bin ich nicht, ich habe aber während der letzten vierundzwanzig Stunden mehr Milch getrunken, als während der ersten sechs Monate meines Erdendaseins und davon ist mir der Kopf so schwer geworden, daß es mir Mühe kostet, meine Gedanken zu sammeln und einen Brief zu schreiben.

Gestern kam ich hier an, um einen Augenblick die Luft der Freiheit zu athmen. Vergebens haben die gastlichen Freunde, die mich aufgenommen, mir Wein zu trinken und diese und jene Delicatesse zu essen angeboten — ich habe mich auf Eier, Butter und Milch beschränkt. Ich habe Butterschnitten mit einem Heißhunger verschlungen, welcher Pickwick's dicken Jungen Ehre gemacht haben würde, und ganze Kannen Milch mit der Gier eines Kalbes getrunken, welches lange von seiner Mutter getrennt gewesen ist.

Obſchon ich während der letztvergangenen Monate nur zwei oder drei Nummern engliſcher Zeitungen geſehen habe, ſo bezweifle ich doch nicht, daß von jeder Straße und jedem Gäßchen der Stadt Verſailles ſo viele gute, ſchlechte und leidliche Beſchreibungen gedruckt erſchienen ſind, daß die Londoner jetzt dieſen Ort eben ſo gut kennen als Richmond oder Clapham. Verſailles iſt ſeit vielen Jahren ein öder, langweiliger, von ſeiner frühern Größe und Pracht zehrender Ort mit einem zu großen Palaſte, zu breiten Straßen und zu hohen Häuſern geweſen, und während die Anweſenheit einer preußiſchen Armee und eines preußiſchen Kaiſers ihn intereſſanter machen, ſind keine Engländer da. Von den engliſchen Correſpondenten ſind einige nach Paris gegangen, um „Phaſen“ und Eindrücke zu ſuchen. Viele jedoch ſind noch hier, um unter Königen, Prinzen, Grafen und was weiß ich Alles Ausbeute für ſich zu machen. Ich ſelbſt habe dieſe großartigen Weſen bis jetzt faſt nur aus der Ferne geſehen. Ich kenne ſelbſt den Adel meines Vaterlandes nur aus den in den Zeitungen enthaltenen Berichten über die Reiſen dieſer hohen Herrſchaften und aus den Mittheilungen ihrer Verwandten. Jetzt dagegen ſehe ich mich in vertraulichem Verkehr mit Leuten, welche an königlichen Tafeln ſpeiſen, königliche Hoheiten zu ſich einladen und mit ihnen eine Cigarre rauchen. Dies verdreht mir faſt den Kopf und ich werde morgen nach Paris zurückkehren, denn ich fühle, daß ich, wenn ich lange in ſo vornehmer Geſellſchaft bliebe, ſtolz und hochmüthig werden und dann gar nicht mehr zum Umgange mit meinen Verwandten, welches ehrliche aber ſchlichte Leute ſind, taugen würde.

Paris zu verlaſſen, iſt gegenwärtig nicht mehr ſchwierig. Auf der Präfectur bekommt Jeder, der es verlangt, einen Paß und mit dieſem kommt man bis an die preußiſchen Linien. Ich wählte den Weg über Iſſy und bediente mich eines Einſpänners, deſſen alter Gaul aber ſo abgehungert und kraftlos war, daß ich ausſteigen und den größern Theil des Weges zu Fuße zurücklegen mußte. Man hat mir dieſes Thier erſt überlaſſen, nachdem ich mich mit meinem Ehrenwort verpflichtet, es wieder zurückzubringen, damit man es, da nöthig, ſchlachten und eſſen könne, obſchon ich ſehr bezweifle, daß eine leidlich hungrige Ratte an ſeinen

Knochen Fleisch genug finden würde, um sich auf einen Tag satt zu fressen.

Ich war heute Morgen bei einem Freund, der mir unter dem Siegel der strengsten Verschwiegenheit einige Aufschlüsse über den Stand der Dinge hier gegeben hat.

— — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — —

Der Kaiser Wilhelm gehört zu der zahlreichen Klasse von Menschen, bei welchen das Herz eine größere Rolle spielt als der Kopf; er ist ein gutmüthiger, wohlmeinender Soldat und hat in der letzten Zeit zwischen Bismarck und Moltke keine leichte Stellung gehabt. Diese beiden Größen, von denen wir in Paris glaubten, sie seien die besten Freunde, verabscheuen nämlich einander. Während der Belagerung wollte Moltke nicht, daß Bismarck den Kriegsrathssitzungen beiwohne, und um das Compliment zu erwiedern, hat Bismarck dem großen Strategen nicht gestattet, sich bei den Unterhandlungen des Waffenstillstandes anders als hinsichtlich der Punkte zu betheiligen, welche ausschließlich militärisch waren. Bismarck sagt den Franzosen, wenn er nicht gewesen wäre, so wäre Paris gänzlich vernichtet worden, während Moltke darüber murret, daß es nicht vernichtet worden ist, weil dies, wie er naiver Weise meint, eine würdige Krönung seiner militärischen Laufbahn gewesen wäre.

Dies ist aber nicht der einzige häusliche Zwist, welcher die Harmonie der glücklichen deutschen Familie in Versailles stört. In Preußen ist es seit undenklichen Zeiten herkömmlich, daß der Thronerbe mit den Liberalen kokettirt und man von ihm annimmt, daß er fortschrittliche Tendenzen verfolge. Auch der jetzige Kronprinz huldigt dieser erblichen Politik seiner Familie. Er hat sich mit intelligenten Männern umgeben, welche dem gegenwärtigen Stande der Dinge abhold sind und einsehen, daß in unserer Zeit kein Land

groß und mächtig sein kann, wo Alle, die nicht Rittergutsbesitzer, Kammerherren oder Offiziere sind, von allem Antheil an der Regierung ferngehalten werden. Bismarck dagegen ist der Repräsentant oder vielmehr der Geschäftsmann des Junkerthums, geradeso wie Disraeli in England der der Conservativen ist. Ganz wie dieser verachtet er seine eigenen Freunde und spottet über die Vorurtheile, an welche sie zu glauben vorgeben, um dadurch in den Mitbesitz der Gewalt zu gelangen. Die Folge dieser Meinungsverschiedenheit ist, daß Bismarck und „unser Fritz" nicht die besten Freunde sind und wenn der alte König stirbt, so wird Bismarck's Macht zugleich sterben, wenn er nicht so klug ist, sich schon vorher vom öffentlichen Leben zurückzuziehen. „Unser Fritz" hat, wie ich höre, sein Möglichstes gethan, um zu verhindern, daß Paris durch die preußischen Batterien ernste Beschädigungen erführe, und seinen Freunden nicht verhehlt, daß nach seiner Meinung das Bombardement von Paris, mit den Worten Fouché's zu sprechen, etwas Schlimmeres als ein Verbrechen, nämlich ein Fehler gewesen sei.

Ich finde, daß viele der preußischen Offiziere durch den Erfolg gewonnen haben. Die, mit welchen ich in persönliche Berührung gekommen bin, sind außerordentlich höflich und artig gewesen; dennoch aber gestehe ich, daß — natürlich im Allgemeinen gesprochen — der Anblick dieser zum höchsten Grade von Vollkommenheit ausgebildeten mechanischen Kriegswerkzeuge, die jetzt in Frankreich die Herren spielen, mir höchst zuwider ist, Alles, was sie bewundern, verabscheue ich. Sie sind stolz darauf, in Uniformen, mit einem Messer an der Seite, einherzugehen. Mir ist der Mann ohne Uniform und ohne das Messer lieber. Sie verachten Alle, welche Handel oder Gewerbe treiben. Ich betrachte Kaufleute und Handwerker als die besten Bürger eines freien Landes. Sie glauben, der Mann, dessen Ahnen von Generation zu Generation auf einigen Dutzend Ackern vegetirt haben, stehe höher als der Mann, der sich ohne die zufällige Hülfe der Geburt emporgearbeitet; ich glaube das nicht. Als Jules Favre kürzlich hier mit Bismarck unterhandelte, nannte Letzterer Bourbaki einen Verräther, weil er seinem Napoleon geleisteten Eid untreu geworden sei. „Und sollte sein Vaterland ihm nichts gelten?" fragte Favre. —

„In Deutschland sind König und Vaterland Eins," entgegnete Bismarck. Dies ist die Theorie, welche von Denen vertheidigt wird, die jetzt die Geschicke Frankreichs und Deutschlands in Händen haben, und auf welche sie den neuen Codex der politischen Ethik für Europa zu gründen gedenken.

Was mich betrifft, so blicke ich mit einer gewissen grimmigen Genugthuung in die Zukunft. Die Einheit Deutschlands ist durch die Vereinigung der preußischen Feudalisten mit den deutschen Radicalen zu Stande gekommen. Nun ist der Zweck erreicht und ich hoffe aufrichtig, daß die Ersteren sich in der Lage von Katzen befinden, welche die Kastanien für Andere aus dem Feuer geholt haben. Wenn „unser Fritz", dem Beispiele seiner Väter folgend, seinen Liberalismus mit seiner Kronprinzenwürde zugleich abstreift, so wird sein Thron kein Rosenblatt sein, und es ist daher ein Glück für ihn, daß er ein Mann von gesundem Menschenverstand ist. Ich müßte mich sehr irren, wenn sich die Deutschen noch lange der Schaar von Fürsten, Junkern, Offizieren und Hofschranzen unterordnen, welche zusammengenommen gegenwärtig die herrschende Klasse bilden.

Unter den Politikern hier herrscht große Abneigung gegen Einführung der Republik in Frankreich. Wenn es nach ihnen ging, so würden sie das Kaiserreich wieder aufrichten. Wer aber dies für möglich hält, der kennt den französischen Volkscharakter sehr schlecht. Die napoleonische Legende war das Resultat einer Epoche militärischen Glanzes; die Capitulation von Sedan hat ihr den Todesstoß gegeben. Ein Franzose glaubt an die militärische Ueberlegenheit seines Volkes über jedes andere Volk auch jetzt noch eben so fest wie an seine eigene Existenz. Wenn eine französische Armee geschlagen wird, so liegt der Grund in der Verrätherei oder Unfähigkeit des Feldherrn. Wird eine Schlacht verloren, so muß der General dafür büßen, denn seine Soldaten sind unbesiegbar. Deshalb wird auch jetzt von allen Franzosen angenommen, daß in dem gegenwärtigen Kriege nicht die französische Nation, sondern blos Napoleon unterlegen ist. Der Stolz und die Eitelkeit der Franzosen sind daher die sichersten Bürgschaften gegen eine Restauration des Kaiser-

reichs. Ich wette Eins gegen Zwanzig, daß es mit den Bonapartes vorbei ist und daß die Republik sich nicht über zwei Jahre hält. Eben so wette ich fünf gegen Eins, daß der Graf von Paris nicht König der Franzosen wird, und Drei gegen Eins, daß man den Herzog von Aumale nicht zum Präsidenten der Republik wählt.

Die Preußen benutzen den Waffenstillstand, um ihre Befestigungen um Paris herum zu vervollständigen und scheinen es für möglich zu halten, daß ihnen die Stadt noch zu schaffen machen werde. Wenn aber dies ihre Meinung wirklich ist, so kann ich blos sagen, daß sie von ihren Spionen schlecht bedient werden. Die Vertheidiger des Widerstandes bis auf's Aeußerste in Paris, die gleichwohl blos schwatzten und weiter nichts thaten, drohen möglicherweise noch, den Kampf fortzusetzen, selbst aber kämpfen werden sie nicht und auch Niemanden finden, der dies für sie thäte. Wenn die Friedenspräliminarien in Bordeaux unterzeichnet werden, so wird Paris nicht dagegen protestiren, werden sie aber verworfen, so wird Paris sich nicht der Gefahr sicherer Zerstörung aussetzen, sondern capituliren, nicht als Hauptstadt von Frankreich, sondern als eine belagerte französische Stadt. General Vinoy ist jetzt unumschränkter Herr der Situation. Er ist ein ruhiger, verständiger Mann und wird weder dem Unsinn der Patrioten oder seiner Vorgänger oder Gambetta's Gehör schenken. Dem Decret, welches Letzterer am 3. d. M. erlassen hat, nach zu urtheilen, scheint er zu glauben, er sei immer noch der Abgott der Pariser. Nie ist Jemand in einer vollständigeren Täuschung befangen gewesen. Ehe er in Folge einer glücklichen Rede in den Gesetzgebenden Körper kam, war er ein Advokat ohne Praxis, der im Café Madrid sehr laut und mit großer Emphase zu sprechen pflegte. Jetzt betrachtet man ihn als einen Kneipenpolitiker, den man niemals aus der Kneipe hätte heraus lassen sollen.

Die Deutschen scheinen den Krieg nach denselben Principien zu führen, welche vor vielen tausend Jahren bei den Israeliten galten. Sie plündern die Egypter nach Kräften. Selbst in dieser Stadt, unter den Augen des Königs, giebt es eine Straße, den „Boulevard de la Reine", in welchem fast jedes Haus vollständig ausgeräumt ist. Es haben dies, wie

ich höre, die Bayern gethan. Der Krieg ist für die Deutschen ein Geschäft. Wenn eine Nation besiegt wird, so haben sie kein sentimentales Mitleid mit ihr, sondern beuten dieselbe aus. Wie die Elephanten, die einen Baum ausreißen und eine Nadel aufheben können, erobern sie eine Provinz und leeren eine Tasche. Sobald als ein Deutscher in ein Zimmer einquartiert ist, verlangt er eine Kiste und etwas Stroh. Dann packt er sorgfältig und behutsam die Uhr auf dem Kaminsims und alle anderen kleinen Zierrathen, die ihm unter die Hände kommen ein und adressirt sie, während bei der Erinnerung an seine ferne Familie eine Thräne in seinem Auge glänzt, entweder an seine Mutter, oder an sein Weib, oder an seine Braut. Vergebens protestirt der Eigenthümer. Der philosophische Krieger spricht sich in Bezug auf die Schreckniſſe des Krieges in der edelsten Weise aus, erklärt, die Franzosen wüßten die Segnungen des Friedens nicht genügend zu schätzen und er sei eins der demüthigen Werkzeuge, deren Mission es sei, ihnen diese Segnungen klar zu machen. Dann zieht er die Klingel und befiehlt seinem Burschen, die Kiste fortzuschaffen. Ben Butler und seine Neu-Engländer in New-Orleans hätten von diesen Alles verzehrenden Heuschrecken Manches lernen können. Nichts entgeht ihnen. Sie haben lange Stäbe, welche sie in die Erde stoßen, um zu sehen, ob etwas Werthvolles in den Gärten vergraben ist. Zuweilen confisciren sie ein Haus und verkaufen es dann wieder an den Eigenthümer. Zuweilen fahren sie die Möbels fort. Für Pianos sind sie ganz besonders eingenommen. Wenn sie eins sehen, so setzen sie sich erst daran, spielen einige sentimentale Pièces darauf, gehen dann fort, holen einen Wagen und Pianist und Instrument verschwinden gleichzeitig. Nachdem sie den ganzen Tag gekämpft, nehmen sie ihren gefallenen Feinden alle werthvollen Gegenstände ab und freuen sich, wenn sie das Schlachtfeld verlassen, eben so sehr darüber, daß sie für das Vaterland einen großen Sieg erfochten, als darüber, daß sie einem der Feinde des Vaterlands die Uhr abgenommen haben. Ich gestehe, daß ich schon zittere, wenn einer dieser Krieger seine kalten gläsernen Augen auf mich heftet. Ich sehe ihm an, daß er einen neuen philosophischen Lehrsatz ausdenkt, kraft dessen er das, was in meiner Tasche ist, in

die ſeinige translocirt. Zum Glück denkt er ziemlich langſam und ich bin ſchon weit von ihm hinweg, ehe er ſeine neue Confiscationstheorie zu ſeiner eigenen Zufriedenheit ausgearbeitet hat.*)

Paris, 7. Februar.

Mein keuchender Gaul hat mich von Verſailles nach Paris zurückgeſchleppt, mit mir zugleich General Duff, den Geſandten der Vereinigten Staaten, und eine Hammelkeule. Am Thore von Verſailles wurden wir von den Schildwachen angehalten, welche uns ſagten, daß kein Fleiſch aus der Stadt geſchafft werden dürfe. Ich proteſtirte, aber vergebens.

---

*) Da von Deutſchen mehrfache Klagen über dieſe Beſchuldigungen der deutſchen Heere erhoben worden ſind, ſo wollen wir durch nachſtehenden Auszug aus einem, auch in der „Pall Mall Gazette" erwähnten Artikel von Guſtav Freytag in ſeiner neuen Zeitſchrift „Im neuen Reich" beweiſen, daß dieſe Beſchuldigungen nicht ungenügend ſind. „Offiziere und Soldaten", ſagt er, „hauſten Monate lang unter den Bronceuhren, Marmortiſchen, Damaſtbehängen und kunſtvollen Möbeln, zwiſchen goldenen Spiegeln, Oelgemälden und Kupferſtichen der Pariſer Induſtrie. Die Musketiere aus Poſen und Schleſien zerſchlugen die ſammtnen Sophas, um ſich weiche Lagerſtätten zu ſchaffen, ſie behingen auf Vorpoſten ihren Unterſchlupf mit Damaſt und Brokat, ſie zertrümmerten die zierlich ausgelegten Tiſche und holten die Bücher aus den Bibliothekzimmern, um damit an den kalten Winterabenden zu heizen .... Es war jämmerlich, das ſchöne Bild eines berühmten Malers zu ſehen, dem unſere Soldaten mit Kohle ihre Zuſätze aufgemalt hatten, eine Hebe mit abgeſchlagenem Arm, ein koſtbares buddhiſtiſches Manuſkript mit Goldſchnitt und ſchöner Verzierung, welches zerriſſen in das Kamin flatterte .... Es ſchien faſt Verdienſt, ſchöne und geſchmackvolle Stücken zur eigenen Freude und Andern zum Genuß zu erhalten. So begann ein ‚Retten' beweglicher Habe, welches dem Vernehmen nach, auch vornehme und anſpruchsvolle Männer nicht gerade mit ſcharfer Kritik betrachteten. Soldaten verhandelten an Juden und Unterhändler, welche zahlreich von Verſailles aus umherſtreiften, um billige Einkäufe zu machen; Offiziere dachten an den Schmuck der eigenen Wohnung und die Lieben daheim, was leicht zu verpacken war, Kupferſtiche und Oelbilder kam in Gefahr, ausgeſchnitten und ‚gerollt" zu werden." G. Freytag macht dann darauf aufmerkſam, daß dieſe Gegenſtände Privateigenthum ſind und daß die Offiziere und Soldaten nicht das Recht hatten, ſich dieſelben anzueignen. „Unſeren Lieben aber," ſchließt er, „Offizieren und Mannſchaften unſeres Heeres, rufen wir innig zu: Wir ſind ſtolz und glücklich über eure Kriegsthaten, erhaltet euch auch als Menſchen der Nation werth und ehrwürdig. Kehrt, o kehrt aus dieſem furchtbaren Krieg Alle zu uns zurück mit lauterem Gewiſſen und mit reinen Händen."

Sanfte blauäugige Teutonen mit Porzellanpfeifen im Munde trugen meine Hammelkeule fort. Der General proteſtirte auch, es ging aber dem Proteſt des Bürgers der freien Republik gerade ſo wie dem meinigen. Ich folgte meiner Hammelkeule in das Wachtlocal und traf hier einen jugendlichen Offizier, welcher ſo freundlich ausſah, daß ich beſchloß, an das Herz zu appelliren, welches unter ſeiner Uniform ſchlug. Ich griff das Herz von der ſchwachen Seite an. Ich erklärte ihm, allen Menſchen ſei vom Schickſal beſchieden, zu lieben. Der Krieger ſtimmte bei und dachte ſeufzend an ſein fernes Gretchen. Ich verfolgte meinen Vortheil und ging vom Allgemeinen auf's Beſondere über. „Meine Geliebte," ſagte ich, „iſt in Paris. Lange habe ich vergebens nach ihr geſeufzt. Ich wollte ihr jetzt eine Hammelkeule bringen. Auf dieſer Hammelkeule beruhen alle meine Hoffnungen. Wenn ich jetzt mit dieſem Liebeszeichen vor meiner Geliebten erſcheine, ſo erhört ſie mich vielleicht. O gefühlvoller, von ſchönen Frauen geliebter deutſcher Krieger, können Sie mir meine Bitte abſchlagen?" Er ſah erſt die Hammelkeule, dann mich an. Der Sieg war gewonnen. Der beſiegte Sieger ging, den Soldaten über dem Menſchen vergeſſend, hinaus und befahl, den General, den Engländer und die Hammelkeule in Frieden ziehen zu laſſen.

Mein Gaul ſchleppte uns weiter gen Paris. Wir paſſirten St. Cloud, jetzt ein Trümmerhaufe, und langten an der Brücke von Neuilly an. Hier wurden unſere Päſſe von einem deutſchen Lieutenant geprüft, der jeden Augenblick in ſeiner Mutterſprache einem franzöſiſchen Volkshaufen erklärte, daß ohne Erlaubnißſchein Niemand nach Paris hinein dürfe. Es waren größtentheils Weiber mit Säcken, Bündeln und Körben, die ihren belagerten Freunden Brod, Eier und Butter bringen wollten. „Iſt es nicht zu ſchlecht von ihm, daß er thut, als ob er nicht Franzöſiſch verſtünde?" ſagte eine alte Dame zu mir. „Er ſieht aus wie ein Teufel," ſagte eine andere Dame, indem ſie in das gutmüthige Geſicht des phlegmatiſchen Deutſchen emporblickte. Der Contraſt zwiſchen den kreiſchenden, geſticulirenden, aufgeregten Franzöſinnen und der ruhigen, kaltblütigen, gleichgültigen Miene des Deutſchen war ein ſeltſamer und kennzeichnete die beiden Raçen ganz treffend.

Als wir Paris erreicht hatten, überlieferte ich den armen alten Gaul ſeinem Schickſal und ging mit meiner Hammelkeule den Boulevard hinunter. Die Menſchen liefen mir haufenweiſe nach. „Mein Herr," ſagte einer meiner Verfolger, „laſſen Sie mich nur einmal riechen." Ich mit meiner gewohnten Generoſität geſtattete es. Wie ich mit meiner koſtbaren Bürde wohlbehalten mein Hotel erreichte, iſt mir ein förmliches Räthſel. Die Hammelkeule war für einen Freund von mir beſtimmt und die ganze Geſchichte von Gretchen natürlich ein frommer Betrug; in der Liebe und im Kriege aber iſt einmal jede Liſt erlaubt.

In dem Stadttheile, wo ich wohne, ſind, wie ich finde, die Rationen weder größer noch kleiner geworden. Sie beſtehen noch aus $^3/_6$ Pfund Brod und $^1/_{25}$ Pfund Fleiſch täglich. In einigen anderen Diſtricten hat man eine kleine Quantität Rindfleiſch vertheilt. Von Orleans iſt ein Transport Mehl eingetroffen und man erwartet, daß im Laufe von einigen Tagen das Brod nicht mehr aus Erbſen, Kartoffeln und Hafer gebacken werden wird. In den Reſtaurants iſt Rindfleiſch — ächtes Rindfleiſch — für etwas mehr als das Dreifache des normalen Preiſes zu bekommen. Auch Fiſche ſind von einem unternehmenden Speculanten in bedeutenden Quantitäten eingeführt worden. Auch die beiden Abgeordneten des Londoner Unterſtützungsvereins ſind mit Lebensmitteln u. ſ. w. eingetroffen. Heute Abend werden ſie wegen weiterer Sendungen nach London telegraphiren. Dieſe Herren wiſſen nicht recht, woran es fehlt und auf welche Weiſe bei der Austheilung zu Werke gegangen werden muß. Einer von ihnen erzeigte mir heute Nachmittag die Ehre, mich wegen dieſer beiden Punkte zu Rathe zu ziehen.

In Bezug auf den letzteren empfahl ich, Mr. Herbert, deſſen Energie es zu danken iſt, daß nicht über tauſend Engländer während der Belagerung Hunger gelitten haben, und den Erzbiſchof von Paris, einen Mann von ächt menſchenfreundlicher Geſinnung, zu befragen. Was den erſten Punkt betrifft, ſo empfahl ich Fleiſchextract, Milch und Speck. Die Hauptſache jedoch ſcheint mir zu ſein, daß die Unterſtützung den rechten Perſonen gewährt werde. Die Frauen und Kinder haben in der letzten Zeit am meiſten gelitten. Die Sterblichkeit iſt unter ihnen noch ſehr groß,

nicht sowohl, weil es ihnen absolut an Nahrung fehlte, sondern vielmehr weil es ihnen an etwas fehlt, was kräftigender ist als die Rationen. Die ärmeren Klassen sind außer Stande, sich das Fleisch, welches sie vielleicht bekommen, zu kochen und aus demselben Grund ist es ihnen fast unmöglich, sich Suppe zu bereiten. Wenn ich mir erlauben dürfte, der Wohlthätigkeit Englands einen Vorschlag zu machen, so wäre es der, einen Vorrath an Brennstoff herüberzusenden.

Ich sprach heute Abend mit einem in Beziehungen zur Regierung stehenden Herrn über die politische Lage. Er sagte mir, Arago, Pelletan und Garnier Pagès wären froh, Paris verlassen zu können, und nur die absolute Nothwendigkeit ihres baldigen Eintreffens in Bordeaux habe General Vinoy bewogen, in ihre Abreise zu willigen. Was Gambetta betrifft, so meinte er, es sei nicht wahrscheinlich, daß derselbe in der Provinz viel Anhänger habe; hier hat er allerdings sehr wenig. Wenn ein Kranker von den Aerzten aufgegeben wird, so ruft man einen Quacksalber zu Hülfe; bringt dieser eine Kur zu Stande, so wird er in den Himmel erhoben, gelingt es ihm nicht, so betrachtet man ihn als einen Charlatan und dies ist jetzt der Fall mit Gambetta. Der Herr, mit dem ich sprach, ist der Meinung, daß in Paris eine große Anzahl von Ultra-Radicalen werde gewählt werden. Dies hat seinen Grund darin, daß die Gemäßigten in kleine Cliquen gespalten sind und jede Clique ihre eigenen Candidaten durchbringen will. Die Internationale verfügt über 60,000 Stimmen, welche alle sich für die von den Führern dieser Gesellschaft aufgestellte Liste erklären werden. Hierzu kommt, daß die Nationalgarde jeder wirklichen Arbeit sich entwöhnt hat und hofft, daß die Ultras die Nationalversammlung zwingen werden, ihnen die anderthalb Francs, welche sie jetzt erhalten, auch für alle Zukunft zu bezahlen.

Gambetta hat in seinem Wunsche, eine zahlreiche Kategorie seiner Mitbürger von der Ausübung ihrer politischen Rechte auszuschließen, sehr viel Nachahmer. Einige Journale verlangen, daß nicht blos die Bonapartisten, sondern auch die Legitimisten und Orleanisten ihres Wahlrechts beraubt werden. Die Franzosen haben, gleichviel welcher

Richtung sie angehören mögen, keinen Begriff davon, daß politische Fragen durch die Majorität entschieden werden und daß die Minorität sich dem Ausspruche dieser Majorität fügen müsse. Jeder Bürger gehört einer Partei an. An dem Glaubensbekenntniß dieser Partei hält er, entweder aus Ueberzeugung oder aus persönlichen Gründen, fest und betrachtet Jeden, der andere Ansichten zu hegen wagt, als einen Schurken, einen Dummkopf oder einen Verräther.

Ich gestehe, daß ich die republikanische Regierungsform da, wo sie möglich ist, stets als die beste betrachtet habe. In Frankreich aber ist sie nicht möglich. Das Volk hat nicht die dazu erforderliche Bildung, ja es besitzt nicht einmal den dazu erforderlichen gesunden Menschenverstand. Wäre ich Franzose, so wäre eine Republik mein Traum für die Zukunft; für die Gegenwart würde ich mich zu Gunsten einer constitutionellen Monarchie erklären. Eine Republik würde bald in Anarchie oder in Despotismus ausarten und ohne große Liebe für Könige irgend welcher Art gebe ich doch einem constitutionellen Monarchen vor der Anarchie wie vor einem Cäsar den Vorzug. Man muß in dieser Welt Alles von der praktischen Seite nehmen und nicht das, was gut ist, dem vergeblichen Versuch opfern, sofort zu erlangen, was besser ist.

Werden die Preußen in Paris einziehen? Dies ist die Frage, die jeder Franzose an mich thut, welchem ich sage, daß ich in Versailles gewesen bin. Diese Frage drängt jede andere in den Hintergrund und ich bin fest überzeugt, daß diese eitle, alberne Bevölkerung es lieber sehen würde, daß König Wilhelm die Entschädigung, welche er von Frankreich verlangt, verdoppele, als daß er mit seinen Truppen die Rue Rivoli hinabmarschire. Die Thatsache, daß sie besiegt worden sind, ist den Parisern nicht so bitter als der Gedanke, daß dieselbe ihnen durch eine wenn auch nur halbstündige Anwesenheit ihrer Sieger innerhalb der Mauern der geheiligten Stadt vor Augen geführt werde. Ich habe keine große Sympathie mit dem Wunsche der Preußen, durch Paris zu marschiren, aber ich habe auch keine Sympathie mit dem Entsetzen, welches die Pariser in dieser Hinsicht empfinden. Die preußische Fahne weht über den Forts und Paris hat folglich in aller Form capitulirt. Ein Triumph-

marsch durch die Hauptstraßen wird die Sache weder besser noch schlimmer machen. „Attila steht vor dem besiegten Paris, wie der Cimbrier vor Marius. Das Schwert entfällt seiner Faust; zurückgeschreckt durch die Majestät der Vergangenheit, flieht er und wagt nicht, den Streich zu führen.“ Mit diesen Worten wird die Frage in einem Journal besprochen, welches ich soeben gekauft habe. Gerade dieser Unsinn aber bestärkt die Preußen in ihrem Entschluß, die Pariser den Becher der Demüthigung bis auf die Hefen leeren zu lassen.

In Versailles sagte man mir, St. Cloud sei am Morgen nach dem letzten Ausfall in Brand gesteckt worden und viele Häuser hätten selbst nach Unterzeichnung des Waffenstillstandes noch gebrannt. Die Franzosen sind darüber sehr aufgebracht. Wie ich höre, hat der König von Preußen selbst sein Bedauern darüber ausgedrückt und schiebt die Schuld auf einen seiner Generale, welcher ohne Befehl gehandelt hätte. Eine Dame, welche heute in St. Cloud war, sagte mir, sie habe Deutsche in jedem Zimmer ihres Hauses essend und trinkend angetroffen. Sowohl Offiziere als Mannschaften waren sehr höflich gegen sie. Sie sagten ihr, sie könne Alles, was ihr gehöre, mitnehmen und halfen selbst einiges werthvolle Porzellangeschirr, welches glücklicherweise ganz geblieben, in ihren Wagen tragen. Was die von den Franzosen gegen ihre Sieger erhobene Beschuldigung, sich an Privateigenthum vergriffen zu haben, betrifft, so läßt sich, wenn man sich ganz vorurtheilsfrei aussprechen will, nicht leugnen, daß, während es in der deutschen Armee viele Offiziere und selbst Gemeine giebt, welche ihr Möglichstes gethan haben, um Plünderung zu verhüten, doch viele Gegenstände von Werth aus Häusern verschwunden sind, welche von deutschen Truppen besetzt gewesen, eben so wie auch viele muthwillige Beschädigungen darin angerichtet worden sind. Ich führe blos die Thatsache an, ohne die Frage aufzuwerfen, ob dieselbe als eine nothwendige Folge des Krieges zu betrachten ist oder nicht. Die Behauptung, daß französische Franctireurs die Urheber dieser Ungehörigkeiten gewesen seien, ist eine Ungereimtheit. Auf den Boulevard de la Reine in Versailles ist nie ein Franctireur gekommen

und gleichwohl sind die Häuser dieser Straße fast vollständig ausgeplündert.

Ich wiederhole eine Frage, die ich schon mehrmals gethan: Wo ist der Gentleman, welcher als britischer Consul in Paris eine jährliche Besoldung bezieht? Warum war er während der Belagerung abwesend? Warum ist er dies jetzt noch? Warum wird sein Dienst durch einen Banquier versehen, der andere Dinge zu thun hat? Ich bin Steuerzahler und Wähler und wenn mein Parlamentsmitglied nicht darauf dringt, daß diese Fragen von dem officiellen Repräsentanten des Ministeriums des Auswärtigen im Unterhause beantwortet werden, so sage ich ihm im Voraus, daß er bei dernächsten Wahl vergebens mir die Hand drücken, sich nach meiner Gesundheit erkundigen und großes Interesse an meiner Antwort heucheln wird. Es bekommt meine Stimme nicht wieder.

Der „Electeur Libre", Picard's Journal, bringt eine Art politisches Programm oder vielmehr eine politische Vertheidigung des Theils der Regierung für die Nationalvertheidigung, zu welchem der Genannte gehört. Daß ein französischer Politiker sich in seinem eigenen Organ selbst lobt und unter dem redactionsmäßigen „wir" sagt, er beabsichtige, für sich selbst zu stimmen und hege zu seiner eigenen Weisheit das größte Vertrauen, dies wird hier als etwas ganz Natürliches betrachtet.

Paris, 9. Februar.

„Im Felde sind wir besiegt worden, wir haben aber einen moralischen Sieg errungen." Was diese Worte bedeuten sollen, davon habe ich nicht den entferntesten Begriff. Da sie aber ein Trost für Die sind, welche sie aussprechen, so habe ich durchaus nichts dagegen. Seit den letzten beiden Tagen sind lange Züge von Geschützen aus den Stadtthoren hinausgefahren und ohne Geräusch oder Parade den Preußen in Issy und Sevran ausgeliefert worden. Nur Wenige wissen, was stattgefunden und daß Jules Favre diese Auslieferung bewilligt hat. Man hat dem Grafen Bismarck vorstellig gemacht, daß 10,000 Mann bewaffnete Soldaten zur Aufrechthaltung der Ruhe der Hauptstadt nicht aus-

reichend seien, und die Zahl ist deshalb durch eine geheime Zusatzklausel auf 25,000 erhöht worden. Zwischen der Armee und den Nationalgarden in den volkreichsten Stadttheilen herrscht die größte Erbitterung. Ein in einer der äußeren Vorstädte einquartierter General kam gestern zu General Vinoy und sagte ihm, wenn er und seine Leute noch ferneren Insulten auf der Straße ausgesetzt wären, so könne er weder für sich, noch für seine Soldaten bürgen.

Die Verständigen scheinen der Meinung zu sein, der Waffenstillstand sei ein Fehler und es wäre weit klüger gewesen, sich ohne alle Bedingung zu ergeben. Jules Favre wird überdies sehr getadelt, daß er nicht bei dieser Gelegenheit die Entwaffnung der Nationalgarde ins Werk gesetzt hat. Viele dieser Bataillone sind, so lange sie Waffen haben und für Nichtsthun bezahlt werden, eine stehende Gefahr für die Ordnung. Die Seeleute sind abgelohnt worden und die Befürchtung, daß sie sich betrinken und dann ordnungswidrig betragen würden, hat sich nicht bestätigt. Sie verthun friedlich und sentimental ihr Geld mit den „schwarzäugigen Susannen" ihrer Wahl.

Die hervorragendsten Journalisten fordern die Bevölkerung auf, gegen den preußischen Triumphmarsch dadurch zu protestiren, daß sie sich von den Straßen, welche die siegreiche Armeen passiren wird, fernhalte. Andere dagegen erklären sich gegen jede Demonstration, weil sie fürchten, daß ihr Rath nicht werde befolgt werden. Die Neugier ist eine der stärksten Leidenschaften der Pariser und es wird ihnen fast unmöglich sein, sich von dem „Schauspiel" fernzuhalten.

Mr. Moore und Oberst Stuart Wortley, die Abgeordneten des Londoner Hülfsvereins, haben den Maires für 5000 Lst. Lebensmittel zur Vertheilung überwiesen. Schlechtere Organe zu diesem Zwecke hätten sie kaum finden können. Die Maires haben sich durchweg als höchst ungeschickte Verwalter erwiesen und die meisten von ihnen sind lärmsüchtige, unpraktische Windbeutel. Oberst Stuart Wortley und Mr. Moore liegt vor allen Dingen daran, die sogenannten verschämten Armen ausfindig zu machen, und sie wollen sich nun in jedem Arrondissement an zwei oder drei wohlbekannte, mildthätige Personen wenden, um diese zu bitten, die weitere Vertheilung ihrer noch vorhandenen, so wie der nächstens

Digitized by Google

zu erwartenden Vorräthe zu übernehmen. Aus den Dörfern in der Umgegend von Paris sind viele Familien durch das Anrücken des Feindes veranlaßt worden, sich in die Stadt hereinzuflüchten und befinden sich jetzt im Zustande der größten Dürftigkeit. Nach der Ansicht der genannten Herren sind es namentlich diese Leute, welche in erster Linie Unterstützung verdienen. Die Schwierigkeit liegt aber eigentlich nicht sowohl darin, Leute zu finden, welche Unterstützung brauchen, als vielmehr darin, Unterstützung für die Tausende zu finden, welche deren bedürfen. Zehn-, zwanzig- oder dreißigtausend Pfund sind blos ein Tropfen im Ocean, so weit verbreitet ist das Elend. „Ich habe viele Sünden begangen," sagte ein Bischof der Kirche von England; „wenn ich aber vor meinem Schöpfer erscheine und sage, daß ich niemals einem Bettler auf der Straße etwas gegeben habe, so wird er mir Alles verzeihen." Es giebt in England viele Leute, welche eben so wie dieser Prälat sich scheuen, Bettlern zu geben, weil sie fürchten, daß ihr Almosen schlecht angewendet sein werde. Die Franzosen beklagen sich überhaupt, daß sie von England nichts weiter bekämen, als guten Rath und unfruchtbare Sympathie. Jetzt ist der Augenblick, wo wir beweisen können, daß wir, wenn wir auch nicht mit in den Krieg gezogen sind, um sie vor den Folgen ihrer eigenen Thorheit zu bewahren, sie doch in ihrer Noth bemitleiden und daß unser Mitleid etwas mehr bedeutet, als Worte und Redensarten, welche Niemanden satt machen.

Die preußischen Machthaber scheinen sich vorgenommen zu haben, den Parisern den Waffenstillstand so unangenehm als möglich zu machen, um sie zu zwingen, auf alle Friedensbedingungen einzugehen, damit sie ihre Besieger nur loswerden. So weigern sie sich jetzt, die von dem Polizeipräfecten unterzeichneten Pässe anzuerkennen und lassen blos die gelten, auf welchen der Name des Generals Waldau, des Chefs des Stabes, steht. Morgen werden sie wahrscheinlich wieder eine neue Unterschrift verlangen. So oft eine französische Eisenbahncompagnie den Abgang eines Zuges zu einer besondern Stunde ankündigt, kommt ein Befehl von den Preußen, diese Stunde zu ändern. Jeder Franzose, welcher Paris verläßt, wird von diesen militärischen Bureaukraten hundert kleinen ärgerlichen Scheerereien unterworfen,

die ihn bei jedem Schritte, den er thut, daran erinnern, daß er als Gefangener auf Urlaub ist und die Luft seines Heimathslandes nur mit Bewilligung seiner Sieger athmet.

Das englische Publikum darf nicht vergessen, daß die directen Postverbindungen zwischen Paris und dem Auslande noch nicht wieder hergestellt sind. Briefe aus und nach England müssen an einen Agenten in Versailles oder anderwärts adressirt werden, der dann die weitere Beförderung zu besorgen hat. In einigen Tagen werden jedoch die Züge zwischen Paris und London wieder ziemlich regelmäßig gehen. Wären unsere Diplomaten nur so viel Pence werth, als sie uns Pfund kosten, so würden sie dafür gesorgt haben, daß schon jetzt eine tägliche Briefpost von Paris nach England abginge.

Gestern kam die Nachricht, daß Gambetta seine Entlassung gegeben, und heute Morgen steht es im „Journal Officiel". Ein Zeuge der Berathung, in welcher man übereinkam, die drei alten Weiber der Regierung nach Bordeaux zu schicken, um Gambetta abzusetzen, sagt mir, daß man eine halbe Stunde lang vor Freuden ganz außer sich gewesen sei. Die alten Weiber hatten Befehl, Gambetta, wenn er Widerstand versuchte, festzunehmen. Es war dies ungefähr so, wie man einem Straßenkehrer sagt, er solle einen riesigen Leibgardisten festhalten. „Geht vorsichtig zu Werke!" rief Trochu. „Das werden wir thun," antworteten die alten Weiber. „Wir werden in einer der Vorstädte von Bordeaux bleiben, bis wir erfahren, daß wir ohne Gefahr hinein können." Diese Antwort überhob die Freunde der ferneren Befürchtung, daß die Beauftragten sich bei Ausführung ihrer Mission unnöthigen Gefahren aussetzen würden.

Die Lebensmitteltransporte treffen immer rascher ein, so daß alle Furcht vor absoluter Hungersnoth nun gehoben ist. Heute ist das Brod schon weit besser, als wir es in der letzten Zeit gehabt haben und in den Straßen waren gestern sogar mehrere Schafe und Ochsen zu sehen.

Die Straßenecken sind mit politischen Glaubensbekenntnissen von Bürgern bedeckt, welche nach der Ehre eines Platzes in der Nationalversammlung trachten. Wir haben den Candidaten, der sich nicht gern mit öffentlichen Angelegenheiten befaßt und blos den Bitten seiner zahlreichen Freunde

und Anhänger nachgiebt; wir haben den Candidaten, der in ſich die Macht fühlt, das Vaterland zu retten und nun vortritt, um es zu thun; wir haben den Candidaten, welcher jung und kräftig, obſchon noch unerprobt iſt; wir haben den Candidaten, welcher alt und beſonnen, aber noch rüſtig iſt; wir haben den Geſchäftsmann als Candidaten; wir haben den Mann der Muße, der ſeine Tage und Nächte dem Dienſte des Vaterlandes widmen will; wir haben endlich den militäriſchen Candidaten, deſſen Name, wie er ſich beſcheiden ſchmeichelt, durch das Schlachtgetöſe hindurch gehört worden und das bewaffnete Frankreich repräſentirt. Unſern engliſchen Parlamentscandidaten empfehle ich ganz beſonders das Verfahren eines Herrn Maronini hier. Dieſer hat bis jetzt noch weiter nichts gethan, was ihm Anſpruch auf die Stimme der Wähler gäbe, als daß er Buchdruckerpreſſen gefertigt hat, welche vortrefflich und ſehr wohlfeil ſind. Deshalb ſchmückt er ſeine Anſchlagzettel mit ſeinem Bildniß. Daß ein Wähler verpflichtet ſei, für einen Candidaten deshalb zu ſtimmen, weil dieſer ein häßliches Geſicht hat, kann ich nicht recht einſehen, der Bürger Maronini ſcheint aber zu glauben, daß wenigſtens alle häßlichen Wähler dies thun werden. Ein anderer Bürger beginnt ſeine Adreſſe mit den Worten: „Bürger, ich bin der Repräſentant des Fortſchritts.“ In den Clubs ſprach geſtern Abend Jeder und Niemand hörte zu. Selbſt der Bürger Sans, der ſich ſtets mit einem ſcharlachrothen Shawl umgürtet, konnte ſich kein Gehör verſchaffen. Der Bürger Beaurepaire ſchrie vergebens, daß er, wenn man ihn wähle, ſich lieber den rechten Arm abhauen, als in die Abtretung von Elſaß und Lothringen willigen würde — eine Verſicherung, die während der Belagerung ſehr häufig zu hören war und dann allemal mit großem Beifall aufgenommen ward, jetzt aber zu höhniſchem Geziſch Veranlaſſung gab.

Das Ungereimte der Verhandlungen bei dieſen Wahlverſammlungen liegt darin, daß ein Candidat es als eine Beleidigung betrachtet, wenn ein Wähler eine Frage an ihn zu richten wagt. Auch der Präſident verliert in jeder Stunde die Faſſung wenigſtens ein Dutzend mal und ſchüttelt dann die Fauſt und kreiſcht und ſchnattert wie ein gereizter Schimpanſe. Wenn aber die vorbereiteten Wahlverſamm-

lungen lächerlich sind, so ist das Abstimmungssystem dagegen dem unsrigen weit vorzuziehen. Paris ist heute, wo die allgemeine Abstimmung stattfindet, weit ruhiger als ein englisches Dorf am Abstimmungstage. Vor drei Tagen erhielt jeder Wähler eine Karte zugesendet, welche ihn in Kenntniß setzte, wo er stimmen sollte. Die Stimmberechtigten, welche zufällig keine solche Karte erhielten, gingen den nächstfolgenden Tag auf ihre Mairien, um sich eine geben zu lassen.

Ich komme soeben aus einem der Zimmer, in welchen die Stimmzettel abgegeben wurden. Ich sage Zimmer, denn die Pariser folgen nicht unserem thörichten Beispiel auf Kosten des Candidaten Bretterbuden aufzubauen. An dem einen Ende des Zimmers stand ein langer Tisch. Auf der Mitte desselben stand ein Kasten und hinter dem Kasten saß ein Employé. Rechts neben diesem saß ein zweiter. Der Wähler ging auf diesen letzteren zu, zeigte seine Wählerkarte vor und schrieb seinen Namen ein; dann überreichte er dem ersten Employé seine zusammengefaltene Namenliste. Diese steckte der Employé in den Kasten. Gegen dreißig Nationalgardisten verrichteten den nöthigen Aufsichtsdienst. Der Kasten bleibt bis heute Abend auf dem Tische stehen und die Nationalgardisten lassen ihn während dieser Zeit nicht aus den Augen. Dann tragen sie ihn nach dem Stadthause, wo er, wie alle anderen Stimmkasten, geöffnet wird. Die Stimmen werden gezählt und das Ergebniß, so bald es festgestellt ist, bekannt gemacht. „Wie unenglisch!“ wird ein Brite bemerken. Ich kann blos sagen, daß ich bedauere, daß es unenglisch ist. Unsere Wahlen sind eine Schande für unsere Civilisation und für den gesunden Menschenverstand, den wir uns in so hohem Grade zu besitzen rühmen. Voriges Jahr war ich während einer allgemeinen Wahl in New-York; dieses Jahr bin ich während einer solchen in Paris; beide Städte aber sind, was die Registrirung der abgegebenen Stimmen betrifft, uns weit voraus.

Siebzehntes Capitel.

Calais, 10. Februar.

Mittwoch 4 Uhr Nachmittags reiste ich von Paris ab und empfand dabei so ziemlich das, was Daniel empfunden haben mag, als er die Löwengrube verließ. Die Bewohner befanden sich theilweise auf dem Wege zu den Wahlurnen. Viele überlegten, wie Frankreich und Paris es möglich machen sollten, die kleine Rechnung zu bezahlen, welche ihr Gläubiger draußen zusammenstellt. Wenige, sehr Wenige waren noch entschlossen, lieber zu sterben als sich zu ergeben, saßen aber dabei in den Café's auf dem Boulevard, der, wie ich vermuthe, ihr „letzter Graben" sein soll. Viele englische Correspondenten waren angelangt und umgürteten ihre Lenden, um für das britische Publikum thätig zu sein. Baron Rothschild hatte die Güte gehabt, mir einen Paß zu geben, der mir die Befugniß ertheilte, den nach Amiens abgehenden Zug schon an der Güterstation innerhalb der Mauern der Stadt zu besteigen, anstatt, wie weniger Begünstigte thun mußten, nach Gonesse fahren zu müssen. Mein Paß war von den betreffenden Behörden unterschrieben und die betreffenden Behörden hatten aus ihnen selbst am besten bekannten Gründen, wahrscheinlich weil ihnen die Wahlen im Kopfe herumgingen, mich zum „Mitglied des Unterhauses" gemacht und als Zweck meiner Reise angegeben, daß ich nach England wolle, um den Parlamentssitzungen „beizuwohnen". Ich gehe ernstlich mit dem Gedanken um, dieses Document dem Thürhüter des erhabenen Heiligthums der Gesammtweisheit meines Landes vorzuzeigen, um zu sehen, ob er es als gültig betrachtet.

Der Zug ſtand vor einem Schuppen in der Mitte eines Oceans von Schmutz. Er beſtand aus einem einzigen Perſonenwagen und ungefähr einer Viertelmeile leerer Thierwagen. Der Perſonenwagen war bereits voll, ſomit ſchiffte ich mich als Thier ein — ich kann ſagen als ſchlecht-behandeltes Thier, denn ich hatte nicht einmal Stroh, um mich darauf zu ſetzen. In St. Denis inſpizirte ein preußiſcher Offiziant die Päſſe und in Goneſſe kletterten noch ungefähr 200 Paſſagiere in die Thierwagen. Um elf und ein halb Uhr erreichten wir Creil. Ich und meine Mitthiere ſtürzten ſofort nach der Reſtauration, dieſelbe war aber geſchloſſen und wir mußten ſehr hungrig, ſehr durſtig, ſehr übelgelaunt und ſehr naß, denn es regnete ſehr heftig, in unſere Karren zurückkehren. In dieſem angenehmen Zuſtand blieben wir bis Donnerstag neun Uhr Vormittags. Dann und wann fuhren wir langſam einige Meilen weiter und lagen dann wieder mehrere Stunden ſtill. Warum? Das konnte Niemand ſagen, nicht einmal der Conducteur. Er wußte weiter nichts, als daß die Preußen ein Signal ausgeſteckt hatten, welches uns, ihren Sklaven, befahl, Halt zu machen. Wir brauchten zu den acht geographiſchen Meilen von Creil bis Breteuil nicht weniger als zehn Stunden. Im letzteren Orte bekamen wir in einem kleinen Gaſthauſe Eier und Brod und fielen darüber her wie ein Schwarm ausgehungerter Heuſchrecken. Es war ſehr kalt und einige von uns ſuchten Zuflucht in einem geheizten Zimmer des Stationsgebäudes. In der Mitte dieſes Zimmers ſtanden zwei Stühle, auf einem derſelben ſaß ein preußiſcher Soldat, auf dem andern ruhten ſeine Beine. Er war ein großer, ſtarker, rothhaariger Burſche und galt augenſcheinlich in irgend einem Winkel ſeines Vaterlandes für einen Mann von Witz und Humor. Er hatte die Güte, uns mit freundlichem Lächeln zu erklären, wir ſeien in ſeinen Augen ein ſehr verächtlicher Schlag Menſchen und wenn wir nicht auf alle von Bismarck geſtellten Friedensbedingungen eingingen, ſo würden er und ſeine Kameraden uns die Häuſer über den Köpfen anzünden und uns auch ſonſt auf alle erdenkliche Weiſe das Leben ſauer machen. „Erzählen Sie mir doch etwas von Manteuffel,“ ſagte er mehrmals und da ihm Niemand etwas von Man-

teuffel erzählte, so that er es selbst und erzählte eine Menge Geschichten von der wunderbaren Geschicklichkeit und Intelligenz dieses ausgezeichneten Generals. Da er jedoch das Französische sehr schlecht aussprach, so blieb uns ein großer Theil seines interessanten Vortrags unverständlich.

Wir waren seit ungefähr einer Stunde in Breteuil, als ein preußischer Zug herangekeucht kam. Es gelang mir, den Offizianten zu bewegen, mir zu erlauben, meinen Platz in dem Gepäckwagen zu nehmen, und nachdem ich Paris als Thier verlassen, erreichte ich Amiens um zwölf Uhr als Reisetasche. Der sehr große mit Glas gedeckte Bahnhof von Amiens war mit preußischen Soldaten angefüllt und ich war hier eine Stunde lang Augenzeuge und Mitopfer der größten Rücksichtslosigkeit. Die Franzosen wurden fortwährend hin- und hergestoßen. Nie wurden Negersklaven mit mehr Verachtung behandelt. Ich selbst konnte nicht zwei Minuten lang auf einer Stelle stehen, ohne daß mir in rauhem Tone befohlen ward, mich anderswohin zu stellen. Zweimal hoben zwei Soldaten ihre Gewehre, als ob sie mir den Schädel einschlagen wollten.

Franzosen sind, welche Fehler sie auch sonst besitzen mögen, in ihrem Verkehr unter einander oder mit Fremden stets außerordentlich artig. Selbst in den Augenblicken wilder Erregung sind sie noch höflich. Sie vergiften ihren Feind oder sie rennen ihm den Spieß durch den Leib, aber sie thun es, wie Isaak Walton, der Angler, mit dem Regenwurm that, als „ob sie ihn liebten". Es ist seltsam, daß die Deutschen, die doch daheim so gutmüthig sind, sich in Frankreich, selbst während eines Waffenstillstandes, auf solche Weise benehmen.

Um ein Uhr führte mich der weitergehende Zug von diesem Schauplatz deutschen Terrorismus hinweg und bis nach Calais ging Alles glatt. In Abbeville kamen wir aus den preußischen Linien in die französischen. Calais erreichten wir um sieben Uhr Abends und ich war ungemein froh, hier soupiren und mich dann ruhig zu Bett legen zu können.

00570593o

Druck von C. G. Grohmann in Leipzig

2 GEN 1872

Verlag von F. Loewe in Leipzig.

Tausend und eine Nacht.

Eine Auswahl der schönsten Märchen für die Jugend.
Mit 6 fein colorirten Stahlstichen. Elegant cartonnirt.
Preis 1 Thlr.

Die Hausthiere

von

H. Leutemann.

8 Bilder in Farbendruck; elegant cartonnirt.

Loewe's illustrirte Märchenbücher.

Neue Ausgaben in 4° mit je 6 Illustrationen in Farbendruck und Text in großer Schrift.

Aschenbrödel.
Blaubart.
Rothkäppchen.
Dornröschen.
Der kleine Däumling.
Der gestiefelte Kater.
Schneewittchen.
Die sieben Gaislein.
Gott überall.
Hansel und Gretel.
Das Märchen vom tapfern Schneiderlein.

Außerordentliche Preisherabsetzung.

Geschichte des Consulats und des Kaiserreichs

von

A. Thiers.

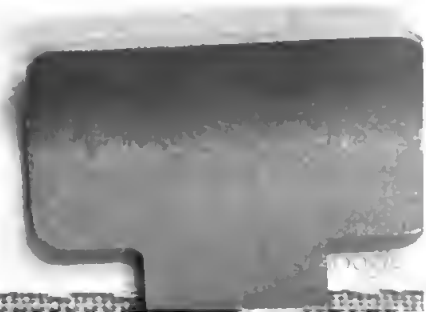
Autorisirte vollständige Uebersetzung

von

Professor F. Büsau.

Preis: 20 Bde. in 8° brochirt 5 Thlr.,
n 10 Halbleinenbde. geb. mit 11 Stahlstichen 6 Thlr. 15 Ngr.

Druck von C. E. Grohmann in Leipzig.



g zed Google